

Die Berg- Stadt

Monats-
blätter, herausgeber
Paul Keller.



Jahrgang 17 heft 2 November 1928
Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn
Breslau // Leipzig // Wien



Georg Ehmsig

Spielende Kinder am Brunnen

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1928



Die Bergstadt

Monatsblätter

17. Jahrgang / Heft 2

Die sieben Sorgen des Kriminalrats

1. Fortsetzung)

Ein heiterer Roman von Rudolf Haas

Unruhe war auch im Gemüte des Junggesellen Dr. Georg Hellengut, doch war sie von anderer Art. Zwischen Büchern und Bildern, Käferkästen und Pflanzenmappen, Globen und Atlanten saß er in seiner Wohnung beim Schreibtisch und benützte die sonntägigen Mußestunden, um sich mit Kants „Kritik der reinen Vernunft“ vertraut zu machen. Es fiel ihm nicht leicht, sich durch das wirre Gestrüpp der manchmal dunkeln und abstrusen Darstellung durchzuarbeiten, aber je klarer sich ihm der eigentliche Inhalt des riesenhaften Lehrgebäudes entschleierte, desto gewaltiger fühlte er sich im Innersten gepackt und erschüttert. Hier war wirklich ein Alleszermalmer am Werke, der die bisherige Weltanschauung titanenhaft umstürzte, Dogma, Glauben und überlieferte Einbildungen vernichtend, das Reich des Wissens ganz aus sich selber aufbaute und das selbstbewusste Ich zum Mittelpunkt der Welt machte: einer, der den Glauben aufgeben mußte, um für das Wissen Platz zu bekommen.

Ein solcher Mann hatte noch gefehlt, ein solcher hatte aufstehen müssen nach den großen Aufklärern, den Kämpfern für religiöse Duldsamkeit, den Heerrüßern für Natur, Vernunft und Freiheit, nach Herder und Lessing, Götz, Karl Moor und der Luise Millerin, unter der Regierung eines Fürsten, der jeden Untertan in den Genuß der angeborenen Freiheiten gesetzt wissen wollte und von dem der Weltbürger Herder heischte:

„O Kaiser, du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen wie des Meeres Sand
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten:
Ein deutsches Vaterland!“

Freilich, ein Namenloser hatte, die Unabhängigkeit Nordamerikas preisend, sich dagegen also vernehmen lassen:

„Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einst glänzt auch dir der Tag, da die
Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst, deine Fürsten
Scheuchst und, ein glücklicher Volksstaat,
grüneßt.“

So weit war der Kriminalrat, von Kant abirend, in seinen Betrachtungen gekommen. Aber nun ging's auf einmal nicht weiter. Mit aufgestühtem Schädel saß er vor der grün betuchten Fläche seines Schreibtisches. Hier stimmte etwas nicht, fehlte ein Glied, war ein Widerspruch.

Allerorten, in allen Gesilden der Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Staatsverwaltung brachen neue Quellen hervor. In welchem Strombett würden sie sich sammeln? Welche Gebiete würden sie überfluten, befruchtend oder vernichtend? Wem zum Segen? Wem zum Fluch?

Er fand die Antwort nicht, konnte sie gar nicht finden. Wenn auch umfassend gebildet und den Massen voraus, war er doch nur ein Kind seiner Zeit, konnte ihr Gären, Drängen, Brausen, Brodeln spüren, den Lichtschein zwar sehen, jedoch nicht beurteilen, ob dieser wirklich Höhenfeuer oder lediglich verflackernder Irwisch war. Nicht einmal die Fackelträger, deren Blut die neuen Flammen anfachte, hätten das zu sagen gewußt!

Es war ja gewiß eine Freude zu leben in diesem Ringen nach Klarheit, nach neuen Lebensformen, Menschheitszielen, aber es war eben ein Ringen. Der Lärm des Kampfes

ließ die Stimme, der Dampf der Schlacht das leuchtende Antlitz der Wahrheit nicht erkennen, und so blieb nichts sicher als das Gefühl des Widerspruchs, des trostlosen Gegensatzes zwischen den idealen Forderungen und der jammervollen Wirklichkeit ringsum.

Zerrissen war das Vaterland, die deutschen Kleinfürsten kümmerten sich wenig um die kernsaule Verfassung, Günstlinge und Mätressen herrschten. Die Folter war zwar aufgehoben, aber die unmenschlichen Strafen des Schiffziehens, Anschmiedens, Brandmarkens waren, im Zeichen der Humanität, geblieben. Arm waren die Bürger; der Bauer, wenn auch nicht mehr leibeigen, schustete um Robot und Zehnten, während die Grundherren sich bei Tierhezen oder Schäferfesten vergnügten und manche, wie die Lobkowitz, Schwarzenberg, Dietrichstein, jährlich zweihunderttausend Kaisergulden und mehr vergebudeten.

Gegensatz um Gegensatz. Nirgendwo entsprachen die Zustände, unter denen die Bürger und Bauern leben mußten, ihren natürlichen Rechten, den Leitgedanken der Menschenfreunde oder auch nur der immer stärker sich regenden Sehnsucht nach geistiger und sittlicher Freiheit.

Hollengut seufzte. Er schob die „Kritik der reinen Vernunft“ beiseite, griff nach den Zeitungen, die mit der Prager Postkutsche für ihn eingetroffen waren. Nachrichten aus Oesterreich: „Zu Grätz hat der Kaiser ein Urteil gegen einen Menschen gemildert, der sechs Personen umgebracht hatte, um ihre Herzen zu essen, in der abergläubischen Meinung, er würde dadurch Glück im Spiel bekommen, sich unvorsichtbar machen und verborgene Schätze finden können. Infolge des Urteils hätte er dreimal mit glühenden Zangen gezwickt, drei Riemen aus ihm geschnitten, er alsdann enthauptet und verbrannt werden sollen; allein der Kaiser änderte die Strafe dahin, daß der Verbrecher drei Tage auf der Schaubühne ausgesetzt, nachdem er auf beiden Backen gebandmarkt, und drei Tage nacheinander jedesmal 100 Prügel bekommen sollte, alsdann auf seine übrigen Lebenstage kreuzweise geschlossen in ein unterirdisches Loch gesteckt und jährlich nur einmal herausgezogen werden, um 100 Prügel zu erhalten“. Dann kam der Nachsatz: „Der Mädchenmörder und Herzensfresser zu Leoben ist am zweiten Tage der hundert Prügelstrafe, und zwar bei dem 161. Schläge gestorben.“

Ein bitteres Lächeln spielte um den gütigen Männermund.

„Unser Schulbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet!“

O feuerschwangerer Schöpfer der Räuber, Kämpfer für Menschenglück und Freiheit, gegen Dummheit, Tyrannen und Sklavenseelen! Loblinger der Freude, obwohl auch du wahrlich wenig Freude erlebt hast! Siehe, sie weinen über Ferdinand und Luise auf den Brettern, aber in der harten Wirklichkeit werden sie jetzt wie einst vor dem schurkischen Präsidenten und dem vertrottelten Hofmarschall lazbudeln, wenn sie Konnexionen, Amtlein oder sonstige Vorteile für sich wünschen oder wittern...

Wieder seufzte der Kriminalrat. Trugbilder, Spinnweben, Seifenblasen überall! Er faltete die Zeitung zusammen, trat ans Fenster, schaute auf die Gasse hinab. Von den Wällen, Kassegärten und Ausflugsorten heimkehrend, kamen allerhand Leute vorbei: Väter in bunten Röcken, Mütter mit Rückenpolstern und Mantillen, Kinder, bis zum Galabegen oder „Cul de Paris“ aufs Haar genaue Zwergausgaben der Großen, farbig und geschwätzig. Über das rauhe Pflaster der ansteigenden Fahrbahn rumpelte ein schwer bepakter Jahrmarktswagen, von einem mit Haut überspannten Pferdegerippe gezogen, das so ziemlich alle Gebrechen, wie Knieschwamm, Überbein, Bielhacke, Schlagebauch und Rattenschwanz aufzuweisen hatte und sich mit schlagenden Flanken hartschnauzig mühte, die Last vorwärtszubringen. Aber als es nun bergauf sollte, konnte es beim getreulichsten Willen nicht weiter. Es stand und zitterte unter der Anstrengung, den schweren Karren nicht zurückrollen zu lassen. Der Eigentümer aber, ein vierschrotiger Kerl in ungeblichem Zwillischittel, ein narbenreicher Klopffechter und angelobter Meister des langen Schwertes von Greifensfels, hieb, statt in die Speichen zu greifen oder mitzuschieben, unter wüstem Geschimpf erst mit der Schnur, dann mit dem Stiel der Peitsche auf die gequälte Kreatur ein, trat mit den Stiefelabsätzen nach ihr, und als auch dieses Verfahren die erschöpften Kräfte nicht zu beleben vermochte, zog er sein Brotmesser, um das arme Geschöpf durch Stiche in die Schenkelmuskeln vorwärtszutreiben. Die Pfliegmatiker schritten gleichmütig vorbei, die Allerweltskonkel blieben stehen und gaben Ratsschläge, die Bierfröhlichen rissen Wize, die Stuger scharmierten mit ihren Demoisellen, die Kinder plapperten.

„Schandkerl!“ donnerte der Kriminalrat vom Fenster herab, „Das Messer weg! Und die Peitsche! Augenblicklich!“

Köpfe wurden emporgeworfen, Hüte gezogen, Röde zum Knicks gefaßt. Alle kannten ihren obersten Gerichtsherrn. Der Landfahrer wandte sein zerhautes Söldnergesicht dem Rufer im Schlafrock zu.

„Poß Dreck! Was geht's Euch an? Das tüdliche Luder bockt und geht mir nicht anders vorwärts!“

„Das Messer weg und rückwärts zugegriffen!“ erklang der Befehl noch einmal. „Lümmel, parier' Er Order, oder ich lasse Ihn ins Loch stecken und morgen aus der Stadt weisen!“

Abermals wollte der Meister des langen Schwertes Widerspruch erheben, doch jetzt mengten sich die Allerweltsterle, die da fanden, daß sie sich beim Gerichtsgewaltigen lieb Kind machen und ihm ihre gute Gesinnung beweisen konnten, in den Handel. Vom Marktplatz her kam, durch den Lärm aufmerksam geworden, mit kühn geschwungenen Säbelbeinen in keuchender Eile ein Stadtsoldat angerannt.

„Im Namen des Gesetzes! Im Namen des Gesetzes!“ schrie er schon von weitem, hielt mit einem Knick unter dem Fenster des Kriminalrates, die Hand am Zweispiz, weiterer Weisung gewärtig.

„Sorg' Er, daß das Tier ohne Mißhandlungen in den Stall gebracht wird,“ sagte Hollengut und trat vom Fenster zurück, während der Klopfstecher, nunmehr die Stellung des Donnerers vom Olymp herab erkennend, ohne Müds in die Radspeichen griff und willfährige Helfer hinten anschoben, so daß das Közlein, fast der ganzen Last enthoben, brav vorwärtskam, unter der Hut des Wachmannes, der mit gerecktem Hals und grimmig kritischen Blicken nebenher ging.

Still war es wieder in der Gasse, dichter wurde die Dämmerung. Die Hand auf die Platte gestützt, stand der Kriminalrat, von seinem Hausrock umwallt, mit gesenktem Kopf beim Schreibtisch. „Scheußlich!“ dachte er. „Ich hätte nicht einmal eine rechte Handhabe gehabt, um den Kerl zu bestrafen. Öffentliches Argerniß? — Lag es denn vor? — Sie gafften oder lachten! — Zum Donnerwetter! Tausend Verordnungen ergießen sich von Wien her übers Land! Von der Geburt bis zum Grab und darüber hinaus soll das Leben der Untertanen polizeilich geregelt sein! Sie dürfen nur zu der und der Zeit legel-schieben, tanzen, singen! Sie dürfen auf der

Straße nicht rauchen, und schon denkt man daran, ihnen auch den Wein zu verbieten! — Aber sie dürfen zu jeder Zeit zusehen, wie einer zu Tode geprügelt wird! — Unerlaubt ist es, einen Teufel mit roten Hosen darzustellen, „weil solche unsere Generale tragen“, — ungehörig ist es für ein Dienstmädchen, mit einer Goldhaube in die Kirche zu gehen, weil solches nur den Bürgerinnen zukommt, — aber erlaubt und frei bleibt für General, Bürger und Bettler, ein ihm gehöriges Tier aufs grausamste zu quälen!

Ei, jawohl! Sie weinen empfindsam über die Leiden des jungen Werther und lassen Zähren rinnen, wenn sie scheiden oder wiederkommen, doch bei den Leiden einer alten Mähre bleiben sie so gleichgültig, wie beim Gebrüll des Spießrutenläufers! — Falsche Gefühlsbuselei und echte Gemütsroheit! — Wenn die neue Pfarrerin die alten Rußbäume abhauen läßt, möchte der Herr Legationssekretär Werther rasend werden, „daß es Menschen gibt, ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat“ und „könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran that“. Aber: Wenn der hohe Adel, die Blüte des Volkes, eine Parforcejagd veranstaltet, und der gehegte Hirsch sich der Meute im Landhalali gestellt hat, dann werden diesem freien König der Wälder von den heranschleichenden Jägern die Hechsen der Hinterläufe mit dem Jagdmesser durchgeschlagen, damit ihn der König der Bürger ungefährdet durch einen Blattstich abspannen kann!

Und: Bei Gelegenheit eines großen Hofestes hatte man einen Gartenpalast derart zugerichtet, daß mehr als 1000 Hasen, 130 Füchse und 60 Wildschweine dort ihre Rolle spielen mußten. Diese Tiere kamen zuerst auf dem höchsten Dachstuhl nach und nach vor, liefen durch eine eigens dazu eingerichtete Stiege in den mittleren Stock, kamen daselbst wieder durch die Fenster und Türen hinaus auf die Galerie, liefen abermals von da weiter in den unteren Stock, von wo sie hierauf ebennmäßig durch die Fenster sprangen und sofort über breite sichtbare Stiegen in den Jagdlauf hinunterliefen. Viele von diesen Tieren haben jedoch ihre so bequemlich zugerichtete Straße nicht oberviert, sondern sind gerade von oben heruntergesprungen, und haben sich imbiolate totgestürzt!

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut... Denn unführend ist die Natur... Heilige Mutter! Da war eine Rechnung, bei der immer ein Rest blieb, ein bitterer, sinnloser, unlösbarer Rest!

Mit herb geschlossenem Mund stand Georg Hollengut im dunklen Zimmer, ein Zweifler und Grübler, der nach Klarheit rang, unsichtbare Ströme ahnte und sie doch nicht zu fassen vermochte mit den beschränkten Hilfsmitteln seiner Zeit: flugsehnsüchtige Seele, die überall an gläserne Wände stieß.

Es klopfte. Die Tür tat sich auf, mit der brennenden Ölpumplampe in der Hand, trat Frau Emilie Lederwasch herein, Amelia, die Gefällige, und wenn irgendwo, paßte dieser Name zu der würdigen und stattlich gerundeten Erscheinung, deren Beruf es war, die jungen Erdenpilger bei ihrem Eintritt in das irdische Zammertal willkommen zu heißen. Sie war wirklich würdig und stattlich, sie war es sogar sehr und allerorten. Wie immer, hatte sie auch jetzt ein zahmes Meerfischweinchchen bei sich, das, wenn die Herrin daheim war, tagsüber fast ständig in ihrem umfänglichen Busen wohnte; pudig hob sich das schnurrbärtige Schnäuzchen über den Ausschnitt des Schnuppenmieders und brachte eine schnuppernde Bewegung in die ruhige Fläche der Haut, die vom Lichtschein angeglänzt und durch die dunkle Farbe des Kleides noch gehoben, in erhabener Weise sich darstellte. Erhaben war ferner die ganze imposante Gestalt von den zuverlässigen Füßen bis zur Turbanhanbe aus glattem Perkal, die einem ersten und faltenlosen Vollmondgesicht den richtigen Abschluß gab; so war die Witwe Lederwasch mit ihren vierzig Jahren noch recht ansehnlich und stets bemüht, die ihrem wissenschaftlichen Stande zukommende Bedeutung auch äußerlich zur Schau zu tragen als geschworene Hebamme und Führerin derselben in dieser des Heiligen Römischen Reiches Stadt. Deshalb war ihre Kopfneigung zum Abendgruß genau abgewogen, ihre Stimme bei aller Freundlichkeit gedämpft, wie es sich schickte für die Angehörige eines Berufes, von dem schon das zweite Buch Mose berichtet: „Gott tat den Wehemüttern Gutes, weil sie ihn mehr als Pharao fürchteten, und bauete ihnen Häuser“.

Hollengut aber begrüßte die lichtbringende Emilie des allhiefig verstorbenen Augen-, Schnitt- und Wundarztes Lederwasch als eine erwünschte Ablenkung von seinen düstern Gedanken. „Schönen guten Abend, liebwerte Hausfrau! Heute in höchst eigener Person? Sonntäglicher Friede also auch in Ihren Gefilden? Nirgendwo ein Backofen eingefallen? Niemand von Freund Adebar gebissen?“

„Hochmögender“, erwiderte sie gemessen, „das Mädchen ist ausgegangen, und ich kann

Sie nicht gut im Finstern sitzen lassen. Aber wollen auch bedenken, daß unser Amt so segensreich wie notwendig ist und nicht darüber scherzen!“

„Aber im Gegenteil! Ganz im Gegenteil!“ antwortete er vergnügt, denn er hatte sie bereits, wo er sie haben wollte. „Habe ich doch Ihr Büchlein ‚Kurze, jedoch hinlängliche und gründliche Anweisung christlicher Hebammen‘, das Sie einem hohen Räte und mir zu widmen beliebten, mit Vergnügen durchgegangen und mancherlei daraus gelernt, wengleich ich als Junggeselle nicht viel damit anzufangen weiß und kaum je in die Lage kommen werde, einem mit Grimmen behafteten Kindlein das ganze Büchlein, so auch das Rüdlein und die Fuß-Söhlein mit Hühnerdarm- oder Kamillenöl wohl warm zu schmieren.“

Er hielt inne, denn mit einer solchen Wirkung seiner Rede hatte er nicht gerechnet. Das strenge Antlitz vor ihm erglänzte auf einmal in freudiger Nührung, zerfloß förmlich darin wie eine Butterkugel in der Sonne.

„O Hochmögender“, rief Frau Emilie hingekissen, „wie stolz und glücklich machen mich dero Worte und die Gewißheit, daß Sie meinem Büchlein so hohe Ehre angetan und es gründlich eingesehen haben, obwohl ich mir bewußt bin, daß ich, wie der meiste Teil weiblichen Geschlechtes, das Talent, Schriften zu stellen, von Gott nicht empfangen habe. Aber mein gottseliger Eheherr hat mich trefflich unterrichtet in aller notwendigen Wissenschaft, wozu auch meine lange Praxis in vielfältigen Okkasionen das ihrige beigetragen, und so habe ich es versucht, zur Ehre Gottes und aus Liebe zum Heil unseres notleidenden Nächsten! Doch nimmer hätte ich zu hoffen gewagt, daß ein so hochgelehrter Herr meinem klein Anerkennung zollen würde! Ach, Konrad Lederwasch, wenn du dies erlebt hättest!“

Bein über Bein im Schreibstuhl sitzend, ließ der hochgelehrte Herr den Redefluß über sich hinauschen. Er kannte seine Wirtin und wußte, daß es hier für ihn kein Entrinnen gab, er hatte aber auch sein Vergnügen dabei und liebte es, bei jeder Gelegenheit den mannigfachen Äußerungen der menschlichen Gemüts- und Geistesart mit ihren wohlthuenden oder fehlerhaften Seiten nachzuspüren. Doch da ihm auch der Schall im Nacken saß, fand er es nicht minder unterhältlich, die lieben Mitmenschen und insbesondere die leicht erregbare ältere Weiblichkeit in aller Gutmütigkeit ein bißchen zu necken und zu reizen, um sich mit den hieraus entstehenden Wallungen der verschiedenen Temperamente ebenfalls ver-

traut zu machen. Also sprach er in eine Atem-
pause der angeregten Hausfrau hinein:

„Es freut mich gewiß, daß es Sie freut, daß mich Ihr Büchlein erfreut hat. Aber vermiffen Sie nicht etwas als Krone und höchste Vollendung Ihrer gewiß gründlichen Ausbildung? Ihre Ehe war kinderlos, Liebwerte! Sollten Sie nicht durch eine zweite Ehe...“

Wiederum entsprach der Eindruck dieser Worte nicht seinen Erwartungen. Aus den sanften Augen traf ihn ein sonderbar schwärmerischer Blick.

„Aber hochmögender Herr Kriminalrat...“

Ihr Bußen ging auf und ab, das Meer-
schweinchen ebenfalls. Hollengut zog den
damastenen Schlafrock fester um den Leib. Er
sah sich neuerlich mißverstanden. Oha! dachte
er still bei sich, laut aber sagte er:

„Ist denn niemand vorhanden, der Sie,
die so vielen das Glück ins Haus bringt, auch
ein wenig beglücken könnte?“

„Niemand!“ hauchte sie. „Das heißt, es
käme darauf an...“

„Ob sich der Rechte findet, meinen Sie?
Nun, vielleicht kann ich Ihnen suchen helfen.“

„Ach!“ seufzte sie und war nur noch purpurn
flammende Erwartung. Der Rager schnaufte
wohligh.

Der Kriminalrat fuhr fort: „Ich wüßte
unter meinen Beamten manchen, der sich
nicht lang überlegen würde, einer so wohl-
gestalteten und wohlbestallten Hausfrau Ehe-
liebster zu werden. Wenn mein wackerer
Jeremias Schwan nicht bereits verlobt
wäre...“

Jetzt erst, da er das dürftige Männchen,
das ihr an Gewicht und Größe erheblich
nachstand, vor ihr inneres Auge beschwor,
erkannte sie ihren Irrtum und seine Fopperei.
Die Miene wurde streng, die Augen blickten
abweisend. Der erwachte Ferkelhase regte sich
und reizte in dem Bestreben, höher hinauf-
zuklettern, mit den husartigen Nägelchen die
glatte Frauenhaut. Das fraßte unangenehm,
doch seine Herrin verlor nichts von ihrer
Würde, bemühte sich nur, mit der Linken,
das Tier an seinen Platz zu verweisen und
sprach dabei:

„Hochmögender, ich bin nur eine schwache
Wittib ohne ehemännlichen Schutz, aber wollen,
bitte, die Regelung meiner außeramtlichen
Verhältnisse mir allein überlassen, zumal da
ich schon mündig bin und weiß, was ich zu
tun habe!“ Sprach's, schob mit einem Ruck
den ungebärdigen Rager in die Tiefen und
rauschte zur Tür. Doch bevor sie diese noch
erreicht hatte, wurde ihr auf einmal ganz
lächerlich zumute, sie wandte sich ins Zimmer

zurück, und dann lachte sie mit ihrem Mieter
in gleichgestimmter Eintracht herzlich und
anhaltend, indes der gelb und schwarz ge-
schädete Ferkelhase die Schulter seiner Herrin
erkletterte und sich dort mit zufriednem
Mummeln niederduckte, als nähme auch er
an der Fröhlichkeit teil. Dämmrig war es in
der geräumigen Stube, nur über den Schreib-
tisch mit seinen blinkenden Siebensachen warf
die Lampe helleren Schein, der auch noch die
Gestalt des Kriminalrates umfloß und die
eingewebten seidenen Vögel des Schlafrockes
pfaunbunt aufschimmern ließ. Es war recht
beaglich.

„Mit Ihnen muß man lustig werden, Hoch-
mögender,“ sagte die Lederwasch. „Ich und
das Schwänlein! Es ist zu drollig! Aber Sie
haben ein höchst glückliches Temperament!“

„Es ist keine üble Mischung,“ nickte er, sich
wieder seinem Gang zu besinnlicher Be-
trachtung überlassend. „Denn, wie ein weiser
Mann das ausgesprochen hat: Sanguiniker
sollen wir sein bei den kleinen Leiden und
Freuden, Melancholiker in den ersten
Stunden bedeutender Ereignisse, Choliker
gegenüber den Eindrücken, die unser tieferes
Interesse fesseln, und Phlegmatiker in der
Ausführung gefaßter Entschlüsse!“

Andächtig lachte die Hausfrau. „Hoch-
mögender wissen aber auch alles! Und die
vielen Bücher! Wenn ich beim großen Auf-
räumen jedes einzelne zum Abstauben in die
Hand nehmen muß, wundere ich mich jedes-
mal, wie das alles in Ihrem Kopf Platz
haben kann!“

Hollengut lächelte, halb wehmütig, halb
belustigt. „Jeder rennt auf seine Weise gegen
die Windmühlen. Flügelrock, Rosinante oder
Stedenpferd: in den Staub fliegen wir
alle...“

„Amen,“ sagte die Lederwasch wie nach
einer erbaulichen Predigt.

Der Kriminalrat erhob sich. „Es ist spät
geworden, meine Liebe, und so muß ich
trachten, daß ich in den Dachsen zum Nachtmahl
komme.“

Er begab sich ins anstoßende Schlafzimmer,
um den Straßenrock anzulegen, während die
Hausfrau in ihre Wohnung hinüberging, wo
noch einige Artgenossen ihres Wüstenfreundes
in einem Ställchen umliefen.

* * *

Fest und gemessen, ein Phlegmatiker in der
Ausführung gefaßter Entschlüsse, schritt
Hollengut zum „Blauen Dachsen“, wo er unter
dem Kreuzgewölbe der altdeutschen Stube
alle Stammgäste bereits versammelt fand,

darunter seinen besten Freund, den Notar Pellet, mit dem er an der Hochschule im Orden der schwarzen Brüder ein paar wilde Renommistenjahre durchtolte hatte. Jetzt war der Sturm zwar verbraust, der Herr Kriminalrat stand in hohen Würden, und der hagere Pellet mit den Siebennarben Kreuz und quer im gebräunten Gesicht dachte daran, sich demnächst zu beweiben, da ihm eine einträgliche Kanzlei in einem Landgerichtsbezirk der Kreisstadt eben erst zugesprochen worden war; aber fröhliche Burschenherzen hatten sich die beiden Herren Brüder trotzdem bewahrt und konnten es an Trinkfestigkeit wie schäumendem Übermut noch immer mit jedem Jüngeren aufnehmen, wenngleich sie jetzt nicht mehr dem Bier, sondern den Weinen aus der Pfalz und vom Rhein den Vorzug gaben. Und davon vertilgten sie manche Flasche, zur Freude des kurzbeinigen Ochsenwirtes, der nicht nur durch seine Nase bezeugte, daß er selbst einen guten Tropfen liebte, sondern dem auch eine untrügliche Witterung dieses Organs im Aufspüren edler Rebensäfte nachgerühmt wurde. Und so vortrefflichen Ruf zu wahren, blieb sein ehrgeiziges Bemühen.

Also trat er auch jetzt, nachdem Hollengut die für ihn aufgehobene sonntägliche Kalbschafte samt den verschiedenen jungen Gemüsen sich einverleibt hatte, in ehrerbietiger Vertraulichkeit zum Tisch: „Großgünstiger Herr Kriminalrat wollen die erfreuliche Nachricht entgegennehmen, daß gestern ein Steinberger Rosengarten eingetroffen ist, ein Hochgewächs edelster Sorte, voll Körper und Feuer und fein! fein!“ Er schnalzte mit den Fingern, küßte die Luft, kniff die Lider zusammen und summte zwar etwas heiser, doch mit echter Begeisterung des Matthias Claudius Lied: „In ganz Europa, ihr Herren Zecher, ist solch ein Wein nicht mehr, ist solch ein Wein nicht mehr! — Darf ich eine Bulle kalt stellen? Was eine? Zwei! drei! Die vierte werden Sie auch noch verlangen! — Ich kenne Euer Gnaden, und kenne seine Gnaden, mein Weinlein!“

„Weiche, Versucher!“ sagte Hollengut. „Was für einen Anlaß hätten wir heute zu solcher Schlemmerei?“

„Wozu braucht's einen Anlaß, Hochmögender?“ entgegnete der fröhliche Dickwanst. „Darum trinkt, o Musesohn, denn die Vorwelt tat's! — Ist das nicht Anlaß genug? Außerdem aber beginnt morgen der Antonimarkt. . .“

„Der mit Scherereien übergenug bringen wird mit seinen fahrenden Jokulatoren und Zigeunern,“ meinte der Kriminalrat, worauf

der Ochsenwirt schlagfertig erwiderte: „Eben deswegen sollte dero Gnaden sich für die vermehrte Arbeit gründlich stärken!“

„Euch entkommt man nicht, Meister Reini!“ lachte Hollengut. „Ich sehe schon, es wird mir nichts übrigbleiben, als Euch das Versuchskarnickel abzugeben.“

Beschwörend hob der Wirt die feisten Hände: „Versuchskarnickel? Da sei Gott vor, Hochmögender! Nur mein Stolz, meine Eitelkeit brennt darauf, aus bewährtem Kennermunde so rasch als möglich die Bestätigung meiner Meinung und gebührendes Lob zu empfangen!“

Der Kriminalrat lehnte sich im Stuhl zurück. „Damit habt Ihr mich bezwungen! So tut denn, was ich nicht lassen kann! — Ich seh's übrigens an deiner Nase, Pellet, daß auch sie darauf brennt, das Blümlein der Mönche von Eberbach zu beschnuppern.“

„Herr Bruder, du bist ein Pharisäer,“ versetzte der lohbraun berockte Anwalt, während der Ochsenwirt mit zappeligen Schrittlein davoneilte. „Tuft, als ob es dir ein Opfer wäre, und kannst es selbst kaum erwarten, die liebe Labe zu kosten!“

„Weiß Gott, du hast nicht unrecht,“ antwortete Hollengut. „Ich trank ihn einst an Ort und Stelle im Klostereller bei Hattenheim im Rheingau. Nie ward mir ein besserer Tropfen, und ich fürchte eine Enttäuschung.“

Beim langen Stammtisch ging es lebhaft zu. Er war ungebedekt, in der schön gemaserten Platte aus gehohntem Kusterholz spielten die Lichtreflexe des Leuchterweibchens, das, bunt bemalt, zwischen dunkelbraunen Hirschgeweihen schwebend, von der Decke niederhing und außer den brennenden Kerzen auch eine Schelle mit einem perlenbestickten Glockenzug zu tragen hatte, die geläutet wurde, wenn die Wiße sich allzu arg verstiegen.

Demalen war es noch nicht so weit. An der einen Ecke hatten sich ihrer vier zu einem Kartenspiel festgesetzt, andere besprachen die Zeitläufte, erörterten die Wetteraussichten, rauchten ihre Pfeifen oder ließen die Schnupftabakdoßen reihum gehen. Hauptsächlich aber war es der bevorstehende Antonimarkt, der sie zu allerhand weisen Betrachtungen veranlaßte, über den Mangel an Sparsamkeit und die zunehmende Vergnügungssucht, über das Votterleben der Fahrenden und daß hiedurch nicht nur die Unsicherheit in der Stadt sondern auch die Verlockung zu überflüssigen Geldausgaben unnütz gesteigert werde; auch sei es, insonderheit für die Jugend, nicht von Vorteil, den Bänkelsängern zuzuhören und die blutigen Schildeereien der Laten der

Malefizbuben und Räuberbanden anzusehen, zumal da sich die Schlingel solche Schaudergeschichten und Gassenhauer zehnmal leichter merkten, als des Schulmeisters erbauliche Betrachtungen über Tugend und Weisheit.

Dies alles erwogen sie klüglich und gaben einander recht, obwohl jeder vom andern wußte, daß keiner die Spektakelstücke der Feuerfresser, Luftprieger und noch nie dagewesener Wundermänner veräumen würde. Dazu erlabten sie sich am bräunlichen Bier nach bairischer Art, das der Ochsenwirt außs trefflichste zu pflegen verstand. Aber auch der Wein war im rechten Maß gekühlt und von solcher Art, daß der Herr Kriminalrat keine Enttäuschung erlebte, sondern mit seinem Freunde Pellet sehr bald einer zweiten Flasche zu Leibe rückte. Waren also in diesem Punkte seine Befürchtungen unrichtig gewesen, so sollte sich dafür seine Voraussage von Scherereien anlässlich des Martes nur allzu bald und in unangenehmster Weise erfüllen.

Sie sahen in bester Sonntagsstimmung beisammen. Der fröhliche Notar, der ein Eulenspiegel war und es liebte, die Pfahlbürger gehörig anlaufen zu lassen, berichtete von ganz absonderlichen Merkwürdigkeiten, die er auf den Messen zu Halle, Jena und Berlin gesehen haben wollte.

„So sehr auch die Natur an gewisse Geseze gebunden zu sein scheint,“ begann er, „so überzeugt uns doch die Erfahrung, daß sie auch die Geseze dann und wann überschreitet und uns durch die unerwarteten Erscheinungen in Erstaunen setzt. Hätte ich das Geschöpf nicht mit eigenen Augen gesehen, ich würde es niemals glauben; denn, meine Herren, was ich in der Preußenstadt vor zwanzig Jahren sah, das war eine Gans, was Kopf, Hals, Flügel, Federn anlangt, eine vollständig regelrechte Gans, aber sie hatte vier Ferkelfüße angewachsen und grunzte.“

„Oho!“ — „Was nicht gar!“ scholl es ihm entgegen. Er verlor seine erste Ruhe nicht. „Gewiß, es klingt wie ein Unsinn, bleibt aber trotzdem wahr, denn — und ich habe die Urkunde mit der beglaubigten Unterschrift von vier Zeugen gesehen — diese Gans war von einem Schwein geworfen. Die Geschichte ist nachher auch in der Zeitung gestanden.“

Sie saßen mit offenen Mündern.

„Sollte die Gans nicht eine Ente gewesen sein?“ lächelte Hollengut.

Pellet tat entrüstet. „Nein, Herr Bruder, keine Ente, sondern eine leibhaftige Gans. Hätte ich sie nicht selbst gesehen und befühlt,“ dabei zwinkerte er seinem Herrn Bruder listig

zu, „so würde ich niemals wagen, eine so unwahrscheinliche Geschichte aufzutischen. Verlassen Sie sich darauf, meine Herren, es ist buchstäblich wahr, und wieso ein solches Wundertier entstehen konnte, dafür ist mir eine Vermutung aufgestiegen, als ich in Jena“ — abermals jenes verschmißte Zwinkern über den Rand des erhobenen Römers weg zu Hollengut hinüber — „eine andre Kuriosität zu Gesicht bekam.“ Er trank und wischte sich den Mund. „Es war dies eine Kaze, eine noch junge Kaze, die hatte nichts Besonderes an sich, außer daß sich überm Kopf die Haare mit Puffen und Locken zu einem babylonischen Turm zusammenzogen wie bei der Madame Pompadour. Es hat recht pudig ausgesehen, und das Wunder soll dadurch erklärlich sein, daß die alte Katzenmama von ihrer zum Ball frisiereten Herrin gestreichelt wurde und sich dabei ‚versehen‘ hat. — Ja, meine Herren, derlei Fälle sind rar, und eben deswegen verdienen sie angemerkt zu werden, hat die Zeitung schon im Falle der Schweinegans ihrem Bericht hinzugefügt.“

„Von einem Kahl mit sechs Beinen habe ich auch schon gehört,“ sagte einer in das nachdenkliche Schweigen der andern. Es war dies der Kürschner Erhart, ein rechtlicher, aber verschlossener Mann, von dem man munkelte, da er noch heute den faulen Heinz bediene, d. h. den chemischen Ofen heiße, um das Magisterium der Goldmacherkunst zu erlangen. Daß der Meister, der nebenbei auch Säugtiere und Vögel ausstopfte, eher Versuche anstellte, um wirksamer Konservierungsmittel zu finden, erschien den Mitbürgern weniger wahrscheinlich. Etwas anderes aber war kein bloßes Gerücht, sondern Tatsache: daß der sonst verständige Mensch einen zornigen Haß gegen alles hatte, was mit der Abdeckerei zusammenhing. Und der war so entstanden: Meister Erhart hatte es, schon vor manchen Jahren, nicht übers Herz bringen können, seinen siech gewordenen Haushund dem Schinder zu überantworten, sondern hatte dem langjährigen treuen Wächter den Gnadenschuß gegeben und in seinem Garten ein Grab bereitet. Dies hatte jedoch der Wasenmeister als eine Verletzung seines Privilegiums in betreff der Bestattung alles verlebten Viehes empfunden und hatte zur Wahrung seiner Gerechtfame das große, allgemein bekannte Abdeckermesser in den Türpfeiler des Erhartischen Hauses gestoßen, wo er es stecken ließ als ein Zeichen, daß der hier Wohnende dem Schinder ins Handwerk gepfuscht habe. Das war nun eine böse Sache, denn weder der Meister noch sonst ein reblicher

Mann konnte das unehrlich machende Messer herausziehen, weshalb sich Erhart herbeilassen mußte, den beleidigten Wäsenmeister unter Anbot einer entsprechenden Geldsumme zu ersuchen, das schimpfliche Zeichen zu entfernen, was dieser nach einigem Feilschen auch tat. So hatte der Kürschner nicht nur Schande und Spott für seine Tierfreundlichkeit geerntet, sondern sich auch vor dem Kapüller demütigen müssen, weshalb es begreiflich war, daß er die erlittene Beleidigung nicht vergessen konnte. Als daher auf seine Bemerkung wegen des sechsfüßigen Kalbes ein Tischnachbar mehr vorschnell als wichtig fragte, ob ihm dies etwa sein Freund, er wisse schon, wer, gezeigt habe, gab Meister Erhart keine Antwort, sondern trank schweigend sein Bier aus und verließ den Blauen Ochsen. Die andern tadelten den unbedachten Spaßvogel, vergaßen jedoch den Vorfall bald wieder und fuhrn fort, von Meerwundern, Seeschlangen und Seltsamkeiten zu reden, gern bereit, die unmöglichsten Sachen für wahr zu halten, denn bei allen Fortschritten war der Glaube an Spud, Geister und Mysterien tief verankert in einer Zeit, wo Cagliostro mit seiner ägyptischen Maurerei, mit magischen Operationen, Universalelssenzen und Verjüngungstinkturen an allen Höfen vergöttert wurde, jedes alte Haus seine Polstertube hatte und der Nachfolger des großen Preußenkönigs sich von den neuen Rosenkreuzern durch Geisterbeschwörungen äffen und ängstigen ließ. Nichts konnte so unsinnig sein, daß es nicht überzeugte Anhänger fand. Hatte doch erst vor wenigen Jahren ein Graf St. Germain alle Welt mit der Versicherung hingerissen, daß er das Lebenselixier besitze, selbst bereits 2000 Jahre alt sei und die Apostel gut gekannt habe; Fürstengunst und Reichtümer flogen ihm zu. Und trug nicht noch heute mancher Offizier den Strid eines Gehentken als Amulett am bloßen Arm, um sich unüberwindlich zu machen? Die Großstädter waren hierin nicht anders als die Pflahlbürger der kleinen Stadt, die beim Abendhoppen beisammensaßen und ihre Meinungen über Mystik und Magie, Rattenkönige und Feueralamander austauschten, indes Hollengut mit seinem Freunde Pellet der erfreulichen Wahrheit des irdischen Weines immer tiefer auf den Grund zu kommen sich bemühte.

Aber so löblicher Forschungseifer sollte unerwartet eine böse Störung erfahren. Unter der Tür erschien die riesige Gestalt des Rottmeisters Schusser. Mit allen Zeichen aufgeregter Ratlosigkeit wollte er sich dem

Kriminalrat nähern, doch dieser hatte ihn bereits bemerkt und winkte ab.

„Pellet,“ sagte er, während er nach seinem Hut langte, „du wirst nun wohl die Flasche allein austrinken müssen. Ich kenne meinen Weibel, wenn der so ein Gesicht macht, muß was Arges vorgefallen sein. Sorg' mir nur dafür, daß nicht allzu tolles Getratsch und Schaugelüft entstehe.“

Wirklich hatte schon die bloße Tatsache, daß der Polizeimeister den obersten Gerichtsherrn holen kam, die allzeit sprungbereite Neugier und Klatschsucht der Spießbürger aufs höchste gereizt, so daß sich einige bereits anschickten, ihre Beche zu begleichen, um dem Kriminalrat zu folgen.

„Bleibt ruhig sitzen, liebevorte Herren und Meister,“ sprach Hollengut laut in die gespannte Stille. „Was wollt ihr jetzt in den finsternen Gassen? Sollte etwas Ungehöriges vorgefallen sein, so könnt ihr es nicht mehr verhindern und würdet nur im Weg sein, ich müßte euch heim schicken. Auch ist kein Grund zur Beunruhigung vorhanden, denn die Stadt steht fest wie zuvor und die Obrigkeit wacht. Stört also euch die Sonntagsfeier und mir die Amtshandlung nicht. — Komme Er, Rottmeister!“

Als sich die Tür hinter den beiden geschlossen hatte, summt es unter der dicken Deckenwölbung aufgeregt durcheinander, fragte, orakelte, erging sich in Vermutungen, brannte in Sensationsgier, und einige wollten trotz der Mahnung des Kriminalrates fortgehen. Doch der Ochsenwirt, ebenso eifrig auf die öffentliche Ordnung wie auf seinen Vorteil bedacht, erklärte ihnen, daß Hollengut mit dem berichtenden Weibel noch unterm Haustor stehe und es nicht rätlich sei, jetzt seinen Weg zu kreuzen. Und Pellet ließ sich also vernehmen:

„Seid ihr denn alte Waschweiber, die alles brühwarm umrühren müssen? Wollt ihr draußen den Mond anheulen oder Maulaffen feilhalten, weil vielleicht ein paar Markfahrer raufen? Schwemmt eure Neugier mit Gerstenfäst hinunter und laßt euch nicht verleiten, in der Hundehütte nach Bratwürstchen zu suchen!“

Aber auch diese kräftigen Worte hätten auf die Dauer nicht vermocht, die Neugierträmer zurückzuhalten. Da wurde abermals die Tür aufgerissen, und hereinsprang, atemlos vom schnellen Laufen, ein buckliges Männchen, höchst stuberhaft gekleidet, gepudert, geschminnt, mit schwarzen Pflästerchen bespappt, die — freilich vergebliche Mühe — dem unerfreulichen Gesicht etwas von seiner



Die Mutter

Nach einem Holzschnitt von Willi Geißler

Häßlichkeit nehmen sollten. Der Sarg- und Möbeltischler Kürzel war es, ein dummdreister Wichtigtuer und HänkeSpinner, sonst nirgends gern gesehen, heute aber als der Träger unerhörter Neuigkeiten äußerst willkommen. Der Bedeutung seiner Nachrichten sicher, stand er wie eine geschwollene Kröte mitten im Zimmer, achtete es nicht, daß von den niederrinnenden Schweißtropfen auch die Schminke und die Muschen fortgeschwemmt wurden, und krächzte, sobald er wieder Luft holen konnte, mit seiner knarrenden Stimme:

„Entsetzlich! Schauderhaft! — Wissen Sie es schon, meine Herren? — Nein, Sie wissen es noch nicht! Es ist aber auch unfassbar! — Unfassbar!“ Hier machte er eine Kunstpause und weidete sich heimlich an der zur Siedehitze getriebenen Aufregung, die ihn umdampfte.

„Redet deutlich, Meister!“ — „Was ist los? Berichtet endlich!“ — „Nacht Euch nicht maufig!“ — „Setzt uns nicht Daumenschrauben auf!“ — „Fadelt nicht lang und spinnt Euern Faden ab, eh' Ihr dran erstickt!“ scholl es ihm von allen Seiten entgegen. Er zögerte noch eine Weile, um den großen Augenblick seiner eigenen fragwürdigen Wichtigkeit ganz auszukosten, schob das spitzige Kinn vor, schmackte mit den Lippen, räusperte sich. Da packte ihn ein haariger Schustermeister beim dürftigen Arm und schüttelte ihn wie einen Flederwisch:

„Du himmelkreuzelementkriminalischverdammter Rammelochs! Setzt red'!“

Unter dem ausgiebigen Griff verzog Kürzel schmerzlich das Gesicht. „Wie kann ich reden, wenn ihr mir die Seele aus dem Leib beutelt, und alle durcheinanderschreien wie die Zahnbrecher?“ sagte er säuerlich, mit gekränkter Miene. Da fühlte er sein Gebein noch nachdrücklicher durcheinandergerüttelt:

„Schwaz' nicht, red'!“

Nun wurde der Tischler ernstlich wild. „Laß mich los, du Schustertrampel!“ schrie er. „Bin ich dein Schuhfeger? Wenn du mir so kommst, sage ich überhaupt nichts!“

„Red'!“ donnerte der Meister knieriem zum drittenmal, wurde aber nunmehr von anderen, die im Ernst fürchteten, um die Neuigkeit zu kommen, in den Hintergrund abgeschoben, worauf sich Kürzel, halb versöhnt und noch ein bißchen schmollend, herbeiließ, zu berichten. Es war ein eindrucksvoller Augenblick. Sogar der Döhsenwirt vergaß, die leeren Gläser wegzunehmen, und die Kellnerin stand mit aufgerissenen Kuhaugen wie eine Statue an der Wand.

„Ja, nun also, meine Herren,“ trompetete das Hödermännchen und feigte dazu, „der

Meister Erhart hat einen niedergestochen, — totgestochen, umgebracht! Daheim in seinem Hause! — Ich habe die Leiche gesehen und das Blut und das Messer!“

Daraufhin war es lautlos still. Es dauerte eine Weile, bis die lähmende Überraschung sich löste. „Heiland im Himmel! Der Erhart? Das ist doch nicht möglich!“ — „Vor einer Stund' war er noch hier!“ — „Was? Vor einer Stund'? — Raum eine halbe ist er fort!“ — „Kürzel, du willst uns wohl dumm machen?“ rief und schrie's durcheinander.

Aber die Tat war wirklich geschehen. Während sie im Blauen Döhsen gründlich durchgesprochen wurde und sich immer wieder andere Gäste mit neuen Einzelheiten einfanden, eilte der Kriminalrat hinter der schwankenden Dlfunzel seines Weibels durch die stockdunklen Gassen, in der sich trotz der späten Stunde Gaffer genug herumschoben, zum Haus des Kürschnermeisters unten beim Fluß, wo ein verdrossener Polizist sich kaum die Mühe nahm, die anbrängenden Zuschauer zurückzuhalten. Ungleich nachdrücklicher ging der Rottmeister daran, Ordnung und für seinen Vorgesetzten Raum zu schaffen. Mit den mächtigen Armen zerteilte er das Gewühl, wobei es ihm durchaus gleichgültig war, daß seine Laterne eine vorwichtige Nase streifte oder einen ehrsamem Bürgerhut vom Haupte schlug. Dazu ließ er seine Stimme gewaltig erdröhnen:

„Platz! Platz für den Hochmögenden! Aus dem Wege, du Rader! Siehst du nicht, daß der Herr Kriminalrat kommt? — Was steht ihr überhaupt hier herum? Ordentliche Leute gehören jetzt ins Bett! — Die verfligten Frauenzimmer hätt' der Teufel nicht schöner mit seinem Schubkarren zusammenbringen können! Wie der Schnittlauch auf allen Suppen sind sie! — Ist das ein Gehörtsich: auf der Gasse herumstehen und die Kinder zu Hauße schreien lassen? — Und der dicke Herr Bettler dönn't auch schon gescheiter sein! — Schert euch heim! Die Kriminalität ist kein Theater! — Platz! Kreuzdonnerwetter! Platz für den Hochmögenden!“

Sie grimmasierten, murrten, traten beiseite, dienernten vor dem Gerichtsherrn, aber niemand entfernte sich. Auch als sich das Tor hinter Hollengut geschlossen hatte, wichen sie nicht, starrten das düstere Haus mit den zugemachten Fensterladen an, redten die Häße, obwohl nichts zu sehen war, und ließen sich mit angenehmem Grufeln die Haut schaudern und die Haare zu Berge steigen.

Auf den Dielen der Wohnstube fand Hollengut den Toten, einen älteren Men-

ischen im Flidenkleid der Fahrenden; das Felleisen hing an einer Stuhllehne, ein Teller mit Brot und Salz stand neben einem Wasserkrug auf dem Tisch. In der Küche kauerte, von drei heulenden Kindern umdrängt, die verstörte Hausfrau. Als sie den Kriminalrat erblickte, brach sie in lautes Zammern aus, was die Kleinen veranlaßte, ihre Stimmen ebenfalls stärker zu erheben.

„Ich kann nichts dafür! Ich hab's ja nicht gewußt! Der Nachbar Seifensieder ist an allem schuld!“ schrie sie.

Starr, in erzwungener Ruhe stand Meister Erhart an der Wand. „Hochmögender, getan hab' ich's, aber wie's geschehen konnte, ist mir nicht im Bewußtsein. Der helle Zähzorn war in mir und die rote Wut. Die Faust hat zugestoßen, aber das Herz hat's nicht gewollt und das Hirn nichts davon gewußt. Das kann ich beschwören — beim Leben meiner Kinder. . .“ Der Arm zitterte dem rauhen Mann, als er ihn gegen die Rundscheitel seiner Waben ausstreckte. Aber er ließ die Hand nicht auf die blonden Scheitel niedersinken, — sie hatte ja Blut vergossen. Die mühsam behauptete Fassung zerbrach, er schwankte und mußte sich am Herbrand festhalten. Ingrimig schnaufend stand Rottmeister Schusser unter der Tür.

„Seht Euch, Meister Erhart,“ sprach Hollengut. „Seht Euch und berichtet.“

Der Kürschner raffte sich zusammen. „Verzeihung, Euer Gnaden, — es ist schon vorüber und geziemet mir nicht, zu sitzen in Gegenwart meines Richters. Stehend will ich bekennen — und den Spruch empfangen, — Verdammnis oder Gnade, — es ist alles eins, mein Leben ist ja doch verpfuscht. . .“

„Der Seifensieder ist schuld! Nur der Seifensieder!“ klagte die Meisterin.

„Wolltet uns allein lassen, Frau,“ sagte der Kriminalrat mit einem Blick auf die Kinder. „Das ist nichts für die Büblein. Führet sie fort.“

„Wohin denn? Doch nicht in die Wohnstube?“ rief sie wild.

„In die Werkstatt!“ sagte der Hausherr. Da packte sie ein Taglicht und verließ mit ihrer schluchzenden Schar die Küche.

Hollengut wandte sich wieder dem Kürschner zu.

„Was hat Euch zu so unseliger Tat getrieben? Ich kenne Euch als besonnen und friedfertig.“

„Euer Gnaden,“ antwortete der Meister, „ich weiß nicht, womit ich's bei unserm Herrgott versehen habe und warum er gerade mir von unehrlichen Leuten Schande schickt.

Aber daß unser Nachbar einen Teil, freilich nicht Schuld, sondern nur straflose Mitverantwortung trägt, darin hat meine Hausfrau nicht ganz unrecht. — Ich geh' also vom Blauen Ochsen nach Haus', ärger' mich noch ein wenig über die dumme Bemerkung, schlag' mir sie aber dann aus dem Kopf, freu' mich auf Daheim und leg' mir in Gedanken auch ein Märlein zurecht, daß ich's den Kindern vorm Einschlafen erzählen kann. Kommt mir meine Frau im Flur entgegen: „Mann, in der Stube ist ein vagierender Gesell, der Nachbar Seifensieder hat ihn hergewiesen, such' Herberg und Obdach. Ich wollt' dir nicht vorgreifen, hab' ihm unterdessen Brot und Salz vorgelegt, mögest du ihn selber weiterhin beraten.“ — Nun ist aber der Nachbar ein Spaßmacher von der unguuten Art und mir außerdem nicht grün, dickeil ich in einem Grenzstreit gegen ihn obgesiegt hab'. Er hat also den Menschen, der ihm sein richtiges Gewerbe anbot, in mein Haus gewiesen: er möge nur da hineingehen, der drin wohne, habe mit Kadavern und Häuten zu tun. — So hat mir meine Hausfrau berichtet und ist in die Küche gegangen. Im Zimmer aber sitzt der Mensch, und wie ich hineinkomm' und ein bißel hin und her frag' und reb', wird er immer blasser, steht auf, sagt: „Meister, es kommt mir hier nicht richtig vor. Seid Ihr auch wirklich der Abbecker?“ — Kam's heraus: ist ein Schinderknecht gewesen, in meinem ehrlichen Haus, an meinem Tisch, neben Weib und Kindern! — Weiß nicht, was dann war. Das Brotmesser ist auf dem Tisch gelegen, — muß es wohl in die Hand gekriegt und zugestoßen haben. Kann mich nicht darauf besinnen, hab' rotes Feuer vor den Augen gehabt, und so ist 's geschehen.“

Die Rechte auf den Schenkel, die Stirn in die Linke gestützt, hörte Hollengut zu, sah dann schweigend, in tiefen Gedanken. Der Fall war nicht nur schwierig, sondern auch unklar. Jener Offizier, der kürzlich in Berlin einen Schalksknecht niedergeschossen hatte, war straflos geblieben, und die Zeitungen hatten noch hinzugefügt: „Daß der Offizier so handeln mußte, ist vielleicht nach der jetzigen Lage der Sache richtig, doch es sind traurige, und wahrlich auch unbegründete Vorurteile, die diese Lage veranlaßt haben.“ — Aber wenn auch alle Bürger in dem Vorgehen des Kürschners nur eine berechnete Notwehr gegen die Verunehrung seines Hauses und seiner Familie erblicken sollten, so war Hollengut keineswegs gewillt, die Tat ungepöhnt zu lassen. Doch wie sollte er

sie beurteilen? Es war nicht leicht und erforderte gründliches Überlegen, die richtige Entscheidung zu treffen.

Stumm harpte der Meister des Spruches; seiner Befehle gewärtig, stand der Feldwebel auf der Schwelle. Endlich erhob sich der Kriminalrat:

„Ich will Euch glauben, daß Ihr mir wahr berichtet habt. Doch Ihr seid ein reifer Mann und kein unmündiger Knabe oder ein unvernünftiges Tier und hättet Euch nicht sollen vom jähen Zorn überwältigen lassen. Noch weiß ich nicht, wie Ihr dafür büßen sollt, haltet Euch also weiterhin für Euern Richter bereit, bleibt im Hause und verlaßt auf keinen Fall die Mauern der Stadt! — Und nun,“ — damit wandte er sich an den Weibel, — „sorge Er, daß der arme Mensch in die Totenkammer gebracht werde!“

Aber dieser Befehl war leichter gegeben, als ausgeführt. Der Rottmeister hatte, wohl in Erwartung eines solchen Auftrages, seinen Vorgesetzten wie in heimlicher Angst angeblickt. Jetzt ging ein Ruck durch die ungeschlachten Glieder, das Gesicht wurde blaß, Schreden fladerte in den Augen.

„Hochmögender,“ stotterte er, „halten zu Gnaden, — bin ein braver Soldat gewesen und in Ehren aus dem Dienst geschieden, will so in die Grube fahren. Hab' nichts gemein mit unehrlichen Leuten . . .“

Mit gerunzelten Brauen sah ihn Hollengut an.

„Was heißt das, Schusser? Weigert Er einem Menschenbruder den letzten Liebesdienst? Und mir den Gehorsam?“

„Hoher Herr Kriminalrat,“ sprach der Feldwebel, und die Antwort fiel ihm ersichtlich schwer, „Blut und Leben, alles und mit Freuden für Sie und die Stadt, — nur nicht die Ehre! Darf den Schalksknecht nicht anfassen, bin sonst versemt und gemieden unter den Leuten!“

„Dummes Gelatsch!“ unterbrach ihn Hollengut. „Wenn ich Ihm erkläre, daß es solches Unehrlighwerden vor Sägung und Recht nicht gibt, daß er der rechtschaffene Soldat und mein braver Rottmeister bleibt, so wird Er sich's, glaub' ich, doch überlegen und gehorchen!“

„Euer Gnaden,“ entgegnete der alte Haubegen, „mag sein, daß dies so gilt vor Sägung und gelehrtem Recht, aber nicht unter Bürgern und Bauern. Die würden mir gleichwohl aus dem Weg gehen, die Hand weigern und mit Fingern nach mir weisen. Solches ist ungeschriebenes Gesetz der Wölfs- und Solbatenehre, darf nicht dawiderhandeln.

Und wenn Hochmögender selbst allen Leuten im Gerichtskreis befehlen könnten, mich nicht in Verruf zu halten, so würden sie es trotzdem nicht befolgen, sondern mich heimlich meiden und scheiden.“

„Dickhädel!“ zürnte der Kriminalrat. „Und wenn ich es Ihm befehle kraft meiner Stellung als Gerichtsherr?“

Der Rottmeister preßte die Lippen aufeinander und erwiderte nicht.

„Unbotmäßigkeit?“ grollte Hollengut.

Schusser starrte über ihn weg. Leid war in seinen Augen, daß er dem verehrten Herrn Widerstand leisten mußte, aber hartschädelig zwang er sich die Worte ab: „Wollen zugute halten, Hochmögender, — nach Eid und Dienstvorschrift obliegt solches nicht der Stadtpolizei und kann ihr daher nicht aufgetragen werden. Ist hiefür der Totengäber zuständig und berufen.“

Das stimmte, und der Kriminalrat war einsichtig genug, den Befehl nicht zu wiederholen.

„Schäme Er sich, mich im Stich zu lassen,“ sagte er nur. Wolf Schwalbenschlag hätte das gewiß nicht getan! Wo steckt er eigentlich?“

„Er ist dienstfrei,“ antwortete der Weibel, hustete einmal, um sich Mut zu machen, fuhr ehrerbietig fort: „Und ich sag': Gott sei Dank! dazu. Und wenn ich eine untertänige Bitte aussprechen darf: Wollen die Güte haben, den Burschen in dieser Sache nicht zu verwenden. Er würde gehorchen und dadurch wieder und noch tiefer in das Elend zurückkommen, aus dem ihn Euer Gnaden erst kürzlich erlösten. Wäre schade . . .“

Aus den Augen Hollenguts schwand der Zorn. „Wenn Er auch ein Dickhädel ist, Schusser, so ist Er doch ein wackerer Kamerad!“

Nun begann es im Gesicht des alten Haubegens zu arbeiten. Das unerwartete Lob ergriff ihn. „Großgünstiger,“ rief er mit kaum gebändigter Rührung, „wenn es nur auf mich allein ankäme, ich tät's gleich! Aber da ist meine Familie, da sind die Kollegen, — es ist des Teufels Rüche! Verzeihen mir nur die Notlage!“

Mit einer Handbewegung hemmte Hollengut die Weiterrede. „Schon gut! Gehe Er nun zum Friedhofswärter, daß er mit Wahre, Karren und Knechten hierher komme.“

Draußen standen noch immer die Leute Kopf an Kopf im Dunkeln, das von ein paar Handlaternen nicht gelöst werden konnte. Der Kürschnermeister war auf der Herdbank zusammengesunken, Hollengut begab sich in die Werkstatt, um die Hausfrau zu beruhigen.

Als der hölzerne Karren angerumpelt kam, gaben die Gaffer den Weg frei, drängten jedoch gleich wieder ganz nahe heran, um sich nur ja nichts von dem Nervenkitzel des großen Schauspiels entgehen zu lassen. Die Wahre wurde von zwei Knechten in die Wohnstube geschafft.

„Nun sorget, daß er bald seine Ruhe finde,“ sagte der Kriminalrat zu ihnen. Doch sie standen mit knifflischen Gesichtern unbeweglich wie Haubenstöcke. „Nun?“ mahnte er mit erhobener Stimme, in deren Unterton der aufsteigende Zorn mitgrollte. Sie rührten sich nicht. „Solches obliegt dem Richter!“ murmelte einer verbissen.

„Zum . . .“ Im Angesicht des Toten unterdrückte der Kriminalrat den Fluch, aber seine Rede ward darum nicht leiser. „Nein! Es obliegt euch! denn dieser ist kein Verbrecher! Greift zu und macht der Sache ein Ende!“

Sie drehten die Hüte zwischen den Fingern und gehorchten nicht.

„Ihr wollt Christen sein?“ polterte Hollengut weiter. „Dieser hier ist euer Nächster wie ich, und der Tod macht uns überhaupt alle gleich! Habt ihr denn Herzen aus Stein, daß ihr euern Bruder den letzten Liebesdienst weigert? So seid ihr grausamer als die Tiere und ärger als Judas; denn ihr verratet euern Heiland aus Dünkel und Aufgeblasenheit! Mit welchem Recht dürft ihr euch brüsten und sagen, ihr seid besser als dieser Arme? — Seht, ich selber fasse mit an! Vorwärts also!“

Er wußte, daß er ihnen nicht geradezu den Befehl erteilen konnte, denn die Friedhofsdienere unterstanden ihm nicht. Aber auch sie wußten, das hielten die widerborstigen Schädel gesenkt und folgten seinem Beispiel nicht.

Zum erstenmal fand sich der Kriminalrat im Augenblick ratlos. Wie sollte er dem armen Kerl endlich Frieden verschaffen? Allein konnte er's nicht leisten, und die Henkersknechte wollte und durfte er nicht herbeirufen; denn solches war keineswegs ihre Aufgabe, und wenn sie sich auch vielleicht aus Kameradschaft hierzu bereitgefunden hätten, so wäre ein derartiges Vorgehen des Kriminalrates nur geeignet gewesen, dem Aberglauben der Bürgerschaft neue Nahrung zu geben. Gerade das aber mußte er vermeiden, denn er war entschlossen, sich von seiner ersten Sorge zu befreien und den albernen Irrwahn, die Überheblichkeit und engstirnige Heuchelei mit allen Mitteln zu bekriegen.

„Meister Erhart!“ rief er in die Küche hinein. „Es geht schließlich auch um die Ruhe eures Hauses! Kommt also und helft mir!“

„Hochmögender, — mich grauset . . .“ stöhnte der Kürschner.

„Da soll doch . . .“ Abermals verschluckte der Gerichtsherr ein Kraftwort und wandte sich der Haustür zu, ob er unter etwa den Neugierigen draußen Weistand fände. „Dumm und obendrein feig? Psui!“ knurrte er in seinem Ingrimme den Rottmeister an, der sich diesmal in Vorahnung des Kommenden überhaupt nicht ins Zimmer begeben, sondern es vorgezogen hatte, das Tor zu bewachen. Den alten Soldaten traf der Tadel wie ein Hieb, hilflos hob er die Arme.

Doch da scholl mit einemmal draußen vor dem noch geschlossenen Tor wüstes Gelärm, eine Frauenstimme kreischte, gestellte, schrie, — schrie lang und schrill. Der Türflügel wurde aufgerissen, ein groß gewachsenes Weib, schwarzhaarig, zigeunerhaft, stand auf der Schwelle, in bunte Lumpen gekleidet, hochgesegneten Leibes.

„Wo ist mein Mann? Uh! Mein Uh! Was haben sie dir getan? Wo bist du? Uh! Uh!“

Niemand hatte sie aufgehalten, scheu war die Meute der Neugierigen zurückgewichen, nm ja nicht von der Unehelichkeit gestreift zu werden, auch die zwei Stadtoldaten draußen wagten so wenig wie der Feldwebel im Flur, ihr den Weg zu vertreten, und Hollengut tat absichtlich nichts, sie an ihrem Tun zu hindern. Sie rannte vorwärts, schrie noch lauter, warf sich über den toten Gatten. Woniglich durchgruselt stand die Menge wie gelähmt. Alle Türen waren offen geblieben, frei konnte der Blick von der Gasse bis ins karglich erhelltte Zimmer schweifen, wo sich die Frau mit zitternden Händen an den leblosen Körper klammerte. Die lusternste Sensationsfucht kam da auf ihre Rechnung.

Als bald jedoch trat der Kriminalrat in die Stube, er allein, wies die Knechte hinaus, verbat sich jede Störung, schloß die Türen, auch die zur Küche, und beugte sich, auf ein Knie gestützt, über die Unglückliche. Sein Gesicht war von einem guten Mitleid durchleuchtet. „Armste! Ihr Armste!“ sagte er weich und streichelte ihr die schütternden Schultern. Da hob sie den Kopf. Alle Leiden, Klagen und Anklagen eines gemarterten Tieres starteten ihm aus ihren schwarzen Augen entgegen.

„Mörder . . .“ wimmerte sie. „Uh! Mein Uh!“ preßte die Stirn gegen die Brust des Toten und blieb so, von zuckenden Schauern durchflogen.

Hollengut legte seine Hand auf ihr Haar, ließ sie dort ruhen. Lange. Und schwieg

dazu. Schwieg und ließ seine Hand für sich sprechen, diese behutsame, warme, treue Männerhand.

Wieder traf ihn ihr gequälter Blick, mißtrauisch, ungläubig.

Aus seinen ernsten Augen sah er sie an — und schwieg. Aber die Hand auf ihrem Scheitel sprach, mild, eindringlich, tröstend. „Geheßtes Menschenkind, liebe Schwester,“ sprach sie. „Ich kann die Tat nicht ungeschehen machen, dir den Gatten nicht wiedergeben. Aber helfen möchte ich dir in deinem großen Schmerz, dich stützen und aus der Friedlosigkeit deines elenden Daseins in eine stille Hasenruhe geleiten. Dein Leid möchte ich lindern, deine wunden Füße heilen, deinem erkalteten Herzen Wärme geben, und dem Kinde, dessen Antunft du mehr fürchtest als ersehnt, eine Zuflucht schaffen vor der ungerechten Welt! Im Gedenken deines Kindes sollst du Ersatz finden für den Verlust seines Vaters. Sei getrost, vertrau und glaube mir, nicht alle Menschen haben die Heilandsworte vergessen: „Liebe deinen Nächsten!“ und: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“

Minutenlang blieb er so über die Witwe gebeugt und wartete, bis die krampfhaften Zuckungen des Körpers verebbten, die Verzweiflung sich löste, das lautlose Schluchzen zum befreienden Weinen wurde. Dann erst wagte er zu reden, und konnte ihr nichts anderes mehr sagen, als was sie bereits wußte.

„Frau,“ sagte er, während sie staunend mit immer gläubigeren Augen zu ihm aufschaute und wie erlöst atmete, „Frau, weint Euch aus, es wird Euch gut tun. Aber denket auch an das kleine Wesen, das in Euch dem Licht entgegenwächst. Weint nur, doch verzweifelt nicht! Die Tat wird gebüßt, und für Euch soll gesorgt werden. Mangelt Euch die Stütze des Gatten, so werde ich Euch beistehen und durchsetzen, daß Ihr fürder nicht ohne Recht und Frieden seid.“ Er redete noch einiges zu ihr, sagte ihr, wer er sei, damit sie sicher würde, und sie ward getröstet, griff nach der Hand, die ihre Stirn streichelte, und wollte sie an die Lippen pressen. Als er ihr das weigerte, drückte sie diese starke, trostreiche Hand gegen ihre Augen und ließ die Tränen darüberriunen. Er wehrte ihr nicht, und ihr leidvolles Herz fand Ruhe.

Noch eine Weile ließ er sie in diesem seltsam gemischtem Gefühl des Schmerzes und Geborgenseins sich wiegen, überlegte währenddem und sprach sodann: „Da nützt nun nichts, Frau. Kommt, wir wollen ihn von

dieser bösen Stätte an eine friedlichere bringen! Helft mir, ihn auf die Bahre legen.“

Wieder überströmten ihre Lider. „Hoher Herr, Ihr selbst wolltet . . .?“ fragte sie, die bisher allerorten nur Schimpf und Zurückweisung erfahren hatte, außer sich.

„Kommt!“ erwiderte er sanft.

Als die Tür sich öffnete und die mit einem Tuch überdeckte Bahre sichtbar wurde, da ging ein Raunen der Überraschung durch die Reihen. Verwirrt, bestürzt, entgeistert starrten sie: Ihr oberster Gerichtsherr selbst trug den unehrlichen Mann!

Der Rottmeister Schusser aber, von Reue erfüllt, stürzte auf den Kriminalrat zu: „Lassen Sie mich, Hochmögender! Lassen Sie mich!“ und wollte sich der Handhaben bemächtigen. Ruhig wies ihn Hollengut zurück, ohne Schärfe und Tadel: „Sorge Er weiterhin hier für Ordnung!“ Und als sich der Weibel damit nicht zufriedengeben wollte, sondern neuerlich ausrief: „Hochmögender, Verzeihung! Verzeihung! Und gewähren mir die Gnade!“ erklang noch einmal die gelassene Stimme: „Tue Er, was Sein Vorgesetzter Ihm aufträgt!“ Da preßte der alte Soldat die Zähne in die Knöchel, beschämt und zerknirscht.

Vor dem Haustor aber entstand eine Bewegung, ungestüm drängte sich der freisinnige Meister Trapp durch die Menge.

„Euer Ehren, warum sagen Sie nicht, daß Sie Beistand brauchen? Ich bin gern bereit!“

Indes, der Kriminalrat war entschlossen, diese Sache selbst zu Ende zu führen, um durch so eindringliches Beispiel die Dünkelhaften vielleicht zu bekehren. Also sprach er:

„Es ist christlich von Euch, lieber Meister! Aber helfet nicht mir, sondern der Frau. Sie trägt ein Kindlein.“

Doch auch sie war nicht zu bewegen, sich des letzten Liebesdienstes für ihren Gatten zu entziehen und überließ schließlich nur, ungenug genug, dem braven Zinggießer einen Handgriff, während sie den andern um so nachdrücklicher ansaßte.

Die Bahre wurde von den dreien auf den Karren gehoben. „Jetzt ist es genug der schändlichen Neugier!“ rief der Kriminalrat laut. „Rottmeister, achte Er, daß niemand uns folge oder sich herandränge! Bei Verhaftung und Pranger!“ Und über alle Köpfe hinweg, in edler Entrüstung: „Ihr selbstgerechten Heuchler und scheinheiligen Gleißner! Lippenfromme Maulhelden, Kläffer und Ehrabschneider, dumm, lieblos, hartherzig und grausam! Bei meinem Born! Packt euch heim, schämt euch und sorget, daß

ihr nicht einst zu den übertünchten Gräbern gezählt werdet, Schlangen und Otterngezücht, reif für die Verdammnis! Nun schlaft, ihr Gerechten, wenn ihr es könnt!"

Scheu schlichen sie davon und wagten nur ganz leise von den außerordentlichen Ereignissen zu flüstern und zu munkeln.

Mit seinen beiden Helfern schob Hollengut den zweirädrigen Wagen durch die finstere Stadt. In dämlichem Troß schlichen die Knechte hinterdrein. Die Friedhofshalle war versperrt, der Verwalter weigerte sich, den Schlüssel herauszugeben. Für heute des Kampfes satt, brachte der Kriminalrat den Karren in einem überdachten Schuppen unter. Die Frau aber war weder mit Strenge noch Güte zu bewegen, den Gatten zu verlassen.

„Hoher Herr, lasset mich hier wachen und beten!"

Hollengut schritt mit dem Zinngießer heimwärts.

„Hochmögender," sprach dieser, „für die Frau wird sich leicht ein Unterschlupf finden in meinem Hause. Aber der Leute wegen wäre es besser, wenn Sie die Ehrhaftmachung durchführen."

„Ihr denkt rechtlich, lieber Meister," erwiderte der Kriminalrat. „Wir wollen in den nächsten Tagen weiter überlegen. Heute, glaubt mir, bin ich zu bewegt und abgESPANNT."

Aber trotz seiner Müdigkeit saß er nachher in seinem Arbeitszimmer noch lange wach. Zu seiner ersten Sorge waren zwei neue aufgestanden und scheuchten ihm den Schlaf.

„Wie stelle ich es an, daß der tote Mann in Ehren unter die Erde gebracht wird?" hieß die zweite Sorge, und die dritte: „In welcher Weise verschaffe ich der beleidigten sittlichen Ordnung Sühne und verfare ich mit dem jähzornigen Meister, weniger nach dem Buchstaben des Gesetzes als der Vernunft und der Idee einer ausgleichenden Gerechtigkeit gemäß?"

Es war nicht leicht. Der verbissene Widerstand der Diener und Bürger hatte ihm offenbart, wie tief die heimliche Scheu vor den Unehrliehen noch in den Seelen wurzelte. Und wiederum stieß er auf den unlösbaren Rest, auf Widersprüche und Gegensätze! Aufklärung neben finsterstem Wahn, Freiheitssehnsucht neben selbstwilliger Knechtlichkeit vor den Popanzen der Macht und des Geldes! Adlersflug zu höchsten Höhen neben Madengewimmel im ewig Geftrigen! Selbstlosestes Ringen nach neuen Wahrheiten

neben rasendem Vergnügungsstaumel. Was gor in dieser Zeit des lärmvollsten Widerstreites, wohinaus wollte sie, welche Zukunft bereitete sich vor?

Von der Ruhe der Nacht umfangen, wachte Georg Hollengut, sorgenvoll und bedrückt.

War eine solche Welt wirklich die einzig mögliche und unabänderlich vorausbestimmte? Waren alle Erscheinungen weder gut noch schlecht, sondern einfach notwendig? Diesmal fand der Kriminalrat keinen Trost bei seinem geliebten Spinoza, der von der Synagoge zu Amsterdam in den großen Bann getan wurde: „Verflucht sei er am Tage, und verflucht sei er bei Nacht. Verflucht sei er, wenn er sich niederlegt, und verflucht sei er, wenn er aufsteht. Verflucht sei er bei seinem Ausgange, und verflucht sei er bei seinem Eingang. Der Horn und Grimm des Herrn wird gegen diesen Menschen entbrennen und auf ihn werfen alle Flüche, die im Buch des Gesetzes verzeichnet sind."

Hollengut erschauerte in tiefster Seele. Auch hier — Festhalten am Überlieferten, Buchstabenglaube, starre Rechthaberei, die sich in fragenhaft wunderlicher Weise heute noch in der Verfemung einzelner Stände wiederholte! — Und würde es in hundert, in zweihundert Jahren anders sein?

Unabänderliche Weltordnung, — ewige Wiederholung, — ewiger Haß der gedankenlosen Vielheit gegen Vernunft und Fortschritt! War das so? Mußte es so sein? — Fast schien es so! War denn diese Teilung zwischen einzelnen Fadelträgern und einer übelwollenden oder nur dem Heute ergebenden Menge nicht immer dagesewen? — Könnte das: „Kreuzige ihn!" oder: „Verflucht sei er!" nicht jedem Neuerer entgegen?

Die Kunde vom Schierlingsbecher raunt, der Rauch der Scheiterhausen, schwelt durch die Jahrhunderte! — Nur die Folgen mildern sich im Wandel der Zeiten. Die Verständnißlosigkeit und Ablehnung gegenüber den neuen Wahrheiten aber bleibt ewiglich, und ewiglich die Trennung zwischen den Einfamen in Gipfelreichen und den trottdenden Herden auf den bequemen Straßen der Gewohnheit!

Der Kriminalrat seufzte. Unabänderliche Weltordnung, — Sichschiden ins Unvermeidliche. Das aus Quadern getürmte Lehrgebäude des Verfluchten hatte kein Fenster ins leuchtende Frühlingsland der Hoffnung.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Leben

Von Max Jungnickel

Der alte pensionierte Schuldirektor lebt so seinen Kleinstadtag. Ein Junggeselle, in einer Mansardenwohnung, am Ende der Stadt. Er ist Hausmagd und glühender Verehrer von Fontane in einer Person. Vielleicht ist nur sein Pelz, sein alter, dicker Pelz sein einziges Staatsstück. Sein Vater war Weber. Er wäre sicherlich auch Weber geworden, wenn sein einziger Bruder nicht gewesen wäre. Dieser Bruder war Maler, erhielt schon in jungen Jahren hier und dort große Aufträge und zog den kleinen Bruder vom Webstuhl. Er bezahlte die Studiengelder, bis er fest auf beiden Beinen stand und eine Anstellung hatte.

Manchmal, wenn er Fontane liest, immer vom Pfeifenqualm umwölkt, dann sieht er plötzlich auf und sagt sich: Mein Gott, wie bin ich dir und meinem Bruder dankbar, daß du mich nicht hast Weber werden lassen. Nie hätte ich die schönen Bücher kennen gelernt, die auf der Welt geschrieben wurden, nie die herrlichen Bilder gesehen, die auf der Erde gemalt wurden, nie die Melodien gehört, die die Musiker erdachten. O, wie bin ich euch beiden dankbar, daß ich nicht am Webstuhl zu sitzen brauche. —

Er lebt mehr als sparsam. Wer ihn oberflächlich kennt, wird sofort sagen: Der Herr Schuldirektor ist ein großer Geizhals! — Wo läßt er bloß seine gute Pension? Er hat doch keine Frau. Er hat doch nichts zu versorgen. Jahrelang trägt er immer den einen Anzug. Früh trinkt er sein Glas Milch. Gegen elf Uhr vormittags marschiert er regelmäßig wie eine Uhr, durch den Wald. Im nächsten Dorf ist eine Wirtschaft, wo er, sein Mittagbrot für 50 Pfennig bekommt. Abends geht er zum Regeln. Er verlangt die Speisekarte. Und nun hält er die lange Speisekarte bedächtig in den Händen. Jedes Gericht, was darauf steht, kostet er in Gedanken durch, nickt zustimmend mit dem Kopf, schmagt mit den Lippen, und nach einer Weile sagt er: „Großartige Speisen haben Sie da wieder, Herr Wirt; aber ich esse lieber wieder mein Stück Käse mit Butterbrot und trinke mein Glas Bier dazu.“ — Und das alle Abende. Ist er doch geizig? Aber wo läßt er nur sein Geld?

Er macht keine Reisen, leistet sich nur den schäbigsten Pfeifentabak und ist trotzdem

immer fröhlich und guter Dinge. Sein Ofen bleibt auch im Winter kalt. Er liegt, tief in seinen Pelz gewickelt, auf einem hölzernen Liegestuhl. Handschuhe hat er an und die Mütze über die Ohren. Ein kleines Buch im Schoß: die Gedichte von Claudius. Vereist die Scheiben. Und er liest und zieht an der Tabakspfeife. Manchmal hält er inne, spielt selig eine wunderschöne Claudiuszeile vor sich hin und liest dann, ein wenig verklärt, weiter. Es wird geklopft. Er ruft auf französisch „Herein!“ Zwei kleine Jungen stehen da, die Kinder vom Pastor, die ihm das Kirchenblatt bringen. Er begrüßt sie auf lateinisch. Die Kinder geben den Gruß lateinisch zurück. Auf einmal spricht der alte Schuldirektor griechisch. Die Jungen geben griechische Antworten. Und nun erzählt der Alte, erzählt von Chroniken, von Junkern, Webern, Schustern und Dichtern. Die kleinen Jungen hören atemlos zu. Sie fühlen die Kälte nicht. Sie werden von der riesigen Tabakswolke wie in ein seliges, abenteuerliches Land gehoben. Der Alte leuchtet. Sein Hauch stiebt. Und auf einmal ist es Abend.

Ja, dieser alte Schuldirektor! Wo läßt er bloß sein Geld? Geizhälse sind doch sonst immer knurrig und mißtrauisch. Er aber ist immer lebensfroh.

Und eines Morgens ist er tot. Von der Erde gegangen wie ein alter, schöner Gedanke, den sich die Erde erdachte, um glücklich zu sein. Zu seinem Begräbnis erscheint eine etwas versorgte Frau mit ihren beiden Söhnen: zwei junge Herren. Als sie ihn begraben haben, stehen die drei im Kreise der Freunde des verstorbenen Direktors. Die Frau sagt: „Lieber, lieber Schwager.“ Um ihren Mund zuckt es schmerzlich. Sie wendet sich ab. Und die beiden Herren flüstern: „Guter, lieber Onkel“. Und nun schreiten sie weinend hinter der Mutter her.

Am nächsten Tage weiß es die ganze Stadt: Der alte Direktor hat gedarbt und gehungert, damit die beiden Menschen studieren konnten. Sein Bruder, der es möglich gemacht hatte, daß er Schuldirektor wurde, war sehr früh gestorben und hatte seine Familie mittellos hinterlassen. Und da war er eingesprungen, selbstlos, auf alles verzichtend, und hatte geholfen und war selig, daß er helfen konnte.



Fris Preis

Zimmeransicht





Geheime Räte

Richard Müller

Von Dr. Hanns Martin Elster



und elf Jahre sind es her, seit Max Liebermann in einem kleinen Büchlein Klarheit über die Phantasie in der Malerei geschaffen hat. Er hat, indem er das griechische Wort *φαντασμα* = „Erscheinung“ zugrunde legte, mit dem un-

glückseligen Mißverständnis beim Publikum und bei manchen Ästheten aufgeräumt, als müsse die Malerei nach der Natur phantasielos sein, als sei Phantasie nur dort, wo sich willkürliche Vorstellungen dem Stoffe oder der Idee nach zeigten. Vielmehr lebt die Phantasie des Malers ebenso sehr im frei nach den inneren Gesichten, wie in dem nach der Natur geschaffenen Bilde, denn sie ist die Kraft, das wirklich oder geistig Geschaute Erscheinung auf der Leinwand werden zu lassen. „Se naturalistischer

eine Malerei ist,“ konnte Max Liebermann sagen, „desto phantasievoller muß sie sein, denn die Phantasie des Malers liegt nicht — wie noch Lessing annahm — in der Vorstellung von der Idee, sondern in der Vorstellung von der Wirklichkeit oder wie Goethe es treffend ausdrückt: „Der Geist des Wirklichen ist das wahrhaft Ideelle!“

Die Wahrheit dieses Ausspruches ist ja jedem tieferen Kenner der Kunst längst offenbar. Denn nur dort ist ein echtes Kunstwerk vorhanden, wo die Einheit von Idee und Wirklichkeit, Geist und Natur so zu einer geschlossenen Gestalt geworden ist, daß ein Trennungsstrich zwischen beiden Welten des Menschen nicht mehr zu entdecken ist. Im Kunstwerk vereint der Mensch seine ewige Doppelheit von Geist und Körper, Seele und Leib, Himmel und Erde, Nein und Ja zu einer positiven, lebensbejahenden, gottesfüllten Gestalt. Und zwar vermöge der Phantasiekraft, der Kraft, die „Erscheinung“ bildet, der eigentlichen Bildnerkraft, die Goethe das Wort vom Künstler eingab, er solle nicht reden,

sondern bilden. Die selbstverständliche Wahrheit dieser Grunderkenntnisse über das Wesen wahrer Kunst war den Menschen des 19. Jahrhunderts so natürlich geworden, daß sie sie als unabänderliche Richtschnur alles Kunstschaffens fast vergaßen, zum mindesten Generationen hindurch übersehen. Nur so konnte es kommen, daß wir Epochen einseitiger naturalistischer und einseitiger idealistischer Ausdrucksweise einander abwechseln sahen, daß der Einheitskunst des klassischen Zeitalters die Gefühlskunst der romantischen Epoche, die analytische stark vom wissenschaftlichen Verstande wie vom materiell arbeitenden Auge bestimmte Kunst des Realismus, des Impressionismus folgte und schließlich als Reaktion auf die naturalistische Einseitigkeit des materialistischen Impressionismus schließlich schon vor dem Weltkriege, dann aber auch während der erlebnis schweren Jahre und be-

sonders während der Revolutionszeit der nur aus den aufgewühlten Gefühlen emporstürmende, dem Hinausschreien der Innerlichkeit dienende Expressionismus.

Heute ist nun wieder die Stunde der Sammlung auf die eigentliche Kunst gekommen. Die innere und äußere Beruhigung ist eingetreten und hat Klarheit geschaffen. Wir sehen, wie aus der Heimat Erde, dem Volkstum, dem Blut, der Rasse, der Familie die Kunst emporwächst und wie sie in der Vereinigung mit dem geistigen und dem individuellen Erleben des Künstlers zur Einheit des geiststoffumschließenden Kunstwerks strebt. Gleichsam wie ein wundervoller, gesunder freistehender Baum, wurzelnd in der Erde und aus ihr seine Kraft saugend, mit der Krone zum Himmel strebt, von dem entgegen ihm die Sonne neue Kraft zubringt; diese Kraft aber sammelt sich in seiner Er-



Nach beendetem Spiel



Das junge Genie

scheinung, die uns darum stets wie ein großes Kunstwerk, das ein Symbol von Erde und Welt, Gebundenheit und Freiheit zugleich ist. Man hat diesem Streben nach der real-idealen Einheit bereits auch wieder eine Schlagwortbezeichnung gegeben und es die Kunst der neuen Sachlichkeit genannt. Dies Schlagwort kann uns willkommen sein, wenn man es als geistige, als beseelte Sachlichkeit versteht. Denn das Beiwort „neu“ ist eine Zeitcharakteristik, die nicht durchaus zutrifft. Wohl haben viele ekstatische Expressionisten sich der Sachlichkeit beseelter Art neuerdings zugewandt; für sie ist sie „neu“, nicht aber für die Kunst überhaupt. Denn sie hat immer

schon im reinen Kunstwerk gelebt, vor allem im deutschen Kunstschaffen, das stets bemüht war, Geist und Stoff zu einer Einheit zusammenzuschließen und die Einheit von der Mitte der Seele her zum bleibenden Leben zu erheben. Man braucht nur Altbofer, Grünewald, Dürer zu betrachten und man braucht nur Stauffer-Verns Radierungen vorzunehmen: hier ist überall jene beseelte Sachlichkeit.

Diese Gedanken wachsen in uns empor, wenn wir uns in das Werk des Dresdener Malers und Radierers Richard Müller versenken. Ein dreißigjähriges Schaffen breitet sich vor uns aus. Und trotz mancher Erfolge,

die die Jahrzehnte dem Künstler zutragen, will mich bedünken, als sei die wahre Bedeutung seiner Arbeiten noch nicht voll anerkannt. Was nämlich die neue Sachlichkeit zum Programm erhoben hat, ist hier schon seit etwa 1900 wie selbstverständlich vorhanden, aber seit einer Zeit, da noch der Impressionismus in seiner vollen Vorherrschaft und modischen Blüte stand. Und diese beseeelte Sachlichkeit ist hier ohne programmatischen Willen, ohne Theorie einfach aus der Natur des Schauenden, erlebenden, formenden Künstlers geboren, der nichts weiter wünschte, als sich genug zu tun, als seine innere Vorstellung von der Aufnahme der äußeren Welt zur „Erscheinung“ zu bringen, zur „Erscheinung“ zu erheben. Eine spätere Zeit, die Distanz zu unserem gegenwärtigen Schaffen hat, wird diese Bedeutung Richard Müllers und seines Wertes voll erkennen,

anerkennen, festhalten. Wir sind, verwirrt von der Unzahl jährlich neu auftauchender Maler und Bilder, noch nicht geklärt genug, um überall schon sehen zu können, mit wie starker Selbständigkeit und einer fast naiven Selbstverständlichkeit Richard Müllers Kunst sich aus der Kunstmasse unserer Zeit heraushebt, wie sie Anschluß nimmt an die große deutsche Kunst von Altdorfer her. Und trotzdem nicht etwa eine Nachahmung einer Tradition ist, sondern ursprünglich neu gesehen und geformt.

Diese unantastbare Ursprünglichkeit ist vielleicht das, was zuerst an Richard Müllers Kunst auffallen muß. Und was stößlich ja auch aufgefallen ist, als man ihn wegen seiner vielfachen Mäusebilder, die er besonders in seiner Frühzeit malte, den „Mäusemüller“ zum Unterschied von vielen andern Malern mit dem Namen Müller getauft hat. Aber



Kampf um die Beute



Alles ist dem Untergang geweiht

es ist nicht die Originalität der Stoffwahl, die hier entscheidet, die Ursprünglichkeit sitzt tiefer: es ist die Kraft, die ganz von vorne anfängt, die nicht schon eine Schicht von Bildung, Wissen, Familienkultur über sich fühlt, wie Künstler aus altem Bildungs- und Künstlerblut, sondern die eben noch unmittelbar am Ding an sich steht. Eben jene Kraft, die der Handwerker, die das ungespaltene, naive Volkstum noch hat, wie wir es häufig zu beobachten Gelegenheit haben. Es ist das problemlose Vereintsein mit der Wirklichkeit ohne wegen der unproblematischen Art nun gleich seelenlos, ungeistig zu sein. Nein, die Gesundheit dieses Volkstums ist so stark und unmittelbar, daß sie die Dinglichkeit ebenso

wie die Seele voll und ganz besitzt. Wir haben Ähnliches etwa bei Dreßregger gespürt, wenn seine Art auch in vielen Werken sich später an modisches Erzählen, an Genremotive verlor. Es kommt jetzt freilich wieder die Zeit, wo man auch Dreßregger neu gerecht werden wird. Denn die Echtheit des Volkstums in seinen Werken läßt sich nicht leugnen.

So ist auch Richard Müller ein Mann des Volkes. Seine Eltern, seine Vorfahren, waren einfache Handwerker, ja Arbeiter im sächsischen Industriegebiet um Chemnitz herum. Der Vater verdiente sich als Leineweber sein Brot. Auch die Mutter stammte aus einer Arbeiterfamilie; es ging knapp in Tschirnitz zu, denn um den Tisch der Müllers scharften sich sechs

Kinder. Aber es war zugleich auch die glückliche deutsche Zeit, da es mit Deutschland voranging in der Arbeitswelt. Ein tüchtiger, von Pflichtgefühl und Lebensernst erfüllter Leineweber konnte es schon zu etwas bringen. So ward denn auch Richard Müllers Vater Werkmeister in einer Fabrik: von Proletariat war hier keine Rede mehr; das gediegene Kleinbürgertum wohnte im Elternhause, wo Richard am 28. Dezember 1874 zur Welt kam. Wer das mehr als zwei Jahrzehnte spätere Porträt des Vaters von Sohneshand ansieht, der erkennt sofort, daß dieser Werkmeister Müller mit Recht sich aus dem einfachen Leinwebertum zu einer Führung im kleinen emporgearbeitet hat: ein denkender Kopf, eine Reise, die über den Durchschnitt hinausbringt. Und ebenso zeigt das Bild der Mutter die ganze Herzenskraft der deutschen Frau aus dem Volk, jene liebende Güte, jene sorgende Innigkeit, jene strenge Reinheit, wie wir sie immer verehren müssen. Es lebte in den Eltern der Wille, sich über den Wissenskreis ihrer materiell bedrängten Wirtschaftslage hinaufzuarbeiten; neben der Zeitung wurde die „Gartenlaube“, damals die verbreitetste deutsche Familienzeitschrift, gehalten, um Wissen und Kenntnisse zu erweitern. Der Junge Richard fand hier die ersten Blicke in die Welt der Bilder, der Künste und Wissenschaften. Er ward schon als Sechsjähriger zum Zeichner, und achtsam, wie die Eltern waren, wurde dies Talent auch ernst genommen. Mehr als die Dorfschule konnten die Eltern dem Jungen zwar nicht gewähren. Aber als es für den Vierzehnjährigen hieß, einen Beruf zu wählen, da sollte es das Schlosserhandwerk sein, weil dies ja auch zeichnerische Fähigkeiten verlangt. Doch ehe es dazu kam, griff das Schicksal ein. Man sieht hier wieder einmal mit Ergreifenheit das Walten einer Vorsehung. Zufällig oder vielleicht auch nicht zufällig — das muß jedermann sich selbst klarstellen — weilte ein Porzellanmaler aus Meißen in Thüringen; er hatte Richards Zeichnungen gesehen, das Talent erkannt und setzte sich für den Jungen bei der Schule der Porzellanmanufaktur ein: zur kostenfreien Erziehung als Porzellanmaler. Die Vermittlung glückte. Richard Müller kam in die Lehre nach Meißen: er sollte den Ruhm der Porzellanmanufaktur durch seine Zeichen- und Malkunst mehrern helfen. Nun wurde freilich der Ehrgeiz des Jungen voll geweckt. Schon nach einem Meißner Jahr fühlte er, daß die Kunst der Porzellanmalerei, dies immer sich gleichbleibende, wenn auch in seiner Art seine Handwerk nicht das Ziel seines Lebens sein konnte. Die große, die

freie Kunst rief ihn. Heimlich eilte er — erst fünfzehneinhalb Jahre alt — nach Dresden, zur Akademie, ließ sich hier prüfen und — ward angenommen. Nun kamen harte Jahre, denn jetzt hieß es, sich auf eigene Faust durchs Leben bringen. Das Handwerkerblut half auch hier, denn kein geistiger Hochmut verminderte die Annahme vieler praktischer Malarbeiten, die Brot brachten, damit er frei lernen konnte. Bei dem Schüler des berühmten, 1872 verstorbenen Akademiedirektors Julius Schnorr von Carolsfeld, einem heute vergessenen Maler Gay lernte er Köpfe und Akte zeichnen, bei dem seit 1877 in Dresden tätigen Maler Leon Pohle, dessen Ludwig-Richter-Porträt heute noch unsere Liebe hat, eignete er sich die Ölmaltechnik an. Nach zwei Semestern war er so weit, sich mit Zeichnungen im Zoologischen Garten und im Verforghaus der alten Leute schon sein Brot verdienen zu können. Das große Erlebnis und Vorbild seiner Junglingsjahre ward nun Max Klinger, der damals die Höhe seines Ruhmes erlitt und in die Reihe seiner Meisterjahre eintrat. Richard Müller empfing von ihm außer dem formalen Willen zum plastischen Ausdruck, außer der Begeisterung für die Radierung, außer dem tieferen Verständnis für die Bedeutung der Zeichnung vor allem den Mut zur eigenen, freien Natur, zur ungehemmten Bewegungsfreiheit seines Formwillens, seiner Schau und seiner Ideale. Der Durchbruch zu sich selbst erfolgte bei Richard Müller mit Hilfe seiner Verehrung für Max Klinger. Und merkwürdig, schon hier siegte auch seine Eigennatur: Müller ward nicht zum Nachahmer Max Klingers, so sehr ihm dessen Stil in der Behandlung des Aktes auch Vorbild war, sondern er hielt fest an seiner Welt, an seiner Liebe zu den Tieren und an seiner Freude auch am Leben, das nicht etwa durch eine klassizistische Form, sondern durch die Weisheit und Erfahrung des Lebens schön ist, Richard Müller erfuhr ja damals in den ersten neunziger Jahren auch die Wandlung zum Sozialen, zu jenem Gerhart Hauptmann-Mitleid. Auf seine Jugend konnte diese Wandlung nicht ohne Einfluß bleiben, auf ihn, den Arbeitersohn, wenn sie auch jetzt noch nicht bestimmend wurde. Es ging nun, nachdem der innere Durchbruch erfolgt war, rasch mit ihm vorwärts. Seine erste Mappe mit Radierungen, unter denen sich auch bereits das berühmt gewordene und später immer wieder abgewandelte Bogenschützenmotiv befand, brachte ihm den Kompreis von sechstausend Mark. Diese Summe genügte, seine Studien-



Alpdrücken

zeit durch den mit dem Preis pflichtmäßig verbundenen Italienaufenthalt abzuschließen. Wer freilich annimmt, daß Italiens Kunst und Welt besonderen Einfluß auf ihn ausübte, unterschätzt die Eigenwilligkeit seiner Natur. Wohl reiste er technisch, aber auch spätere Aufenthalte im Süden drängten ihn nicht in romanische Richtung. Er blieb schon jetzt sich selbst getreu. Heimgekehrt stellte er das große Gemälde der „barmherzigen Schwester“ aus; es war sein erster Meisterwurf. Der Vierund-

zwauszehnjährige empfing dafür die große goldene Medaille in Dresden und Paris. Das Bild ward für die Staatsgalerie angekauft, wo es heute noch hängt.

Kein Wunder, daß auf so raschen und jungen Erfolg nun auch der Ruf als Lehrer an eine Kunstschule nicht lange auf sich warten ließ. Als 1901 die Malerklasse der Dresdener Akademie frei wurde, berief man den erst Siebenundzwanzigjährigen, der nun in seine Lebensarbeit eintrat. Seit fast siebenund-

zwanzig Jahren hat er diese Professur heute inne. Es hat natürlich nicht an Bemühungen gefehlt, ihn von Dresden fortzuholen, aber weder Berlin noch Amerika gelang es, ihn von Elbathen zu entfernen. Hier war ja seine Heimat und hier blieb er. Hier wurzelte sein Baum, und von dieser Erde aus konnte er seine Krone auch in den Himmel, der Sonne entgegenstrecken. Er brauchte keine andere Welt. Natur- und Kulturschönheiten blühten rings um ihn. Die Stadt der Doppelman, Semper, der Galerien, Theater, der Oper und der kunstfrohen Geselligkeit — sie gab ihm die Atmosphäre, die er zum Schaffen brauchte, und sie brachte ihm die Liebe und das Verständnis für sein Schaffen entgegen, so daß die Ferne, die Fremde, die er durch Reisen kennen lernte, nicht lockte. Er baute sich in Dresden ein schönes Haus, Familie, Kinder wuchsen ihm zu: durch mehr als zweiundbeinhalf Jahrzehnte ist er schaffender Mittelpunkt Dresdener Kunst, urdeutscher Kunst überhaupt.

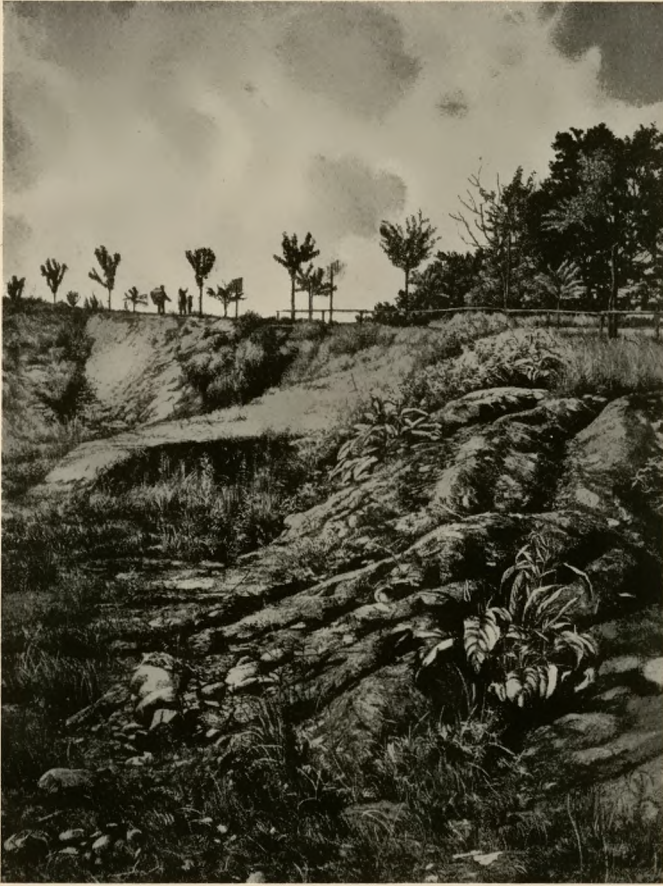
Überieht man heute Richard Müllers Gesamtwerk, so stellt man das Überwiegen der Griffelkunst gegenüber dem Ölbild oder dem Aquarell fest. Das hat einen besonderen Sinn. Richard Müller ist der Meister des Zeichenstiftes, der Rabiernadel, des Grabstichels. Diese Technik bringt sein Wesen, sein

Wollen am vollendetsten zum Ausdruck. Die Linie und nicht so sehr die Farbe beherrscht ihn. Weil seine Natur die Intellektualität des scharfen, kritischen Verstandes befißt, während ihr der Lyriismus, die Musikalität der Farbe mehr fehlt. Als Maler ringt er noch stark, besonders in den letzten Jahren, und es muß mit Hoffnung erfüllen, daß aus diesem Ringen ein besonderes Schaffen hervorgehen wird, weil hier die Farbe sich mit einem überaus scharfen Auge zu einer Einheit vermählen will. Diese Schärfe des Sehens, die mit mikroscopischer Genauigkeit jede winzige Einzelheit treffend erfäßt, ist ein besonderer Vorzug für die Zeichnung, die Rabiernadel, die Lithographie; deswegen zeigt diese Technik Richard Müllers Meisterwerke.

Freilich nicht etwa ohne weiteres aus dieser natürlichen Veranlagung heraus. Denn die Augenanlage macht noch nicht den Künstler, sondern erst die Fähigkeit, durch Zusammensehen der Einzelheiten die Totalität des Lebens zu gestalten. Wie der Dichter, wie etwa Stifter durch die Schilderung einer Wiese das All gibt, in der kleinsten Einzelheit Gott erfäßt, so gestaltet Richard Müller in der Wiedergabe aller Details eines Felles eben das ganze Leben. Wie Dürer in seinen Hasen oder in einzelnen Vogelbildern, um nur einen anschaulichen Vergleich zu geben.



Dalmatiner Hund



Grube

Richard Müllers Realismus ist also bei aller Treue gegen den Stoff kein Realismus der Materie, sondern eine vergeistigte Gestaltung der Wirklichkeit. Er gerade verfügt über jene Phantasie, wie Max Liebermann sie fordert, wie Goethe sie ausgesprochen, die Kraft, die aus der Natur „Erscheinung“ macht. Nicht der tote Stoff herrscht hier, sondern das volle Leben, auch dort, wo Richard Müller tote Tiere, wie in seinem berühmten, graufigen Zeichnam einer verhungerten Katze, zeichnet. Das macht, Richard Müller ist ein denkender Künstler. Was er sieht, wird Ausdruck seiner Weltanschauung; es ist die Weltanschauung der unerbittlichen Wahrhaftigkeit, die hinter aller Not doch Gottes schöpferische Kraft weiß. Diese Wahrhaftigkeit bringt es nicht fertig, die Welt um uns herum, das Irdische, das Daseiende zu leugnen, sich über die Materie

hinwegzusehen. Man nehme nur eine Landschaftszeichnung Müllers zur Hand, etwa die hier abgebildete „Grube“: gewiß man kann jede Einzelheit mit der Lupe untersuchen, sie ist voll und rund da, sie wird als Ganzes gegeben und doch: die Fülle der Einzelheiten fällt nicht auseinander, sondern vereinigt sich zum Bilde, ja darüber hinaus zur Vorstellung zur Erscheinung „Grube“. Die realen Stoffe werden also durchdrungen vom Lebensmoment der Wahrhaftigkeit des Künstlers, sie sind nicht nur eine äußere, sondern vor allem auch eine innere Wahrheit. Sie sind eben Kunst. Denn jene ausschließliche äußere Wahrheit des Stoffes vermag auch das mechanische Reproduktionsverfahren zu geben, etwa die Photographie: das innere Leben in dem Stoff gibt erst der Künstler, macht erst Wiedergabe oder Wirklichkeit zur Kunst, erhebt erst den



Mann mit Pelzmütze

Naturalismus an sich zu dem, was wir heute neue Sachlichkeit nennen.

Richard Müllers Wahrhaftigkeit ist, wenn man näher zuschaut, auf einem ungewöhnlichen Erkenntnis-, Unterscheidungstrieb aufgebaut. Der Schärfe des Sehens durch das leibliche Auge entspricht bei ihm die Schärfe des Erkennens durch das geistige Auge. Es ist, als habe sich hier die Kraft des ungebrochenen Volkstums gesammelt, um zur letzten Seinskenntnis durchzudringen. Natürlich hat Richard Müller bald die dem Menschen gesetzten Erkenntnisgrenzen, wie Kant sie bekanntlich philosophisch erwiesen hat, festgestellt. Und aus dieser Begrenzung ist sein Humor entstanden. Dieser spezifisch Richard Müllersche Humor ist ein Ergebnis des Kontrastes aus dem Streben in das Unendliche, Ewige, Göttliche, Ungebundene, Stofflose und aus der Mauer des Seins im Wirklichen, im Stoff, im Irdischen, Tierischen. Man hat diesen Gegensatz oft bis zur Groteske in seinen Bildern: wenn er das Circe-Motiv gestaltet, die Frauenschönheit,

die Männer zu Tieren macht (anstatt sie zu Göttern zu erheben), oder wenn er zeigt, wie eine Tänzerin auf der Nasenspitze eines Bären tanzt, oder wenn er die Langsamkeit von Schnecken mit der Schnelligkeit eines Expresszuges in Vergleich setzt oder wenn er die Romik des jungen Genies enthüllt. Immer spürt er den Gegensatz des Idealen und Realen.

Und recht eigentlich entspringt auch aus diesem Gegensatz das Charakteristische seiner Phantasie. Sie vermag sich zur letzten, furchtbarsten Graufigkeit herabzulassen, zu einer Graufigkeit, die uns brutal berührt, oder sie vermag sich auch zur höchsten Seligkeit emporschwingen, zur Seligkeit des schlichten Daseins im ruhenden Wachsen. „Alles ist dem Untergang geweiht“ steht hier mit dem „Abdrücken“, dem „Kampf um die Beute“, der ruhigen Schönheit etwa der „Steinpilze“ oder der Pelzmütze bei dem „Mann mit der Pelzmütze“ gegenüber. In der Erscheinung an sich ruht das Glück: sagt das nicht der „Dalmatiner Hund“? Dabei fällt

Richard Müller die Spanne zwischen dem Realen und Idealen voll mit einem Reichtum der Motive aus wie nur selten ein Künstler.

Richard Müller hat eben den Mut, noch zu erfinden, zu erzählen. Er hält sich nicht an das ästhetische Gerede, daß nur die Form herrschen solle. Er sagt, was er zu sagen hat. Er sucht die romantische Sphäre des Spiels, des Bärenführers, und gestaltete sie, er findet eine blendende Satire auf das Pericentum der hohen Bürokraten, der verstockten, vertrockneten Geheimen Räte, er hat Wiß, Laune, Geist und er dringt in die Regionen vor, da auf Leben und Tod um Beute, um Sieg, um Existenz gerungen wird. Bei Tag und bei Nacht. Der Traum ist sein Reich wie der helle Tag. Er scheut sich nicht vor dem Stoffe. Er schildert den slowatischen Bettler ebenso gut wie den Athletenkörper, die Ritterrüstung wie die moderne Maschine. Sein Auge ist stets hungrig nach Gesichten, sein Geist immer lebendig im Denken, im Grotesken wie Ernsten, im Gegensätzlichen des Lebens. Darum sind seine Farben ja auch voll starker Dunttheit und erfüllt vom Kontrast bis zur Effektsicherheit, darum sitzt sein Griffelstrich und seine Zeichnung auch stets fest im Raum, am runden Körper, darum ist die Komposition seiner Bilder auch immer geschlossen im Rahmen. Man stellt immer wieder fest, daß dieser Künstler etwas Souveränes, etwas Männlich-Aristokratisches, ungewöhnlich Selbstsicheres hat.

Diese selbstgewisse Kraft und Bewußtheit, Klarheit und Charakterfestigkeit ist es denn auch, die seine Ironie, seinen Spott, seine beißende Verhöhnung niedrigen, servilen, eiteln, leeren Menschentums immer als gerecht und menschlich empfinden läßt. Seine Ab-

sonderlichkeiten, seine Liebe zum Aparten, zum Zirkus des Lebens, zum Raubtier, zur Abenteuerromantik vereint sich darum echt auch mit den religiösen Vorwürfen: dem Leichnam Christi, der Kreuzigung, die er gemalt hat, widerspricht weiterhin auch nicht seiner Bejahung heroischer oder antiker Motive wie im Raub des Ganymed.

So gewinnt uns denn Richard Müller mit seinem Gesamtwerk durch die geistvolle Art des Inhaltlichen ebenso sehr wie durch die stilistische Meisterlichkeit seiner Formung. Es ist heute nicht schwer, in Richard Müller einen unserer führenden Künstler zu erkennen, denn unser Blick ist heute durch die „neue Sachlichkeit“ für ihn vorgebildet, obwohl seine Werke uns auf die neue Sachlichkeit vorbereitet haben, wenn man chronologisch richtig vorgeht. Aber vor dem Kriege und in der Zeit des Expressionismus ist Richard Müller oft gar nicht verstanden oder mißverstanden worden. So ist es ja denn auch noch möglich, daß manche Kunstgeschichte der Gegenwart, wie etwa Richard Hamanns „Deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus“, von Richard Müllers Name und Werk noch nichts weiß. Richard Müller hat heute gewiß die Reife seines Schaffens erreicht: der Vier- und fünfzigjährige hat aber noch eine lange Reihe von Jahren vor sich, in denen er noch viele Werke zu schaffen vermag. Wir sind gewiß, daß es immer Werke sein werden, die ganz seiner Wesenheit entsprechen und darum jene echt Richard Müllerische „Note“ zeigen werden, durch die sie sich nicht nur aus der Vielproduktion unserer Zeit, sondern auch der anderer Zeiten besonders markant herausheben.





Der dreimotorige Dornier Superwal im Fluge

Die Zukunft der Luftfahrt

Zur Internationalen Luftfahrt-Ausstellung in Berlin

Von F. A. Fischer von Poturzhyn, Dessau

Mit 6 Abbildungen

Der Hinweis, daß aus dem einzigen Wright-Flugzeug zu Beginn unseres Jahrhunderts im Laufe von 25 Jahren eine Weltluftflotte entstanden ist, welche heute mit rund 15000 Militärflugzeugen und 4000 Verkehrsmaschinen angenommen werden kann, ist geeignet, in kurzen Worten dafür Zeugnis abzulegen, mit welchem erstaunlichen Tempo die Entwicklung der Luftfahrt sich vollzogen hat. Vergleicht man ferner diese zwei Zahlen mit dem Stand der deutschen amtlichen Zulassungsliste Juli 1928, welche kein einziges Militärflugzeug, aber 686 Verkehrs- und Sportmaschinen aufweist, so kann dies als ein guter Beweis gebraucht werden, welcher hoher Unterschied oft zwischen Quantität der Erzeugnisse und Qualität der Arbeit beobachtet werden kann; denn die deutsche Technik, welche in ihrer Heimat mit nur so bescheidenen Zahlen aufwarten kann, marschiert unstreitbar an der Spitze aller Statistiken, wenn die Leistungen im Luftverkehrsdienste angeführt werden, und sie behauptet ihre führende Rolle im harten Wettkampf der Flugzeugindustrie aller Länder.

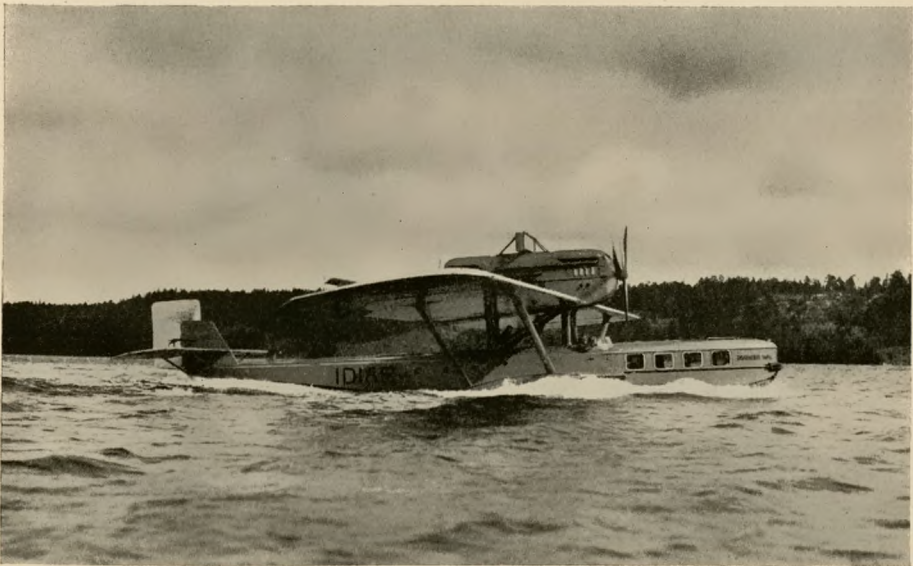
Mit vollem Rechte ist daher die Entwicklung der deutschen Luftfahrt vom aufrichtigen, sympathischen Interesse weitester Teile unseres Volkes begleitet, ganz besonders zu einer Zeit, in welcher wieder seit der ereignisreichen Frist langer, harter Jahre erstmalig ein Zeppelin-Luftschiff unter deutscher Flagge unsere Lande überfliegt. Es kommt noch hinzu, daß die Internationale Luftfahrt-Ausstellung in Berlin sehr geeignet ist, die Idee der notwendigen Luftfahrt in weitere Kreise der Nationen zu tragen. Wenn dieses reichhaltige praktische und theoretische Anschauungsmaterial von vielen Tausenden Besuchern besichtigt wird, dann dürfte es wenige geben, die nicht erfreut sind über die Bilanz deutscher Arbeit auf diesem Gebiete. Man mag in ausländischen Zeitschriften und Blättern jeder Art Reiseindrücke und allgemeine Darstellungen über das heutige Deutschland lesen, immer wieder trifft man auf in halber Bewunderung und halbem Neid geschriebene Zeilen, welche die deutsche Luftfahrt behandeln. Das neue Deutschland ist ohne Luftfahrt kaum denkbar — das Deutsch-

land der Zukunft ohne Luftgeltung eine politische und wirtschaftliche Unmöglichkeit!

Das Fliegen konnte der Menschheit nur von Zeitgenossen geschenkt werden, die ihr Leben für nichts und die Zukunft für alles genommen haben. Ja sogar in dem phantastischen Schneider von Ulm steckte viel jenes aufrichtigen und bewundernswerten Pioniergeistes, welcher in der Luftfahrt nicht aussterben darf, solange sie nicht jene Entwicklungsstufe erreicht hat, welche die Eisenbahn etwa nach 60 Jahren der ersten Lokomotivfahrt erlangt hatte. Unsere nach dem zweiten Jahrtausend hin hastende, eilende Generation begnügt sich nicht mit dem Zeitmaß ihrer Großväter, in welchem fünf Jahrzehnte zwischen der ersten Eisenbahnfahrt und dem ersten brauchbaren Schlafwagen dazwischenlagen. Es ist daher nur zu natürlich, daß man verhältnismäßig wenig Interesse dafür findet, daß im ersten Halbjahr 1928 der deutsche Luftverkehr bereits 50 000 Passagiere und über 1000 Tonnen Post und Fracht befördert hat, daß dagegen weit mehr die Frage aufgeworfen wird, wie es um die nächste Zukunftsentwicklung der Luftfahrt stünde. Und je nach dem Geschmaç des Trägers wird dann das Problem der schwimmenden Ozeaninseln, der Gaskriegsflotte, der Stratosphäre, der kombinierten Luftschiff- und Flugzeugbeförderungsmittel und

vgl. mehr aufgeworfen. Gewiß ist man in unierer Zeit bedeutend vorsichtiger geworden in der Zurückweisung allzu phantastischer Pläne, denn die technische Wipede der alten Fliegenden Blätter ist längst zur Wirklichkeit geworden, und nichts hindert einen am Glauben, daß diese Geschwindigkeit der technischen Entwicklung nicht langsamer geworden wäre. Immerhin wird man gerade an denjenigen Stätten, an welchen die von der Welt am meisten bestaunte Forschungsarbeit für die Luftfahrt geleistet wird, stets den Glauben für die Lösbarkeit aller schwebenden technischen Probleme vereint finden mit einer außerordentlich vorsichtigen Einschätzung des Zeitausmaßes, welches hierfür notwendig ist.

Der für die Allgemeinheit am sinnfälligsten wirkende Fortschritt in der Entwicklung der Luftfahrt ist die Vergrößerung der Flugzeugtypen. Wenn man sich jedoch erinnert, wie es bereits während des Weltkrieges Riesenbombenmaschinen gab, deren Spannweiten auch jetzt noch auf dem internationalen Stellbichlein des Luftverkehrs von heute — dem Tempelhofer Feld — außerordentlich respektable Eindrücke erwecken würden, wenn man sich der großen Versuchsflugzeuge von Caproni der zwei ersten Nachkriegsjahre erinnert und solch anderer viel bestaunter, aber wenig geflogener und bald wieder verschwundener Typen mehr, so wird man



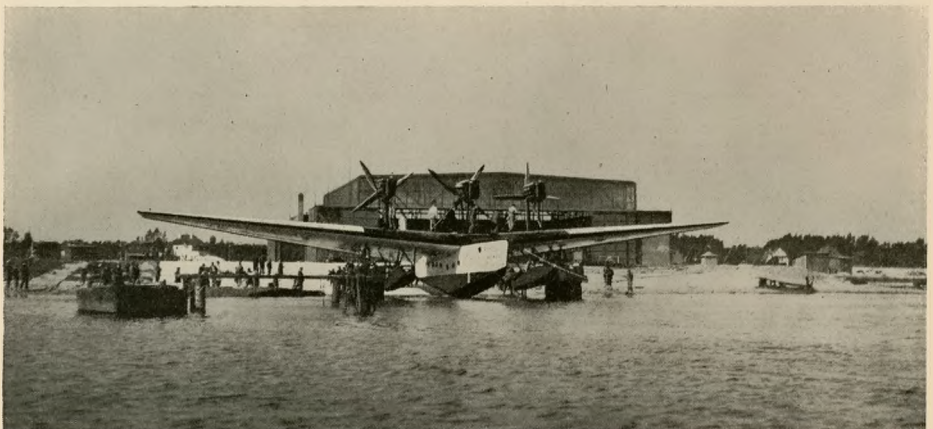
Der zweimotorige Dornier Wal



Der zweimotorige Rohrbach Rocco

die Überzeugung gewinnen, daß die Größensteigerung ruhiger, überlegter, gewissenhafter und sicherer geworden ist. Die Junkers-Maschine der Type F 13, welche im nächsten Jahre als außerordentlich jugendlicher Jubilar ihr zehnjähriges Jubiläum in allen Kontinenten der Welt feiern wird, hat in der dreimotorigen Junkers G 31-Type denjenigen Bruder, der im Herbst 1926 seine ersten Flüge machte und selbst heute noch nach zwei Jahren das größte deutsche Landflugzeug ist bzw. auch das größte der Welt, wenn man von einzelnen nur in wenig Exemplaren vor-

handenen Typen absieht, die nicht in Serienkonstruktion gekommen sind und friedlichen Zwecken dienen. Man weiß wohl, daß die Junkers-Werke gegenwärtig ein viermotoriges Flugzeug bauen, dessen Dimensionen derart sind, daß der Flügel selbst als Aufenthaltstraum für die Besatzung benützt wird, und, was vor allem wichtig ist, den Monteuren den Zugang und die Wartung der Motore auch während des Fluges ohne weiteres erlaubt — aber gleichwohl: Auch dieser Riese der Lüfte wird die Phantasie derjenigen nicht befriedigen können, die



Der dreimotorige Rohrbach Romar, mit 37 m Flügelspannweite
das größte Wasserflugzeug der Welt

sich lieber an Hand sensationeller Zeichnungen von durch Fachkenntnis in der Luftfahrt nicht beeinflussten Künstlern über die nächste Entwicklung der Luftfahrt orientieren lassen als von fachlichen Abhandlungen.

Behandelt man dieses Beispiel Junkers eingehender, so sieht man, daß auch in unserem Jahrhundert technische Ideale nur in zähester Arbeit und in langen Jahren Schritt

kein rascheres Tempo gegangen. Das Super-Wal-Dornier-Flugboot und das gegenwärtig größte Wasserflugzeug der Welt, der Rohrbach „Komar“ mit seiner Spannweite von 37 m und seinen 2400 PS starken Motoren, sie stellen alle die gegenwärtigen Endresultate einer jahrelangen, an Widerständen reichen Arbeit dar, deren gar nicht so wichtiger Bestandteil die Erfindung an und für sich, dafür aber umso mehr die nach der Erfindung not-

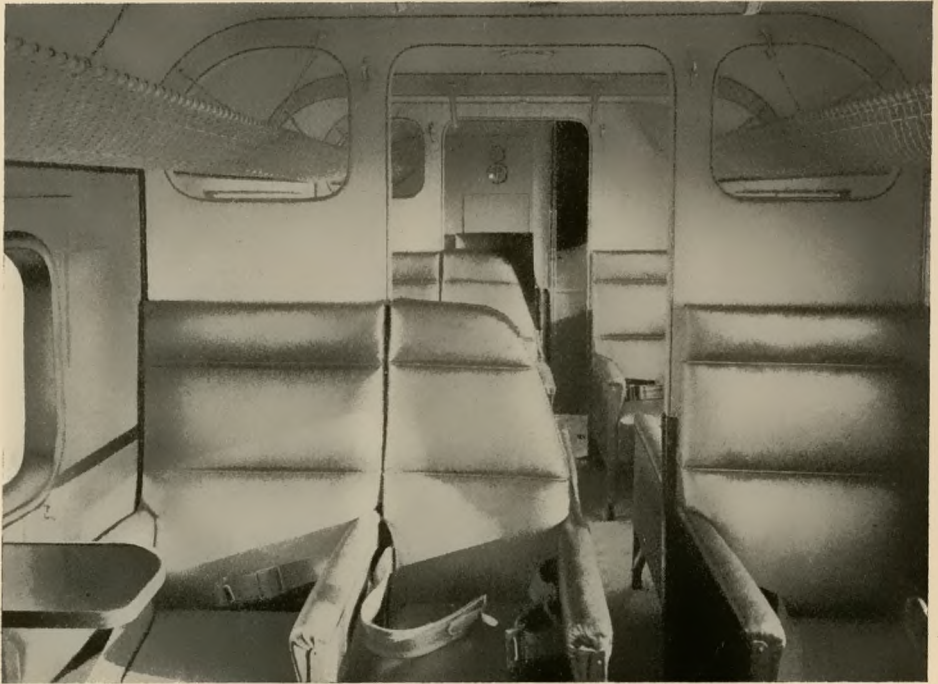


Das dreimotorige Junkersflugzeug G 31, das größte Landflugzeug

für Schritt sich verwirklichen lassen. 1910 erwarb sich Professor Junkers das Patent auf sein „Nurflügelflugzeug“; erst im Weltkrieg 1915 kam es dann zum Bau des ersten Ganzmetalltiefdeckers mit den verspannungslosen freitragenden Flügeln und der Wellblechhaut, also jenen Charakteristiken, die folgerichtig ein Flugzeug aufweisen muß, dessen letzte Vollenbung das von Professor Junkers vor fast zwei Dezennien vorausgeahnte Flugzeug der Zukunft darstellt. Neun Jahre nach dem Patent entstand die weltbekannte einmotorige F 13, 1924 dann das erste dreimotorige Flugzeug, 1926 die dreimotorige G 31-Typpe, also der Weg von der 10- bis zur 30-m-Spannweite hat elf Jahre gedauert! Die Arbeiten der anderen erfolgreichen Flugzeugkonstruktoren sind auch

wendig einsetzenden praktischen Arbeiten bedeuten. Auch die Arbeiten des Grafen Zeppelin und seiner Mitarbeiter zeigen uns, daß man an den technischen Fortschritt der Luftfahrt unbedingt glauben, hinsichtlich ihres Tempos jedoch keine Phantastereien erwarten darf. Raketenwagen und Flettner-Rotore und andere ähnliche technische Zwischenstufen mehr, sie bedeuten notwendige Forschungsarbeiten, Zwischenstufen, die unbedingt erdacht und erprobt werden müssen, die aber als bereits erfolgreiches Endresultat in sensationeller Aufmachung zu feiern in den meisten Fällen von allen technischen einsichtigen Kreisen scharfsten abgelehnt wird.

Ein Beispiel hierfür bietet die in den letzten Monaten immer wieder aufgetauchte Zeitungsmeldung über das Stratosphären-Flug-



Kabine des dreimotorigen Junkersflugzeuges G 31

zeug, das einmal Junkers, einmal eine andere Firma bauen, ja sogar bereits erproben soll. Es ist selbstverständlich richtig, daß das Problem des Fluges in den luftdünnen Schichten über 10 km Höhe die verschiedensten Forschungsstätten außerordentlich beschäftigt, weil Weitflüge von Kontinent zu Kontinent in diesen phantastischen Höhen mit der denkbar größten Geschwindigkeit und noch dazu ohne starke wechselnde atmosphärische Verhältnisse vor sich gehen könnten. Die Vorteile erscheinen so groß, daß sie risikovoller Opfer wert sind. Langsam und schrittweise wird mit dieser Arbeit begonnen, hier mit wohl- ausgerüsteten Erkundungsballons, an anderer Stelle durch vorsichtige, vorerst in jene Höhen durchgeführte Flüge, in denen heute der Stand des Weltrekordes sich befindet. Vielleicht wird man in zehn Jahren so weit sein, Stratosphären-Flugzeuge mit Höhenmotoren zu besitzen, um damit wirklich in jenen Raum vorzudringen und ihn dem menschlichen Verkehr nutzbar zu machen. Man sollte glauben, daß die Kenntnis dieser Tatsache an und für sich genügt. Weit gefehlt! Die ersten technischen Vorarbeiten werden von der Rotationsmaschine der Tagespresse sofort gierig erfaßt,

und Millionen und Millionen von Zeitungslesern lesen sodann mit befriedigendem Behagen, daß ein neues rätselhaftes Flugzeug bereits demnächst seine Flüge durchführen werde. Man darf sich nicht wundern, daß derartige Vorgänge meist stürmische Entzündung gerade bei denjenigen technischen Forschern hervorrufen, die anerkanntermaßen am erfolgreichsten mit an diesen Arbeiten beteiligt sind.

In das Reich dieser voreilig genossenen Phantasierüchte gehören die immer wieder aufgetischten Zauberbilder der schwimmenden Inseln im Ozean, wogegen eigentümlicherweise das viel greifbarere und weit kürzer vor der praktischen Erzwingung stehende Problem des Schwerölmotors für Flugzeuge wenig Beachtung findet, offenbar wohl deshalb, weil die unwägbare Bedeutung dieser technischen Errungenschaft nur von einigermaßen technisch geschulten Köpfen verstanden wird.

Die technischen Ziele in der Entwicklung des Flugzeugbaues sind heute an allen Stellen in prinzipiell ziemlich gleicher Weise erkannt und anerkannt: Im Flugzeugbau eine Vergrößerung der Typen bis zu einer Größe,



Caspar David Friedrich

Kreidefelsen auf Rügen

Besitzer: Julius Freund, Berlin

Aus der Dresdener Ausstellung „Kunst in Sachsen vor 100 Jahren“



die den Reisenden jene Bequemlichkeit zugänglich macht, die auch für Bewöhnte für lange Reisen genügt — also etwa Maschinen von über 50 Tonnen Fluggewicht; wichtiger als die Bequemlichkeit: Erhöhung der Sicherheit bei Tag- und Nachtflügen durch Verwendung von Dieselmotoren und Verbesserung aller Bordinstrumente; für Weitflüge Benutzung des luftdünnen Raumes, also Höhen von 10 km aufwärts, demnach Schaffung ganz besonderer Flugzeuge, hauptsächlich bezüglich ihrer Kraftanlage. Allein schon die Größensteigerung an sich, vor allem aber die damit verbundene außerordentlich große Vermehrung der Kosten aller Vorarbeiten und des Gesamtrisiko, bringt eine solche Steigerung der Kapitalinvestitionen in der Luftwirtschaft mit sich, daß die Arbeit der Techniker immer mehr an die Frage der zu erreichenden Eigenwirtschaftlichkeit des Luftverkehrs geknüpft ist. Die Preise von 20-Tonnen-Flugzeugen liegen weit über einer Million Goldmark. Die Kosten des Verkehrs an sich, der aufzubringende notwendige Umsatz steigen immer mehr, und demgemäß verstärken sich alle wirtschaftlichen Interessen, die um die Luftfahrt gelagert sind. Es kommt noch dazu, daß die Vergrößerung des Aktionsradius' der einzelnen Flugzeuge den unmittelbaren Wirkungsbereich der Luftverkehrsgesellschaften ständig erhöht und auch durch dieses Moment eine Vervielfachung der Interessen für den Verkehr im Luftzean stattfindet. Solange der deutsche Luftverkehr sich nur in Mitteleuropa bewegte, verfolgten in den fremden Kontinenten nur die Fachleute seinen Fortschritt. In den kommenden Jahren, in welchen die direkte Verbindung von Kontinent zu Kontinent auf dem Luftwege zur regelmäßigen Tatsache wird, werden hier die Dinge anders liegen.

Ein kleines Vorpiel hierzu bietet schon das stets wachsende Interesse der großen deutschen Schiffsahrtsgesellschaften an den Seeflugfragen. Auf dem Deutschen Seeschiffahrtstag im vergangenen Sommer wurde demnach der Transozeanverkehr ganz besonders behandelt und hier ausgesprochen, daß man in weiten Kreisen der Seeschiffahrt der Auffassung sei, daß der Seeflugverkehr insbesondere über weite Seestrecken nichts anderes wäre als Seeverkehr mit anderen Mitteln, der sich als solcher in die Einrichtungen, Gehege, Gebräuche und wirtschaftlichen Methoden einzufügen hat, wie sie von der Seeschiffahrt als der bisher alleinigen und jedenfalls auf absehbare Zeit durchaus

vorherrschenden Form des Seeverkehrs in jahrhundertelanger Tradition mit dem Wachsen unserer Kultur entwickelt worden sind.

Es ist dies alles für Deutschlands Zukunft eine Frage, deren Größe heute nur von wenigen beachtet wird. Die politische Seite ist allerdings dank der rührigen Aufklärungsarbeit aller Luftfahrtkreise jetzt schon in befriedigender Weise anerkannt, besonders von den hierfür maßgebenden Länder- und Reichsvertretungen und den Parlamenten. Anders jedoch die rein wirtschaftliche Seite. Deutschland ist ein Ausfuhrland von Flugzeugen geworden; im ersten Halbjahr 1927 wurden 25 Maschinen, im ersten Halbjahr 1928 57 Flugzeuge im Werte von fast 3½ Millionen Mark ausgeführt. Die deutsche Industrie deckt heute 40 bis 50 Prozent des Weltbedarfs an Verkehrsflugzeugen. Diese erfreuliche Tatsache stützt sich im überwiegenden Umstand darauf, daß die Ganzmetall-Bauart bei Junkers, Dornier und Rohrbach beheimatet ist und einen großen Vorsprung besitzt. Man darf mit Recht stolz darauf sein.

Aber das darf nicht dazu führen, etwa zu vergessen, daß seinerzeit im Automobilbau wir ebenfalls einen ähnlichen Vorsprung besaßen haben, der hauptsächlich durch die Seriensabrikation Amerikas verloren gegangen ist. Auch in der deutschen Flugzeugindustrie wird man einen Aufschwung von seiten der Vereinigten Staaten in den nächsten Jahren in Rechnung stellen müssen und demgemäß die eigenen Anstrengungen verdoppeln. Gerade die Verhältnisse, wie sie in den letzten drei Jahren in der französischen Luftfahrt eingetreten sind und wie sie heute von den Franzosen selbst mit Bitterkeit zugegeben werden, mahnen uns, mit dem Erreichten nicht zufrieden, sondern rastlos auf weitere Fortschritte bedacht zu sein. Eine gesunde Entwicklung wird nur dann gewährleistet, wenn sich die Arbeit der Techniker plangemäß so wie bisher mit einem Problem nach dem anderen beschäftigt. Es mag sein, daß dieses Nacheinander einzelner Phasen technischer Forschung und Erprobung denjenigen Zeitgenossen zu langsam erscheint, die nicht verstehen, daß man vom 10-Tonnen-Flugzeug nicht gleich zum 50-Tonner übergeht, die nicht begreifen wollen, daß stille Versuchsflüge bis zur Himalaja-Höhe nicht gleich durch Raketen- und Stratosphären-Flugzeuge ausgeführt werden. Man mag sich trösten, daß diese Errungenschaften der Technik für die Generation unserer Kinder noch immer früh genug geschaffen werden.

Das kristallene Herz

Komische Oper in drei Akten von Paul Keller

Zweiter Akt

Erstes Bild

Erste Szene

Am Abend desselben Tages.

Die Wohnstube des Bauern Günzel.
Eine gewisse Wohlhabenheit. Ein Sofa, ein
Lehnstuhl. Großer Tisch mit hochlehnigen
Stühlen. Alte Standuhr. Auf den Fenstern
Fuchsjentbüpfe. Großer Kachelofen. Ein
paar Familienbilder über dem Sofa. Kein
Teppich. In die ganz finstere Stube tappen
zwei Gestalten

Günzel

Licht! Vor allem Licht!

Tastet nach dem elektrischen Schalter, stolpert, fällt.

Plinz

Bist du gefallen?

Wart', ich helf dir!

Gepolter

Ach, da liege ich selber auch

auf dem Bauch.

Günzel

Wo ist nur der Schalter?

Mit dem verdammtten elektrischen Licht
Versteh' ich mich noch immer nicht.

Er reißt eine Thür auf, ruft

Martha! Bringe Licht!

Eine Magd erscheint mit einer Kerze.

Günzel

Mache Licht,

Daß man sich hier nicht die Knochen bricht!

Das elektrische Licht flammt auf.

Günzel

grimmig

Das war eine Tour; im eigenen Haus
Rutscht man noch aus!

zur Magd

Marisch, leg mir trockene Kleider parat,
Und zwar meinen neuesten Sonntagsstaat.
(Magd ab. Beide Männer sehen durch das
Wasser übel zugerichtet aus)

Günzel

zu Plinz

Nun schnell die nassen Kleider herunter,
Das ist verteufler Hegenstuhplunder,
Ich lege an meinen Sonntagsstaat,
Tu dasselbe — das ist mein Rat —
Denn noch in dieser selbigen Nacht
Wird die Verlobung zuwege gebracht.
Baudern und Harren
Macht nur zum Narren.

Plinz

Ich eile, ich ziehe mich an wie ein Fürst,
Daß du ganz sicher erstaunen wirst,
Und meine Emma bring ich gleich mit,
Sie hat eine Bluse vom neuesten Schnitt.

Günzel

Ich bestelle derweil den Werner herunter.
Schwefel und Zunder!

Es soll, es muß, es wird gelingen,
Daß wir die beiden zusammenbringen!

(Sie reichen sich flüchtig die Hände und ver-
schwimmen. Die Szene bleibt ein Weilchen leer.)

*

Zweite Szene

Werner erscheint. Schmutzer Bursch
in grüner Zoppe mit Hornknöpfen

Werner

Mein Vater ließ mich hierher bescheiden,
Ließ sagen, ich solle mich sonntäglich kleiden.
Was bedeutet das bloß?
Mein Erstaunen ist groß.

Er geht durch die Stube, seufzt, setzt sich an den Tisch

Liebes, heimlich Bräutchen,

Ach, ich denke dein,

Bist mein Liebeskräutchen,

Vergiß nicht mein!

Wenn die Sonne aufsteht,

Denk' ich an dich,

Wenn die Sonne niedergeht,

Sehne ich mich.

Nachts die Sterne spinnen

Silbernen Schein

Allen meinen Sinnen

Um's Fenster dein.

Und in Wildgewittern,

Blitz und Donnergraus

Kann ich einzig zittern

Um dich und dein Haus.

*

Dritte Szene

Der Bauer erscheint in einem schwarzen
Gehrock

Günzel

freundlich

Ach, mein Sohn,
Da bist du schon.

Werner
Vater, sagt, was
soll all dies be-
deuten?

Günzel
Setz dich, wir beide
sind allein,
Es wollen wichtige
Dinge beraten
sein.

er ergreift Werners
Hand

Du bist mein ein-
ziger Erbe
Von Haus, Hof
und Gesind,
Nur wen'ge Güter
im Lande
Wie unseres sind.
Wir müssen zu-
sammenhalten,
Was uns jetzt ge-
hört,
Wir müssen Neues
gestalten,
Nichts tun, was
zerstört.

Solange im Bau-
ernstande

Stets Gut kam zu Gut,
Solang war alles im Lande
In sicherer Gut.
Doch wenn wir uns je verlieren
In klein, klein und klein,
Dann werden wir alle frieren
Und elend sein!

Werner
erregt

Wo willst du hinaus?
Sag's gerade heraus!

Günzel
Ich denke in meinem Alter
An Feld, Hof und Haus.
er greift Werner mit beiden Händen
Ich will bei meinem Sterben
Still meines Weges geh'n,
Doch will ich meinen Erben
In sich'rer Habe seh'n!

Werner
Vater, bist du krank?

Günzel
Nein, Gott sei Dank,
Ich fühle mich stark,



„Du bist mein einziger Erbe
Von Haus, Hof und Gesind . . .“

Bis zum Sarg
Ist's noch ein Stück
Wegs,
Doch überleg's,
Was ich dir
sage,
Leicht, ach, kommt
der letzte der
Tage.

Werner
Willst du mir sa-
gen nun deinen
Plan!

Günzel
Wohlan! Grad
heraus!
Ich füge noch diese
Nacht neu mein
Haus.
Stand zu Stand
und Geld zu
Geld —
Das ist die einz'ge
Vernunft in der
Welt.
Mißheiraten
Sind Mißsetaten!

Werner
Das ist durchaus meine Meinung nicht.

Günzel
Liebjunger Wicht,
Was verstehst du vom Leben?
Du tappest daneben!

Werner
Noch immer nicht weiß ich, was du begehrst —

Günzel
Ich wünsche, daß du dich endlich belehrst.
Stand zu Stand und Geld zu Geld —
Das ist die einz'ge Vernunft in der Welt.

Werner
Da stimme ich nicht ein!

Günzel
Es soll, es muß und es wird so sein —
Mein Nachbar Plinz und ich
Wir wollen feierlich
Dich heut noch mit Emma Plinz verloben,
Im Wettersturme beschworen wir's oben.

Werner
Vater, was sagst du Entsetzliches?

Günzel
Es ist nicht entseßlich, es ist vernünftig,
Stand zu Stand und Geld zu Geld,
Das ist die einzige Vernunft in der Welt.

Werner
verzweifelt
Um Geld soll ich meine Liebe verlieren?

Günzel
Die Kellnerin soll ihre Liebe kassieren!

Werner
Pfiui!

Günzel
zornig
Wie darfst du es wagen,
Dem eigenen Vater „pfiui“ zu sagen?

Werner
Eher will ich sterben!

Günzel
Du wirst nicht sterben,
Doch ich würd' dich enterben!
Probier, was stärker ist in der Welt,
Burschenblech oder goldnes Geld.
O, mein Junge,
An Liebesleid ist noch keiner gestorben,
An Geldesnot sind Millionen verdorben.
Man kann in dieser Welt allein
Ein Kluger nur oder ein Esel sein.

Werner
Nie und nimmer wähl Geld ich um Liebe!

Günzel
Der Kluge heirat' nach seinem Kopf,
Nach seinem Herzen heirat' der Tropf.
Werner sinkt ganz zusammen.

Günzel
freundlich
Mein Sohn, es ist dein eigenes Wohl.

Werner
Die Emma hat keinen guten Ruf!

Günzel
Das ist Verleumdung!

Werner
Ist abgetafelt, dick und alt!

Günzel
Halt, halt!
Dein Elfelein,
Setzt zierlich und fein,

Laß sie nur sieben Kinder haben,
Mädchen und Knaben,
Und halt sie gesund,
Nach zehn Jahren wiegt sie dreihundert Pfund.
Ach ja, ob zuerst sie mollig, ob schlant,
Es geht um die Frauen ein Mundgesang.

Werner
Ich will sie nicht haben, ich mag sie nie!

Günzel
Ruhig, ruhig, da kommen sie!

*

Vierte Szene

Der Schlächter Plinz tritt auf mit Emma.
Plinz trägt einen altmodischen Frack, dazu
giftgrüne Krawatte und gelbe Schuhe.
Schießenden Zylinder. Im Vorhemb blickt
ein mächtiger Stein, er hat eine Menge Ringe
an den Fingern, eine sehr dicke goldene Uhr-
kette. Kurz, er ist der Typus eines geschmack-
losen Proben. Emma grellgrünen Rock,
knallrote Bluse, zu ihrem knallroten Gesicht
übel passend, auch lange Goldkette, Ringe.

Plinz
Gu'n Abend, Herr Nachbar, es regnet nicht
mehr.

Günzel
Freut mich sehr!

Emma
zu Werner, gemacht verächtlich sitzend
Mein lieber Werner, guten Abend!

Werner
kalt
Guten Abend!

Plinz
immer aufbringlich freundlich
Zu solch einem Abend, hab ich gedacht,
Da wird doch irgend was mitgebracht.
Eduard!

Ein Schlächterbursche bringt einen großen Korb herbei

Plinz
auspackend
Ja, lauter prima Ware!
Rare, rare
Delikatessen,
ff. Feinesen!

(packt einen Schweinstopf aus, einen Schinken,
Würste, zuletzt einen riesigen Ring Würst.)

Und das ist meine rühmliche,
überaus volkstümliche,

Große, schöne, wir-
kungsstarke
Hausmarke!
Das wollen wir dann
zu Ehren
Des heutigen Abends
verzehren!
zum Vorfchen
Eduard, bleib in der
Küche,
Wenn ich dich noch
brauchen sollte.
Eduard ab.

Plinz
Oh' wir uns an die
Mahlzeit machen,
Ordnen wir unsre
wichtigen Sachen,
Ich habe Emma schon
alles erzählt,
Sie hat sich entschie-
den, sie hat ihn ge-
wählt.

Emma
Ich konnte nicht an-
ders, das Herz
drängt dazu.
schmachtend

Ach, Werner!

Plinz
zu Günzel
Und hast auch du mit dem Sohne gesprochen?
Wird er auch einverstanden sein?

Werner
energisch
Nein!
Meinen Vater hoch in Ehren,
Will ihm stets Gehorsam gewähren,
Immer treulich zu Willen sein,
Aber wenn ich mich vermähle,
Dann wähle
Ich ganz allein, ich ganz allein.

Günzel
streng
Ich habe es versprochen,
Mein Wort wird nicht gebrochen!
Es komme, was da wolle,
All deine liebevolle
Kellnerinschwärmerei
Ist blöde Fafesei.

Plinz und Emma
lachen, höhnen
Richtig! Richtig! So ist's! So ist's!



„Gu'n Abend, Herr Nachbar . . .“

Plinz
Die Klunkerrotte!

Emma
Die Bettelotte!

Plinz
Der blöde Fraß!

Emma
Der dürre Spaß!

Plinz
Die unbelegte
Schwarzbrotkulle!

Emma
Das magere Einmal-
eins mit der Kulle!
Gelächter

Werner
schlägt auf den Tisch
Ruhig! Lasset sie in
Ruh!
Oder ich vergeß mich,
Oder ich hau zu!

Günzel
wütend
Du hast dich schon
vergeben!

Was redest du vermessen,
Willst unsere Gäste schlagen?

Werner
Weil sie es wagen,
Ein reines Kind zu schmah'n —

Plinz und Emma
brechen in schallendes Gelächter aus
Ein reines Kind!

Plinz
Werner, ich mach' dir jetzt kein Theater
Als zukünftiger Schwiegervater,
Ich zeige dir, was ich selber heut sah — —
Emma steh' auf!

(Emma steht auf, Plinz legt ihr den Arm um
den Hals, preßt den Kopf an ihren Kopf, sieht
sie schmachtend an, geht ein Stückchen mit ihr.)

Plinz
zu Werner
Dasselbe Bild, das sahen wir
Heute auf der Baube oben
Von Hedwig, deiner reinen Bier,
Mit einem seinen Kavaliere.
Ein reines Kind! Haha!
Gelächter

Werner

rasend

Schurfe, das lügst du!

Plinz

Frag' deinen Vater!

Günzel

Ich sah es auch! Er hatte sie zärtlich um den Hals!

Werner

schreit entsetzt auf

Das kann nicht sein, das kann nicht sein,
Da stürzete ja der Himmel ein!

sinkt schluchzend, zitternd auf einen Stuhl.

Günzel

freundlich

Der Himmel des Vertrauens, mein Sohn,
Der stürzte viel millionenmal schon.

(Günzel lehnt an der Wand, betrachtet stumm seinen Sohn. Plinz und seine Tochter hänfeln.)

Plinz

Au je, 's ist halt 'ne Kellnerin
Mit jungem Blut und heiterem Sinn!
So sind doch die Kellnerinnen alle,
Ich kenne mich aus in diesem Falle!
Alle Tage neue Männer!

Emma

Und die Männer,
Die sind Kenner.
Auser sind sie alle, alle,
Ich kenn' mich aus im Liebesfalle.

Plinz

Abends muß sie das Bett bereiten,
Muß die Herren zur Ruhe geleiten —

Werner

springt auf, nimmt den Schweinskopf, haut ihn dem Plinz
wiederholt auf den Schädel.

Ein Schweinskopf läßt den anderen grüßen!

Plinz

schreit

Au, au, er schlägt mich tot,
Er schlägt mich tot, er schlägt mich platt
Mit meinem eigenen Fabrikat.

Günzel

fällt Werner in den Arm

Bist du verrückt, Junge?

Werner

Ihr seid verrückt!
Das ist die Antwort auf deine Enterbung,
Das ist die Antwort auf Eure Werbung.

schleudert den Schweinskopf ins Zimmer

Werner

Hedwig, mein Mädel,
Mein reines Mädel,
Daß du stark und treu bist wie Berg und Erz,
Das sagt mir dein kristallenes Herz.
Jeder Mensch kann's durchschau'n,
Jeder Mensch kann vertrau'n,
Kein unsaubres Fleckchen,
Kein verheimlichend Eßchen;
Klar, klar, licht und wahr
Stellt es sich allen Augen dar.

Plinz

sich immer noch den Schädel haltend

Heute hat sie das Herz nicht mehr.
Sie hatte nichts mehr um den Hals
Als jedenfalls
Den Arm vom Kavaliere.

Werner

Wehe dir!

Günzel

rasch eingreifend

Tob' nicht, sei nicht wieder roh,
Es ist so!

Werner

schreit auf

Sie hat das kristallene Herz nicht mehr?

Plinz

Sie hat's nicht mehr,
Bei meiner Ehr!

Werner sieht entsetzt seinen Vater an.

Günzel

Sie hat's nicht mehr.

Werner

Wehe, wehe ihr ober euch!

Er stürzt davon

Günzel

Ich muß ihm nach, er tut sich sonst was an.

Rasch ab. Plinz und Emma allein.

*

Fünfte Szene

Plinz

hämisch lachend

Der wird nun dein Mann

Emma

Er mag mich ja nicht, der blöde Pinzel.
Ach, dieses Gewinsel!
Ich mag ihn auch nicht, bei dem reimt sich
Liebe

Schließlich auf Liebe.

Plinz

Jungfer im Grünen, du bist über vierzig,
Um diese Ziffer der Andrang verliert sich,
Du kriegst den stattlichsten Burschen im Tal,
Solch Glück das lächelt dir nur noch einmal.

Emma

Aber wenn er mich einmal nicht will!

Plinz

Still, still!
Solche verwickelte Ehestandsfachen
Kann nur ein Vater hübsch grade machen.
Kennst du das?

er zeigt ihr das kristallene Herz

Emma

verblüfft

Das ist ja das kristallene Herz!

Plinz

vergnügt

Jatwohl, und es ist kein blöder Scherz,
Das echte Herz ist's, das Zauberherz.

Emma

stierig

Wo hast du es her?

Plinz

Gefunden so von ungefähr!

Emma

jubilnd

Kein Scherz, kein Scherz!

Das echte, das ganz echte Zauberherz!

Nun geht der Zauber von ihr auf mich,
Ha, Wernerlein, Männchen, ich habe dich!

(Sie hebt ihren grünseidenen Rock hoch, ein roter Flanell-
unterrock kommt zum Vorschein. In dessen Tasche verjencnt

Emma das kristallene Herz.)

Das trage ich nun stets bei mir!

klopft sich auf die bide Lende

Bist wohl geborgen, du Hexenzier.

Plinz

Jetzt aber fort! Wir müssen nun
Vor der Hand tief beleidigt tun.

Stülpt sich den Zylinder auf, reißt die Tür auf.
Eduard!

Der Schlächterbursche erscheint.

Plinz

Pack das alles wieder ein,
Die Leute würden's nicht würdig sein!

Schlächterbursche packt die Fleischwaren in den
Korb, hebt den Korb auf den Kopf, schreitet
davon, Plinz und Emma schreiten hinterher.
Die Bühne ist leer. Nach kurzer Zeit erscheint
Plinz wieder, sucht nach dem Schweinstopf,
findet ihn nach einiger Zeit, nachdem er sogar
schon auf dem Bauche gelegen hat, quetscht ihn
unter den Arm, mit dem Rüssel nach dem
Publikum hin — Verwandlung.



Zweites Bild

Dieselbe Riesengebirgstube wie im ersten Akt, fahler Morgen.

Erste Szene

Hedwig

zündet im Ofen Feuer an

Der Tag ist kalt, der Morgen fahl,
Der Nebel wallt von Berg zu Tal
In grauen Sorgenschleiern;
Waldbhezen heimlich feiern
Ihr menschenfeindlich Mahl
In abgeleg'nen Gründen,
In tiefen Felsenschlünden,
Sie schüren ihre Flammen,
Sie brau'n Unheil zusammen.
Der schlimme, böse Hezenrauch,
Er drang in meine Kammer auch,
Dum zünde ich mein Feuer an
Mit Christkinds grünem Edeltann,
Das wird uns allen nützen
Gott möge uns beschützen!

(Sie sitzt vor der „Einsseuerung“ des Ofens auf einem niederen Sessel, wird von rotem Feuerschein schön bestrahlt. Einigemal legt sie ein Tannenreis ins Feuer.)

*

Zweite Szene

Das Quartett tritt auf.

Am Fuße der Treppe fangen die Sänger an zu singen:

Wanderlied

Run find wir auf-
gestanden,
Run müssen wir
weiter geh'n,
Wir wollen in
weiten Landen
Das Schönste
vom Schönen
seh'n.

sie nähern sich
Hedwig

Ach, du süßes
Mädel,
Ach, hold Jüng-
ferlein,
Wirßt wohl von
allem Schönen
Das Schönste ge-
wesen sein.

(Sie heben Hedwig auf den Schemel, schließen, sich die Hände reichend, einen Kreis, umschreiten sie singend.)

Ach, du süßes Mädel,
Ach, hold Jüngferlein,
Wirßt wohl von allem Schönen
Das Schönste gewesen sein.

*

Run ziehen wir in die Weite
Mit fröhlichem Wanderschritt,
Als liebliches Herzgeleite
Nehmen dein Bild wir mit;
In allen heiteren Schenken,
Bei Liedern und goldenem Wein,
Da wollen wir dein gedenken,
Du holdselig Mägdelein.

Hedwig

Ihr guten, lieben Sänger,
Ihr habt mich reichlich geehrt,

So sei euch auf
allen Wegen
Viel Freude und
Glück beschert.

Sie springt vom
Schemel herab —
Die Sänger singen den
Sängerpruch:

„Grüß Gott mit
hellem hohen
Klang,
Heil deutschem
Wort und
Sang.“

Sänger abziehend:
Leb wohl! Leb
wohl! Run
müssen wir
geh'n,
Leb wohl! Auf
halbiges Wie-
derseh'n!

Hedwig winkt ihnen
freunblich nach. Wäh-
rend der Sängerszene
hat der Bursche Wer-
ner durchs Keraub-
fenster hereingeschaut.

*

Dritte Szene

Die Jazzkapelle
nebst den Hoch-
zeitsleuten mar-
schiert auf. Sie



„Der Tag ist kalt, der Morgen fahl . . .“

singen nach der Originalmelodie: „Muß
i denn zum Städtle hinaus“. Die Melodie
wird durch Jazzmusik verschönert und
parodiert. Alle aber nicken Hedwig, die am
Ofen lehnt, zu. Hedwig winkt freundlich
zurück. Man sieht die Jazzer, ebenso wie vor-
her die Sänger, noch einmal durchs Veranda-
fenster, dann verhallt ihr letzter Paukenschlag
in der Ferne. Hedwig ist allein.

Werner erscheint, Hedwig erschrickt freudig,
breitet die Arme aus.

Hedwig
jubelnd

Werner! Werner! Mein Geliebter!
Welche Freude, o welches Glück.

Werner
abweisend

Zurück!
Das paßt nicht für heute!
Was war'n das für Kerls, die hier tanzten und
sangen?

Hedwig
Sänger! Sind eben auf Wandrung gegangen,
Harmlose Leute, sehr artig und nett,
Und gute Sänger, das Franz-Schubert-
Quartett.

Werner

Wie ein Götzenbild haben sie dich aufgestellt,
Haben dich umsprungen, umbellt!
Wem wohl bist du das Schönste vom Schönen,
Mir oder diesen Landtreicherföhnen?
Für wen bist du ein hold Mägdelein?
Für mich allein,
Oder auch für all die andern,
Die hier am Hause vorüberwandern?

Hedwig
Werner, Werner, was ist in dich gefahren?

Werner
wütend

Meine Ehre will ich bewahren!
Rübezahl erscheint auf dem Bobest der Treppe, bleibt stehen.
Was war das für ein Cavalier,
Der gestern Abend dir
Rosend den Arm um den Nacken schlang?

Hedwig
Werner, du machst mir angst und bang,
Weiß nichts von alledem.

Werner
Die Ausred' ist bequem!
Zeugen hab' ich, die nicht zu bezweifeln,
Bei allen Teufeln,
Ich lasse mir das nicht gefallen.
Vor allen Dingen, vor allen,
Wo hast du dein kristallenes Herz?

Hedwig
faßt sich verwirrt an den Hals
Das Herz — das Herz — ach, wo ist es
geblieben?
Das Herz — das Herz — wer hat mir's
genommen?
Das Herz — das Herz — wohin ist's
gekommen?

Werner
Das Herz — das Herz, was hast du damit
getrieben?

Hedwig
immer in völliger Verwirrung
Ich lieb es gestern dem fremden Herrn.

Werner
Dem fremden Herrn,
Das glaube ich gern.

rafend
Wem gehört das Herz?
Mir, nur mir allein!
Was hat der fahrende schmutzige Kerl
Mit deinem kristallinen Herzen zu tun?
Nun — nun?

Hedwig
Ich erzählte ihm die Mär,
Er wollte es betrachten.

Werner
Die Mär — die Mär — und weiter nichts
mehr?

Hedwig
Ich versteh ja nichts von alledem —

Werner
Bequem, bequem!
Ich will dir sagen, wer du bist:
Du hast dein kristallenes Herz verloren,
Du hast dir Unehr und Schande erkoren,
Du bist eine Dirne, reif für die Gasse —

Hedwig
aufweinend
Was schlägst du mich mit so furchtbarem
Hasse?

Werner
Ich habe dich geliebt, verachtet die Braut,
Die mir mein Vater hat zugetraut.
Auf Ehren, Besitz und Reichtum verzichtet,
Des Vaters Liebe zum Sohne vernichtet,
Ich wollte mit dir in die Armut geh'n,
Vom Morgen zum Abend in Arbeit steh'n,
Nur um uns redlich und recht zu ernähren,
Wollt' dein und mein armes Leben verklären.
Wo hast du dein kristallenes Herz?

Hedwig
Ich zeigte es nur dem fremden Herrn.
Untreue, die lag mir himmelfern.

Werner
Du lügst, du betrügst.

Hedwig
O großer, großer, unendlicher Jammer,
Ich verlor das Herz gewiß in der Kammer.

Werner
Ist wohl in der Kammer,
Das hat Satan geschworen,
Da werden die reinen Herzen verloren.
Dirne!

Er will sich auf sie stürzen, Hedwig entflieht.

*

Vierte Szene

Rübezahl

Halt ein!
Oder nach drei Tagen
Wirst du zu Grab getragen!
Merk dir das!

Werner
Bist du's, der mir Hedwigs Liebe nahm,
Du alter Sünder, ohne Scham?

Rübezahl
milde

Die einzige Entschuldigung —
Du bist jung!
Jung, frech, unreif und dumm,
Und daher das ganze „Wieso“ und „Warum!“
Das ist jetzt so bei jungen Leuten,
Biel hat es jedoch nicht zu bedeuten!

Werner
immer in Wut
Ich werd' dir die grauen Haare spalten,
Mit Fäusten dir hügeln die Runzelsalten. . .

Rübezahl
gemüthlich

Der Gedanke war recht tapfer gesprochen,
Nur hat er sich das Genick gebrochen.
Willst du nun hören, wie alles war? —

Werner
sinnlos

Nein, mir ist alles ganz klar,
Sie hat ihr kristallen Herz dir gegeben,
Wehr dich, es geht auf Tod und Leben!
(zieht einen Dolch, stürzt gegen Rübezahl.
Rübezahl weicht behaglich aus, gibt von
rückwärts Werner einen leichten Schlag auf
den Kopf. Werner stürzt zu Boden.)

Rübezahl
nimmt Werner den Dolch ab
Nun gib mir den Dolch,
Du Talmistrolch,

(öffnet das große Fenster, wirft den Dolch
hinaus. Zu dem schwer um Atem ringenden
Werner)

Der Dolch, der liegt nun tief im Graben,
Falken und Raben
Sollen zu ihrem Ergötzen
Sich an ihm ihre Schnäbel wezen. *

*

Fünfte Szene

Hedwig
O Gott, o Gott, Werner rede!
Bist doch nicht tot?

Sie wirft sich über ihn.

Rübezahl

Laß den Schlot!
Der wird sich bald erholen,
Er hat eins abgefrigt,
Und das hat genügt,
Ihn in sanfte Ohnmacht zu legen —
Sieh! Er kann sich schon wieder regen —
Bald ist er wohl auf,
Verlaß dich drauf!

Werner
richtet sich auf

Hinweg von mir!
droht Rübezahl
Das gedenke ich dir.

zu Hedwig
Rühr mich nicht an,
Dort steht dein Mann!
Bleib mir vom Leib,
Ich nehme mir nun ein ander Weib!
(schleppt sich nach einem Stuhl)

Hedwig
Werner, Werner, das kann ja nicht sein,
Da stürzete ja der Himmel ein.

Werner
düster
Er ist schon eingestürzt.
Das Glück liegt in Scherben
Am besten wär's — zu sterben!

Hedwig
jammert, kniet vor ihm
Verstoße mich nicht, verlasse mich nicht,
Eher töte mich.
Ich liebe dich ja, ich liebe dich!
Sei gut und geduldig,
Ich suche das Herz,
Ich bin unschuldig.

Werner
wehrt sie ab
Was verloren,
Bleibt verloren.

Rübezahl
Ist der blöde
Spruch der
Loren.
Was verloren,
wird wieder-
gewonnen,
Neu gesammelt
wird, was zer-
ronnen.
Klatscht in die Hände
Wirt!

*
Sechste Szene
Wirt erscheint eiligst
Rübezahl
Ruf' alle deine
Leute her,
Alt und jung und
groß und klein.

Wirt
Werden gleich all'
zugegen sein!
(Die Leute er-
scheinen: ein al-
ter Großknecht,
Nöckin, Küchen-
mädchel, Stuben-
mädchen, Haus-
knecht, Holzschläger,
Hüterjunge, ein
kleines Kind, alle
in Arbeitstracht.)

Wirt
zu Rübezahl
Das ist mein ge-
samtes Hotel-
personal!

Kolossal!
Nun höret einmal!
Die Jungfer verlor ein kristallenes Herz,
Ihr kennt es, sie hat es täglich getragen,
Wem es gelingt,
Daß wieder er's bringt,
Kriegt von mir tausend Mark Finderlohn.

Alle
schreien
Tausend Mark! Tausend Mark Finderlohn.
Wir suchen, wir suchen, wir suchen schon.

Wirt
Nein, nein, halt' ein! So soll's nicht sein!
Geht alle zu eurer Arbeit zurück
Ich suche allein!

Rübezahl
Alle suchen, sonst gilt nicht der Pakt!



„Hörst du, wie um unser Haus / Geht der Wind? ...“

Wirt
Ganz vertrackt,
Daß ich so elend
kurzsichtig bin,
Die tausend Mark
sind sicher mir
hin.

ruht wie rasend an
seiner großen Brille
Nun, so such! Die Leute
purzeln die
Treppe hinauf.
Wirt mit.

Rübezahl
Hedwig, laß das
Gejammer,
Suche in deiner
Kammer.
Wir müssen es
wiederbekom-
men
Vielleicht hat's
einer der Gäste
genommen.

Er zieht sie fort.
Vom Podest der
Treppe wendet
sich Hedwig noch
einmal mit bit-
tenden Händen
Werner zu:

Sei doch gedul-
dig,
Ich bin unschul-
dig!

Siebente Szene

Werner
allein

Oh - tausend Mark, tausend Mark Finderlohn,
Wer hörte solch Ungeheures schon?
Für solche Verschwendung gibt's nur einen
All' ihre Schande ist mir nun kund. [Grund,
O meine Qualen,
Sie läßt sich bezahlen!
Ach Vater, jetzt verstehe ich dich,
Ich wählte mit dem Herzen, ich Tropf,
Nun bin ich gewichtigt, ich wähl' mit dem Kopf.
eilt hinaus.

Die Bühne ist leer. Draußen Schreie der
Suchenden. Von Zeit zu Zeit: „Tausend
Mark“ — „Das kristallene Herz“. Wirt er-
scheint, sieht sich suchend kurz um:

Hier ist nichts mehr zu finden.
Hier ist schon ausgelegt.
tippt sich auf die Stirn

Halt, ich weiß! Zu den andern still, still,
Das Herz liegt draußen im Müll.
eilt hinaus

*

Achte Szene

Hedwig
erscheint traurig
Nichts wird gefunden!
schaut auf
Wo ist Werner? Werner, wo bist du?
läuft hinaus, ruft draußen
Werner! Werner!
Werner! Werner!
kommt gebrochen zurück
Er ist fort! Nun ist alles aus!
sitzt vor dem Ofen auf einen Stuhl.
weineud

Brenne, brenne, lieb' Feuerlein,
Mich friert bis ins Herze hinein.
Nus ist mein Frühling,
Vorüber mein Mai,
Verloren die Liebe,
Alles vorbei!

Brenne, brenne, lieb' Feuerlein
Mich friert bis ins Herze hinein!

(Zwischen ist Rübezahl leise herangetreten.
Er streichelt Hedwig die Haare.)

Rübezahl

zärtlich

Dein kristallnen Herz, gab ich dir's nicht zurück?

Hedwig schüttelt den Kopf

So verlor ich selbst das kostbare Stück!

Ich habe dir nichts
gestohlen,

Ich habe dir nichts
verhehlt,

Ich werde dir wieder-
holen,

Was jetzt dir fehlt.

geht über die Treppe
zurück.

*

Neunte Szene

Zwischenspiel
Rübezahl und die
Zwerge kommen.
Zwerge mit ihren
Kuckfächchen und Ka-
puzenmänteln.

Jetzt gehen wir auf
die Reise,

Hab' Dank, lieb
Kindmüttelein,

Hab' Dank für Trank und Speise
Und für all dein Gütigein!

Zwerge ab. Rübezahl bleibt zurück.

*

Zehnte Szene

Rübezahl

Hörst du, wie um unser Haus
Geht der Wind?
Wein' dir nicht die Auglein aus,
Liebes Kind!

Wolke, Wind und Herzensgram
Bald vergeht,
Gottes Himmel wundersam
Drüber steht.

Weine, weine nicht so sehr,
Längst fand Ruh'
Einer, der — 's ist lange her —
Litt wie du!

er küßt sie auf den Scheitel, geht.

Am der Tür

Ich habe dir nichts gestohlen,
Ich habe dir nichts verhehlt,
Ich gehe dir wiederholen,
Was jetzt dir fehlt!

(Am Verandafenster sieht man Rübezahl noch
einmal, wie er Hedwig liebevoll betrachtet.
Dann hebt er die Hand. Auf einmal zer-
reißen die Nebel, der
Wind schweigt, das
Niesengebirge er-
scheint in goldenem
Lichte.)

Hedwig
springt auf

Die Sonne! Sonne,
o goldenes Wunder!

läuscht,
von draußen hört man die
Zwerge singen

Wolke, Wind und
Herzensgram

Bald vergeht,
Gottes Himmel wun-
dersam —

Drüber steht.
Hedwig steht in verklä-
rendem Himmelslicht da.

Ende
des 2. Aktes.



„Wolke, Wind und Herzensgram / Bald vergeht,
Gottes Himmel wundersam / Drüber steht“

Der Studien-Bau des Deutschen Museums zu München

Von Franz Langheinrich

Über das Licht, das ihr ausstrahlt aus eurem Wesen, es geht nicht in euch und wirkt in euch, so wenig wie der Blitz von seinem eigenen Leuchten weiß. Muß aber dennoch so etwas wie ein Ahnen in ihm sein! Ein Ahnen von sich selbst! Man heißt's die Kraft!

(Mus-Max Halbes Festspiel zur Grundsteinlegung)

Umrauscht von den grünen Gletscherwässern der Isar erhebt sich auf der Münchner Kohleninsel der Monumentalbau Gabriel von Seidl's, das Deutsche Museum. Es ist jene weltbedeutende Sammlung von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik, die dem Schöpfergeiste des Reichsrates Dr.-Ing. Oskar von Miller, dem berühmten Techniker und Ingenieur, dem Erbauer des Walchenseekraftwerkes, ihre Entstehung verdankt. Am 13. November 1906 wurde feierlich der Grundstein zum Deutschen Museum, dem größten Eisenbeton- und Stahlbau der Welt, gelegt, und am 7. Mai des Jahres 1925 konnten die Riesenhallen aus Stein, Eisen und Glas, überragt von dem 63 Meter hohen Antennen- und Wetterturm und den Kuppeln der astronomischen Observatorien und Planetarien, unter der Teilnahme einer ganzen Welt von Gelehrten, Ingenieuren und Künstlern der weiten Öffentlichkeit übergeben werden. Drei Millionen Besucher haben seitdem die Sammlungen durchwandert. Von den Ausdehnungen dieser wissenschaftlichen Wanderung mag der Umstand einen Begriff geben, daß der Ausstellungsbau auf dem südlichen Teile der Insel bei einer nahezu quadratischen Fläche von 100 Meter Seitenlänge einen umbauten Raum von etwa 276000 Kubikmetern überdeckt und daß die Flucht der Hallen einen Weg von 14 Kilometern darstellt.

Diesem Sammlungsbau war von vornherein der gleich große Bau eines Studiengebäudes zugeacht, das sich eng an das bestehende Architekturbild angliedern soll und das in zwei großen Trakten den Bibliotheksbau und den nach Norden an der Ludwigsbrücke abschließenden Saalbau bildet, die beide mit dem Sammlungsbau und untereinander durch niedrigere Verbindungshallen zusammengeschlossen sind.

In den sonnigen Septembertagen dieses Jahres nun wurde der erste öffentliche Schritt zur Verwirklichung des letzten großangelegten

Planes getan, der das Deutsche Museum zu seiner Vollendung führen soll. In Gegenwart des Reichspräsidenten, der Spitzen der Reichs-, Landes- und Kommunalbehörden, der Vertreter der Wissenschaft, Technik und Industrie und hervorragender Gäste aus dem Auslande wurde feierlich der Grundstein zu dem Studienbau des Deutschen Museums gelegt. Es war ein erschütternder Augenblick, als nach den machtvollen Klängen des Altniederländischen Dankgebetes, das Tausende von Kindern, Männer und Frauen unter den Fanfaren des Arbeiterorchesters der Leberlufer F. G. Farbenindustrie anstimmten, der greise Reichspräsident, umrauscht von den Bannern und Fahnen der Innungen, Korporationen und studentischen Verbindungen, die Stufen zu dem erhöhten Grundstein emporstieg. Wie seine Hammerschläge, so mit Wucht und Klarheit fielen seine Worte segnend auf den Steinblock nieder: „Deutscher Arbeit, deutschem Aufstieg, deutscher Zukunft soll bereinst dieser Bau dienen. Jedes Streben, jedes Schaffen soll befeelt sein von dem Gedanken: Alles für das Vaterland!“

Und kaum sind die Festesklänge verrauscht, so regen sich auf der Kohleninsel die Arbeitskräfte, den Bau des Geheimen Baurats German Bestelmeyer, der aus der Preisbewerbung als Ausführer und Bauleiter hervorging, in Angriff zu nehmen. Die Gesamtanlage wird sich so gestalten, daß man, von der Erhardtbrücke kommend, über die Isar durch einen Torbau in den Schmuckhof gelangt und von hier aus rechts zum Haupteingang des Sammlungsbaues oder links zu dem als vorgelagerte Pfeilerhalle ausgebildeten Haupteingang der Bibliothek. Diese bildet einen geschlossenen viereckigen Bau, der um einen rechteckigen, allseitig von Bogenhängen umgebenen Hof von 36 zu 65 Metern gruppiert ist. Dieser Hof kann bei besonderen Anlässen, mit einem Zeltbach überspannt, als großer Versammlungsraum dienen. Im Sockelgeschloß des Bibliotheksbaues liegen die Laboratorien und Werkstätten, im Erdgeschloß die umfangreichen Büros für die Bibliothek und für die Sammlungen. Das Obergeschloß enthält die Lesesäle mit Bücherschau und Handbibliothek und die Zeichensäle, und zwar sind in den Lesesälen insgesamt 200 Arbeitsplätze und im Zeichensaal 60 Arbeitsplätze vorgesehen. Die Handbibliothek

mit 40000 Bänden, die Zeitschriftensammlungen mit 5000 Zeitschriften, vor allem aber auch die interessante Bücherschau können für sich besichtigt werden, ohne daß die Besucher der Lese- und Zeichensäle gestört werden. Das zweite Obergeschoß enthält die Bücherspeicher, ausreichend für eine Million Bücher und Pläne. In dem zwischen Bibliothek und Sammlungsbau befindlichen östlichen Flügelbau sind umfangreiche Restaurationsräume vorgesehen; der größte Teil wird zu besonders billigen Speiseräumen eingerichtet. In den Verbindungsbauten zum Saalbau sind zwei kleine Vortragsäle mit 100 und 200 Sitzplätzen untergebracht. Der von der Ludwigsbrücke aus zugängliche Saalbau enthält im Erdgeschoß die Garderobenhalle, im ersten Obergeschoß den großen Vortragsaal, in welchem einschließlich der Galerie 800 Sitzplätze an Tischen oder 1200 Sessel untergebracht werden können. Der Saal ist mit allen neuzeitlichen Einrichtungen für Vorführungen von Lichtbildern, Filmen, Versuchen usw. ausgestattet.

Vor dem Festspiele von Max Halbe, das die feierliche Grundsteinlegung am Abend der Festtage im Prinzregenten-Theater abschloß, betrat der Schöpfer des Museums selber, Oskar von Miller, die Bühne, um für den verhinderten Generaldirektor Dr. Wögler einen kurzen Grundriß der Arbeitspläne des Studiengebäudes zu geben. Es taucht, so führte er aus, die Frage auf, ob es überhaupt möglich ist, so einen Studienbau zu errichten. Man könnte einwenden, daß es sicherlich nicht notwendig sei, noch eine Bibliothek zu gründen, nachdem wir schon eine große Reihe vorzüglich angelegter und geleiteter Bibliotheken besitzen. Die hier geplante Bibliothek ist aber ganz anderer Natur als die heute schon bestehenden Einrichtungen. Sie soll eine Spezialbibliothek werden für alle Gebiete der Naturwissenschaft und Technik, die gerade in den letzten Jahrzehnten einen so gewaltigen Umfang angenommen haben. Die Hauptbedeutung dieser Spezialbibliothek liegt darin, daß nicht nur Techniker, nicht nur literarisch gebildete Menschen hineingehen, sondern daß sie gerade dem ganzen Volke dient. Und dieser Studienbau ist so notwendig wie das Museum selbst. Wer heute das deutsche Museum besucht, ohne eine hinreichende technische Vorkenntnis zu besitzen, dem werden, verwirrt von der Fülle des Gesehenen, so manche im Museum besichtigten Ausstellungsgegenstände unklar geblieben sein. Wie man daher auf der einen Seite beschlossen hatte, in Zukunft an den Ausstellungsgegenständen

bzw. den einzelnen Gruppen Literaturhinweise anzubringen, so hatte man die Notwendigkeit erkannt, dem Deutschen Museum mit diesem Studienbau die bisher fehlende Ergänzung zu geben. Die Bibliothek soll aber nicht nur eine Fachbibliothek für Ingenieure und Forscher, sondern zugleich auch eine ausgesprochene Volksbibliothek werden. Der einfache Mann soll nicht mit Bangen und Zagen ihm fremde Räume betreten, in denen er auf die Hilfe gelehrter Aufstoden angewiesen ist, sondern er soll eine Arbeitsstätte vorfinden, die ihm vertraut ist, in der er sehr leicht selbst wählen und das für ihn Geeignete finden kann. Aus diesem Grunde wird zwar die Bibliothek des Deutschen Museums, wie alle übrigen Büchermagazine, wissenschaftlich geordnete Kataloge enthalten, sie wird aber daneben besondere Einrichtungen für das ungeschulte Laien-Publikum aufweisen, vor allem eine außergewöhnlich große Handbibliothek mit zahlreichen Nachschlagewerken, grundlegenden Büchern der verschiedenen Gebiete und einer besonders guten Auswahl allgemein-wissenschaftlicher Werke. Aber auch die Handbibliothek dürfte für viele Besucher noch nicht ausreichen, um sie zur Benutzung anzuregen und ihnen die Auswahl zu erleichtern. Deshalb soll, wie in den Schaufenstern der Buchhandlungen, eine große Zahl der Bücher nicht geschlossen, sondern offen aufgelegt werden, um die Besucher für die Besichtigung und das Studium zu gewinnen, das sie gleich an Ort und Stelle in den Leseälen betreiben können. Schließlich ist mit der Bibliothek noch eine große Bücher-Verkaufsstelle verbunden, in welcher die Besucher diejenigen Bücher, die ihnen für den dauernden Gebrauch erwünscht sind, erwerben können. Für Zeitschriften und für Patentschriften sind besondere Säle mit den hierfür zweckentsprechenden Spezialeinrichtungen vorgesehen, für Forschungszwecke werden Einzelzimmer zur Verfügung stehen.

Etwas ganz Neues ist die projektierte Plansammlung. Für einen Ingenieur, der eine Maschine konstruieren oder irgend ein Bauwerk schaffen will, gibt es kein besseres Belehrungsmittel als klassische Vorbilder. In dieser Plansammlung nun soll der Ingenieur alle Planzeichnungen finden und nachprüfen können, die ihn von bereits erstellten Bauwerken und Maschinen in der ganzen weiten Welt interessieren.

Die Urkundensammlung ist nicht minder wichtig. Wir sind bis heute eigentlich nur gewöhnt, Geschichtsforschung im politischen Sinne zu treiben. In seiner Banktredde

hatte Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht ausgeführt, daß man in seiner Schulzeit wohl außerordentlich gut Bescheid über die Auswirkungen des spanischen Erbfolgekrieges geben konnte, daß die Schüler aber vor verschlossenen Türen standen, wenn sie etwa um die Herfschen Wellen oder den Dieselmotor befragt worden sind. Mit der Urkundensammlung des Studiengebäudes soll endlich der Weg beschritten werden, auch die Geschichte der Technik festzuhalten. So manche kostbare Originale stehen der Sammlung heute schon zur Verfügung; das kann aber noch lange nicht genügen. In diese Urkundensammlung soll alles zusammengetragen werden, was Technik und Naturwissenschaft an bedeutenden Marksteinen aufzuweisen hat, und so soll die Sammlung gerade der Forschung das allerbeste Material zur Verfügung stellen. In dieser Plan- und Urkundensammlung sollen alle in das Arbeitsgebiet des Museums einschlägigen Erfindungen Bauten und Einrichtungen in der Weise aufgenommen werden, daß die zur Verfügung gestellten Pläne mustergültiger Anlagen in einheitlicher Form auf Leinwand aufgezogen und nach Gruppen und Untergruppen in Sammelmappen geordnet, aufbewahrt werden. Dadurch wird ein Belegungsmittel geschaffen, wie es weder durch Bücher noch durch Zeitschriften geboten werden kann, weil die Besucher für jeden gewünschten Einzelfall — Maschinenanlagen, Wasserkraftanlagen, Bahnhöfe usw. — die für bestimmte Arbeiten erforderlichen Vergleichspläne in ausreichendem Maßstabe viel übersichtlicher und rascher finden, als es durch mühsames Suchen in Zeitschriften und Büchern möglich ist. In einem besonderen Zeichensaal mit Sammelschränken für die am häufigsten benutzten Plangruppen können die Pläne nicht nur eingesehen, sondern auch kopiert werden. Schon vor dem Kriege hatte Oskar von Miller den Gedanken entwickelt, man möchte die technischen Kultur-Denkmäler in gleich sorgfältiger Weise behandeln wie die Denkmäler der Kunst, man müsse sie als die Zeugen großer technischer Vergangenheit bodenständig erhalten und vor der drohenden Vernichtung retten. Wie so viele andere Kulturthaten machte der Krieg die Verwirklichung dieser Pläne für viele Jahre unmöglich. Aber weder den Riesenbau des Deutschen Museums, noch diesen Plan konnte der Weltkrieg völlig verhindern. Vor zwei Jahren wurde die Idee wieder aufgegriffen und der Verein deutscher Ingenieure damit beauftragt, zunächst einen Überblick zu schaffen über das,

was heute noch von technischen Kulturdenkmälern in Deutschland vorhanden ist. Die Vorlage eines ersten, im 17. Bande des „Jahrbuches“ veröffentlichten Berichtes über technische Kulturdenkmäler führte dann zur Gründung einer „Deutschen Arbeitsgemeinschaft zur Erhaltung technischer Kulturdenkmäler“, zu der sich das Deutsche Museum, der Deutsche Bund Heimatschutz und der Verein deutscher Ingenieure zusammengeschlossen haben.

Jährlich kommen mehr als 3000 Schulen, viele Arbeitervereine und alle möglichen Berufsorganisationen in das Deutsche Museum. Die Führer dieser Schulen und Vereine brauchen einen Raum, in dem sie ihre Leute auf die Führung vorbereiten und wo sie ebenso nach der Besichtigung über das Gesehene zweckentsprechende Aufklärung geben können. Da das Deutsche Museum das Interesse der ganzen Welt auf sich zieht — so manche Tagung der letzten Jahre wurde gerade im Hinblick auf das Deutsche Museum in München abgehalten —, so war es notwendig, für den Studienbau auch einen Kongresssaal vorzusehen, dessen künstlerische Ausstattung wie diejenige des ganzen Bauwerkes Geheimrat Dr. Bestelmeyer vollenden wird. Daß die endgültige Formung der Pläne und die Bauleitung selbst in die Hände dieses bedeutendsten Künstlerarchitekten gelegt wurde, darf man als eine Gewähr ansehen für die Befolgung eines bedeutsamen, aber bei allen älteren und selbst neueren Bibliotheksbauten vernachlässigten Grundsatzes, daß nämlich die bauliche Anlage nicht nur auf die vorhandenen, sondern auch auf die zu erwartenden Büchermassen Bedacht nehmen und daß die bauliche Gliederung in einer Dreiteilung des Baukörpers in Magazine, Verwaltungs- und Benutzungsräume bestehen muß. In Anerkennung dieses Gesetzes ist im Studiengebäude des Deutschen Museums eine klare Scheidung zwischen Bibliotheks- und Saalbau vorgenommen worden, wie auch Leses-, Zeichen- und Zeitschriftensäle gemeinsam in das Hauptgeschöß, die Bücherpeicher in ein Obergeschöß, das im Bedarfsfalle Aufstockung zulassen wird, zusammengefaßt sind. Die Abgrenzung der Interessensphären entspricht in glücklicher Weise den großen Zielen des Deutschen Museums: sie soll eine Präsenzbibliothek sein, das heißt, sie wird ihre Bücher nicht aus dem Hause ausleihen, sondern sie dem Benutzer zu sofortigem Gebrauche in den Lesesälen bereitstellen. Das wird ein großer Vorzug vor den Staatsbibliotheken sein, wo schätzungsweise (wie in Berlin) jede dritte Bestellung den Vermerk „verliehen“ erhält.

Für den Studienbau des Deutschen Museums sind jetzt schon zwei Millionen bares Geld von Handel und Industrie und, was ganz besonders betont sei, nicht zuletzt auch aus dem Auslande gezeichnet. Neben diesen Geldstiftungen sind außerordentlich wertvolle Materialstiftungen aus den Gebieten der Großindustrie, des Bergbau- und Maschinenwesens zu verzeichnen, und selbst die Reichsbahn hat für die einschlägigen Transporte dem Neubau völlige Frachtfreiheit zugesichert. Es sind jetzt schon über 100000 der wertvollsten Bücher als Stiftungen der Autoren mit eigenhändigen Widmungen vorhanden, und die Mehrzahl der deutschen Verleger hat sich verpflichtet, von jedem technischen oder naturwissenschaftlichen Werke, das herausgegeben

wird, dem Deutschen Museum ein Freie exemplar zu überweisen. Erfreulich ist es, daß sich hierzu auch viele ausländische Verleger entschlossen haben.

Von dem stürmischen Beifall der Festteilnehmer umbrandet, konnte der greise Schöpfer des Deutschen Museums, aufrecht in jugendlicher Kraft und Rüstigkeit stehend, den Dank der Tausende und aber Tausende entgegennehmen, die zu ihm als ihrem Führer aufblickten. Und seine Schlussworte mögen, gleich einem Weispruch über den neu-erstehenden Studienhallen des Deutschen Museums, so auch über den aufwärts führenden Bahnen unseres gemeinsamen Vaterlandes leuchten: „Der Grundstein ist gelegt. Nun kommt die gemeinsame Arbeit!“

Die Gräber an der Mauer

Meine Schwester und ich
Holten aus dem Berge seltsame Pflanzen,
Bargen sie behutsam in dem Ranzen,
Schlichen bann zum Kirchhof, mütterlich

Sie den Namenlosen an der Mauer,
Die so leise bettelten und baten,
Einzugraben mit dem kleinen Spaten.
Zart umfing sie unsere Kinbertrauer.

Ja, wir liebten sie, die Gräber an der Mauer!

Karoline Hauch-Hochgründler

Soldatenfriedhof

Ein weites, weites Feld. Grellroter Mohn.
Sein Blühen kann das Grauen nicht bezwingen.
Viel tausend schwarze Eisentreuze bringen
dennoch ans Licht, wenn auch die Gräber schon
das Blühen verbirgt. Und einer Mutter Sohn
in jedem. Sieh, ein Falter hebt die Schwingen
zum Licht! Inscriften da und dort. Sie klingen
so fremd. „Held“, „Ehre“, „Ruhm“ . . . es schellt wie Hohn.
Schau auf! Des Mittags Himmelsfahne bauscht
sich blau, tiefblau. Wie still! Kein Lusthauch weht.
Und was dich eben noch bewegt, . . . vertrauscht,
verklingt in Ruh. Du siehst ein Blumenbeet
vor dir, sonst nichts. Du stehst und ahnst berauscht
des letzten Friedens hohe Majestät.

Karl Adolf Mayer



Allgäuerin

Gustav Köhler





Blick auf Soest in der Baumbllüte

Alt-Soest

Von Prof. Dr. Gustav Grimme

Die Zeit, da man das „ehrenreiche“ Soest nur als stilles, schlummerndes Landstädtchen kannte, oder vielleicht, besser gesagt, nicht kannte, ist endgültig vorüber. Soest fängt an, modern zu werden, wenn es auch noch lange nicht in dem Maße, wie die ihm wesensähnlichen Städte Hildesheim, Nürnberg oder Rothenburg die kunstfreudigen Besucher an sich zieht. Doch weiß man heute ziemlich allgemein, daß es eine deutsche Kunststätte ersten Ranges nach Alter, Menge und Wert der in ihm entstandenen Kunstwerke darstellt und daß eine in ihren intimen Reizen entzückende Landschaft, die weite, fruchtbare Börde, wie ein sorgsam gepflegter Garten sie umgibt. Wo findet sich wohl eine Stadt, die man mit Soest vergleichen könnte! Der oft angestellte Vergleich zwischen dem westfälischen Soest und dem flandrischen Brügge hat immer noch am meisten Zutreffendes an sich. Nur fehlt in Soest der aristokratische Charakter und die Geschlossenheit des Stadtbildes, wie sie jener flandrischen Stadt eigen

sind; Soest ist eben Soest und nichts anderes. Der hervorstechende Grundzug seiner Wesensart ist vielmehr das Bäuerische, Kleinbürgerliche. Soest ist eine Bauernstadt und zwar eine stadtwestfälische. Doch seltsam genug, in diesem ganz dörflichen Milieu erheben sich architektonische Gebilde von gigantischen Ausmaßen und höchster künstlerischer Vollendung. Diese fast paradoxe Verbindung bestimmt die Eigenart der Stadt und macht sie gerade dadurch uns so liebenswert. Dazu gesellt sich bei ihr der Reiz der farbigen Erscheinung. Es gibt wohl keine zweite deutsche Stadt, bei deren Durchwandern es allenthalben uns so farbenfreudig entgegenjauchzt wie gerade in Soest.

Von der großen Geschichte der ehrenreichen Stadt Soest soll hier nur so viel vermeldet werden, als für das Verständnis ihrer Kunst erforderlich ist. Im 7. Jahrhundert wird uns von sieben großen Bauernhöfen berichtet, die sich am Sod, dem lebendig sprudelnden Quell, dem heutigen „Großen Teich“, ansiedelten und den Namen Sobtatenhoven

führten. Daher der Name Sostatun-Soest. Der Frankenkönig Dagobert übertrug um 630 diese Ansiedlung dem Erzbischof Kumbert von Köln als Lehen. Dieser gründete hier die erste Kirche, die dem Kölner Bistumspatron St. Peter geweiht wurde. Das war die „Ole Kerke“. Bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts war Soest den Kölner Erzbischöfen unterstellt. Im Jahre 964 ließ Bruno von Köln die aus Troyes in Frankreich nach Soest überführten Gebeine des ritterlichen Märtyrers Patroklos in der dem Heiligen geweihten Kirche beisetzen, und dieser sonst wenig bekannte Gottesstreiter



Aufn. v. Schwarz, Soest

Osthofentor

wurde zum Patron der Stadt erhoben.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts brachte der Erzbischof Philipp von Heinsberg die Stadt auf ihre heutige Ausdehnung, umgab sie mit Wall, Graben und Mauer und sicherte diese Umwallung durch 10 Tore und 36 Türme, die leider sämtlich bis auf den noch stehenden trohigen Rattenturm in den Jahren 1800 bis 1823 niedergelegt sind. Das stolze, noch wohlerhaltene Osthofentor entstammt erst dem beginnenden 16. Jahrhundert.

Vom Ende des 12. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts steht das städtische Gemeinwesen in höchster Blüte. Als Vorort der



Osthofenstraße

westfälischen
Hansestädte
wird Soest
der Haupt-
stapelplatz des
Handels vom
Rhein zur
Ostsee. Ihr
ständig wach-
sender Wohl-
stand macht
sie in dieser
Zeit auch zum
Vorort der
Kunst in West-
falen.

Das für die
Stadt bedeu-
tungsvollste
historische Er-
eignis war
die berühmte
Soester

Fehde (1444
bis 1449), in
der sich die
Bürger von
der Ober-
hoheit der
Kölner Erz-
bischofe los-
sagten und
den Sturm
des von Erz-
bischof Diet-
rich von Mörs
gedungenen
gewaltigen
Söldner-

heeres in mu-
tiger Verteidigung abwehrten. Nach dem
siegreich verlaufenen Kampfe stellten sich die
Soester unter das Szepter des Herzogs von
Cleve und kamen nach dem Aussterben dieses
Hauses 1609 an Brandenburg.

Mit dem Beginn der Neuzeit setzt der
materielle Niedergang der Stadt ein. Nach
den großen Ländereutdeckungen hatte Soest,
von den neuen Verkehrswegen abgeschnitten,
keine Bedeutung als Handelsstadt bald ver-
loren. In unseligen Streitigkeiten entzweite
sich die aristokratische Patrizierschaft mit
dem demokratischen Bürgertum; heftige
Glaubenskämpfe entbrannten, und die Mehr-
zahl der Bürger nahm Luthers Lehre an.
Das schwerste Verhängnis brachte dann der
Dreißigjährige Krieg über Soest. Entsetzlich
wütete die Kriegsfurie in der unglück-



Turm von St. Patroklius mit Vorhalle.
Daneben das Rathaus

lichen Stadt.
Furchtbare
Feuers-
brünste und
pestartige
Seuchen ver-
mehrten das
Unheil. Nach-
dem dann der
Sieben-
jährige Krieg
das bißchen
Wohlstand,
das sich noch
erhalten,
vollends ver-
nichtet hatte,
war die Ein-
wohnerschaft,
die in ihrer
besten Zeit
etwa 20 000
Seelen ge-
zählt, auf
knapp 4000
zusammenge-
schmolzen und
aus der einst
so blühenden
Stadt „das
große Dorf
Westfalens“
geworden.
Erst zu Be-
ginn des
19. Jahr-
hunderts hob
sich die Stadt
langsam
wieder; die

Zahl ihrer Bewohner ist heute auf 20 000 an-
gewachsen.

In dieser Westfalenstadt hat sich nun zur
Zeit des Mittelalters eine ganz wunderbare
Blüte der Kunst entwickelt, hervorgerufen
durch die Vereinigung aller bildenden Künste,
der Architektur, Plastik, Wand- und Tafel-
malerei, des Kupferstichs und Kunstgewerbes,
und diese Kunst ist ganz und gar ein Spiegel
der westfälischen Volksseele und des west-
fälischen Volkscharakters. Wer das Wesen
der westfälischen Kunst erfassen will, der
findet es am unverfälschtesten gerade in dieser
einen Stadt verkörpert.

Das seltsamste und großartigste Architekturbild,
wie man es in deutschen Landen kaum
ähnlich erleben dürfte, baut sich im Mittel-
punkte der Stadt auf, jedem unvergeßlich,

der es einmal gesehen: die beiden gewaltigen Kirchen von St. Peter und St. Patroklius, so dicht hintereinander auf den Plan gestellt, daß die eine in der anderen gleichsam ihre Fortsetzung findet und nur eine Bodensfläche von wenigen Metern Breite die Baukörper voneinander trennt. Wenn das prüfende Auge auch bald die Verschiedenheit des architektonischen Details bei beiden Bauwerken entdeckt, so wirken sie doch in ihrem Gesamtcharakter als zwei homogene Gebilde, gleichartig in der ungeheuren Schwere und Massigkeit ihrer Mauern, in ihrer monumentalen Größe und trotzigen Wucht, in ihrer imponierenden Nüchternheit, in ihrer echt westfälischen Geradheit und Ehrlichkeit, die von spielerischem Tand und schmückendem Beiwerk nichts weiß. Diese Einheitlichkeit des Bildes wird noch erhöht durch die Übereinstimmung in der farbigen Erscheinung, da beide Kirchen aus demselben Steinmaterial, einem leuchtend grünen Mergelsandstein, aufgebaut sind, der auch den anderen kirchlichen Bauwerken der Stadt die eigentümliche farbige Note gibt.

Der Gründungsgeschichte nach ist, wie wir sahen, St. Peter die ältere jener beiden Kirchen, wenn auch der heutige Bau von der



St. Maria zur Höhe

vollen dreifachen, polygonen Chor geschaffen und den Turm um ein weiteres Stockwerk erhöht. Die letzte bauliche Veränderung erfolgte im 18. Jahrhundert, als nach einem Brande das alte Pyramidendach des Turmes durch eine barocke, steilaufragende, kupferbeschlagene Doppelzwiebel von ausgezeichnete Wirkung ersetzt wurde.

So viel Schönes St. Peter in der Ausbildung der Einzelteile aufzuweisen hat, so fühlt man doch, daß im Laufe der Zeit hier viel zusammengestüßelt ist. Geschlossener und einheitlicher wirkt dagegen der benachbarte St. Patroklius-Dom. Als Basilika mit Querschiff, Chorquadrat und halbrunder Apsis angelegt, zeigt er in seinem Äußern kaum mehr als eine gewaltige, schmucklose

alten Gründung des 7. Jahrhunderts keine Reste mehr aufweist. Diese neue „Allekerke“ ist das Erzeugnis mehrerer Bauperioden, die sich über ein und ein Viertel Jahrhundert erstrecken. Um 1150 entstand hier eine dreischiffige Basilika ohne Querschiff mit niedrigem Westturm. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts wurde dem Bau das fehlende Querschiff gegeben. Die Frühgotik hat dann noch an der Ostseite der Kirche statt der ursprünglichen halbrunden Apsis einen wunder-

Masse. Ein großartiges Raumerlebnis wird uns dagegen in seinem Innern zuteil. Wohl zeigen auch hier die einzelnen Bauglieder eine bis ans Nüchterne grenzende Einfachheit; von Riesen Händen scheinen die kolossalen Mauermassen aufeinandergetürmt, mit äußerster Deutlichkeit enthüllt sich die Konstruktion des Baues dem Auge; aber gerade dadurch ist hier ein Raumeindruck von erhabenster Größe und Feierlichkeit geschaffen. Mit der etwas monotonen, düsteren Haltung der grau-grünen Mauermassen des Langhauses kontrastiert sehr wirkungsvoll der farbenschim mernde Chor. Durch die drei großen, alten, in märchenhafter Farbenpracht leuchtenden Rundbogenfenster der Apsis dringt das Licht in den geweihten Raum. Unter der Apsis-Wölbung schimmert in zarten Tönen vor blauem Grunde das Bild des segnenden Erlösers auf goldenem Throne, umgeben von den Evangelisten-

symbolen und dem Zuge frommer Heiliger; zwischen den Fenstern erheben sich die gemalten, feierlich ernsten Gestalten deutscher Könige, in lange, bunte Gewänder gehüllt; auf den Fenster-

leibungen prangen die Figuren von Engeln, Heiligen und Bischöfen. Dieser hochbedeutende Bilderzyklus stammt inschriftlich aus dem Jahre 1166, wo der Kölner Erzbischof Konrad von Dasel den Bau einweihte.

Nun aber sei des genialsten Stückes

Soester Architektur gedacht, das dem Münsterbau von St. Patroklius den denkbar großartigsten Abschluß geben sollte: Der Westturm und seine Vorhalle. Wieviel des Lobes ist auf diesen steinernen Reden mit vollem Rechte schon gehäuft; man darf hier getrost von der schönsten Turmanlage der romanischen Architektur in Deutschland sprechen. Bis zu einer Höhe von 76 Metern ragt dieser ungeheure, vierkantige Klotz empor, das ganze Stadtbild beherrschend. Die glatten Mauerflächen des Turmes werden nur von zwei Fensterreihen unterbrochen. Geradezu klassisch gelöst ist der Übergang aus dem quadratischen Unterbau in die achteckige, steile Turmpyramide mittels dreieckiger Giebel und über Eck gestellter viereckiger Türmchen. Für die Füllung dieser Turmgiebel hat der Erbauer stets wechselnde Ziermotive gefunden.

Inponiert der Turm hauptsächlich durch die gigantische Masse und die ungezügigte

Kraft, die selbst den Elementarmächten Trotz zu bieten scheint, so bewundert man die höchste Feinheit architektonischer Durchbildung in der herrlichen ihm angegliederten Vorhalle. Dieses vielbestaute

Prachtstück diente einst als Rüst- und Waffenkammer der Stadt einem durchaus praktischen Zwecke. Tatsächlich war sowohl sie als auch der Turm bis zum Jahre 1797 städtisches Eigentum. Drei düster beschattete, offene Arkaden, von feinprofilierten Pfeilern



Blick über den großen See auf St. Maria zur Wiefe

gestützt, und darüber zwischen zwei kräftigen Gesimsen drei große, zweigeteilte Rundbogenfenster mit zierlicher Zwerggalerie darunter bilden die Mitte der Fassade. Zwei Durchgänge von größerer Bogenöffnung flankieren links und rechts die Arkaden und ergeben im Verein mit diesen einen wohlthuenden Rhythmus. Der Hauptreiz des Bauwerks aber besteht in seinen fein abgewogenen Verhältnissen: man fühlt förmlich, wie ein Hauch italienischen Renaissancegeistes auf diesem deutschen Bauwerk des hohen Mittelalters liegt. Wieder muß auch des farbigen Effekts gedacht werden, der hier durch den feinen, grüntönigen Sandstein hervorgerufen wird.

Doch mit dieser architektonischen Glanzleistung hat sich die Baulust der Soester Bürger zu Ausgang der romanischen Zeit noch lange nicht erschöpft. Sie scheinen von einer wahren Bauwut ergriffen zu sein. So baut man am „Großen Teich“ die St. Georgskirche (1822 niedergefallen), man gründet außerhalb der Mauern das stattliche Walpurgiskloster, das in der Soester Fehde seinen Untergang fand, man errichtet die Paulikirche, die später durch eine gotische Hallenkirche ersetzt wurde; schließlich ersteht die Kirche Alt-St. Thomas als wuchtige, romanische Pfeilerbasilika. — Zu Anfang des 13. Jahrhunderts weicht die Soester Schiffergilde ihrem Patron St. Nikolaus in nächster Nähe des Patroklimünsters ein entzückendes Kirchlein, die Nikolaitkapelle, die im Innern durch ihre originelle, zweischiffige Bauanlage überrascht. Das Traulich-Anheimelnde, das uns in dieser Kapelle umweht, erhält sie vornehmlich durch die



Die Petrikirche von Süden

feine Ausmalung.

Wiederum erscheint in der Apsis Christus als Weltenrichter, von Heiligengestalten umgeben, ähnlich dem Cyklus in St. Patroklus. Doch sind die Figuren der Kapelle enger zusammengedrängt und von leidenschaftlicher Unruhe durchzittert. So fehlt dem Ganzen die erhabene Majestät der Bildkomposition des Domes.

Das Soester Bauideal zu Ausgang der romanischen Periode ist die aus drei gleich hohen Schiffen bestehende Hallenkirche, die möglichst auf quadratischem Grundriß und in würfelförmiger Anlage des ganzen Baukörpers errichtet wird. Am frühesten zeigt sich in

Soest dieser neue Typ, der sich wahrscheinlich im Anschluß an südwestfranzösische Vorbilder herauskristallisiert, an einem Bauwerk, das zu den köstlichsten Architekturkleinodien der Stadt zählt, der Kirche St. Maria zur Höhe, im Volksmund „Höhnekirche“ genannt. Eine aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammende Kapelle wurde zur Pfarrkirche erhoben und verlangte eine räumliche Erweiterung. Es war ein Hallenkirchlein mit sehr schmalen Seitenschiffen, einer kleinen, halbrunden Apsis im Osten und einem niedrigen, quadratischen Westturm. Der Erweiterungsbau mußte natürlich wieder dem neuen Hallenideal gerecht werden. So wurde das alte Kirchlein bis auf Nordwand, Apsis und Turm abgerissen; der verbleibende Baurest wurde als nördliches Seitenschiff des neuen, größeren Baues verwandt. Der alte Turm blieb bestehen. Man legte in ihm eine Taufkapelle an und schuf ihr in origineller Weise einen Zugang zur Kirche hin, indem man den

westlichen Pfeiler auf drei niedrige, gedrückte Säulen stellte, so daß man durch diese hindurch unter dem Pfeiler her aus der Kapelle in die Kirche gelangte. Man muß zugeben, daß trotz aller Unregelmäßigkeiten der Eindruck des Kirchleins im Äußeren und Innern ein ganz geschlossener ist.

An Reichtum alter Wandmalerien läßt St. Maria zur Höhe alle anderen Soester Kirchen der romanischen Zeit hinter sich. Vor allem ist die Ausmalung des Hauptchors hervorzuheben. Von dem fast kuppelförmigen Gewölbe schimmert da ein riesiger, farbenprächtiger Stern, dessen Strahlen von geflügelten Engeln in byzantinischen Gewändern auf goldenem Grunde gebildet werden. Sie singen einen Jubelhymnus auf die Gottesmutter, um die sie sich scharen. Dieses Deckengemälde aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts steht in der Kunst der nördlichen Länder einzig da. Man darf als sicher annehmen, daß der Meister dieser grandiosen Schöpfung direkt an sizilische Vorbilder (Palermo) anknüpft.

Mit dem Eintreten der Gotik läßt die Bautätigkeit in Soest kaum nach, obwohl die bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts bereits vorhandenen Kirchen dem religiösen Bedürfnis der Bürger vollauf genügt hätten. Noch weniger versteht man die großen räumlichen Ausmaße, die den Soester Kirchen zur Zeit der Gotik gegeben werden. In der Mitte des 14. Jahrhunderts sind drei ge-

waltige Hallenkirchen gleichzeitig im Bau: die Paulikirche, die Minoritenkirche und St. Maria zur Wiese. Wohl sind die beiden ersteren imponierende Raumschöpfungen von größter Klarheit der Disposition und höchster Fülle des Lichtes; doch lassen sie etwas die persönliche Ausdrucksform vermissen, die ein Künstler seinem Werke verleihen soll, und repräsentieren dadurch zu sehr eine allgemein gültige gotische Form. Der Hauptgrund, weshalb diese beiden Kirchen von den Fremden weniger aufgesucht werden, ist aber wohl darin zu suchen, daß ihr Glanz zu sehr verdunkelt wird durch jenes stolze Bauwerk, das vielleicht die Bestrebungen der deutschen Gotik in der abgeklärtesten Form zeigt: die Kirche St. Maria zur Wiese. Dieser Wunderbau (begonnen 1331) ist vollendetste Gotik und doch die schärfste Reaktion gegen die französische Auffassung dieses Baustils. Gegenüber den nach französischer Weise angelegten, überreich decorierten gotischen Kirchen zeigt das Äußere der Wiesenkirche eine fast verblüffende Einfachheit. Der Grundriß zerlegt sich in dreimal drei Felder mit fast quadratischen Gewölbeabteilungen und einem den Seitenschiffen an Breite nur wenig überlegenen Mittelschiff. Ein eleganter, dreifacher Chor schließt die Kirche nach Osten ab. Der Gesamteindruck des Inneren ist überwältigend und mit Worten gar nicht zu beschreiben. Nur vier freistehende Pfeiler steigen in der weiten Halle



Haus Fromme

Aufn. W. Lange, Soest



Freiligrath-Haus

Muster ausgebaut worden (eingeweiht 1882); sie ergeben einen durchaus befriedigenden Abschluß des Baues, wenn sie auch nicht im Geiste der strengen westfälischen Gotik empfunden sind.

Mit dem Bau der Wiesenkirche hat die gotische Architektur in Soest ihren Höhepunkt erreicht, dem der Niedergang als bald folgen sollte. Das 15. Jahrhundert hat außer dem hübschen Remter des Minoritenklosters, der durch seine kunstvollen Fächergewölbe überrascht, keine namhafte architektonische Leistung zu verzeichnen. Das 16. Jahrhundert läßt als einziges größeres Architekturdenkmal der Stadt ein profanes Bauwerk entstehen, das schon erwähnte Osthofentor, das bezeichnenderweise von einem auswärtigen Baumeister, Porphyrius aus Hessenland, errichtet wurde (1523 bis 1526). An sich hat dieser Meister mit seinem Torbau gute Arbeit geleistet; doch mutet sein Werk uns in Soest recht land-

bis zu schwindelnder Höhe empor und gehen ohne Kapitelle unmerklich in die Gewölberippen über. Bei dem Ausgleich von Breite und Länge der Kirche tritt die Aufwärtsbewegung aller Glieder umso stärker in Erscheinung. Eine kühnere Konstruktion ersann wohl nie ein Baukünstler, und unser genialer Soester Meister — Johannes Schendeler ist sein Name — lebt durch sein Werk für alle Zeit der Nachwelt fort. Mit dem großartigen Raumeindruck der Kirche paart sich eine ebenso herrliche Licht- und Farbenwirkung. Durch die riesigen, 20 Meter hohen Fenster flutet das Tageslicht in mächtiger Fülle herein, wird aber durch die farbenglühende, alte Verglasung der Fenster (Chorfenster, Patroklus- und Stammbaumsfenster) zart gedämpft und verklärt, so daß das feine Grün des Sandsteins der Pfeiler und Gewölbe noch wärmer leuchtet. Die Doppeltürme der Westfassade sind erst im 19. Jahrhundert nach Köln = Freiburger



Waisenhaus



Haustür der Wirtschaft Andernach

fremd an; es hat nichts von der herben Strenge, die bislang der Charakter der Soester Architektur gewesen war, sondern kennzeichnet sich durch einen malerischen, dekorationslustigen Zug. Daß das 17. Jahrhundert, das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, eine namhafte Bautätigkeit in Soest ausschließt, bedarf kaum der Erwähnung. Wenn man im 18. Jahrhundert noch von einem Soester Spätbarock in der Architektur spricht, so hat man sich darunter keine pomphaften Kirchen- und Schloßbauten vorzustellen, sondern einfache, bürgerliche Neubauten, die aber trotz ihrem fast völligen Verzicht auf äußeren Schmuck keineswegs geschmacklos erscheinen und durch ihre Lage in alten, märchenhaften Gärten eine beruhigende Wirkung ausüben.

Das Soester Bürgerhaus hat viel mehr bäuerlichen als städtischen Charakter, bedeutet es doch eine direkte Übertragung des Bauernhauses der Börde in das städtische Gemeinwesen. Der Urtypus eines solchen in die Stadt verpflanzten Bauernhauses ist zwar nur noch in ganz vereinzelten Beispielen in Soest vorhanden: ein Fachwerkbau mit einem mächtigen Einfahrtstor und einer großen „Dele“, mit Stallungen und

Speicher unter einem Dache. Das jüngere Soester Bürgerhaus weicht von diesem Typus insofern ab, als es mit mehreren übereinander vortragenden Stockwerken deutlicher den Charakter des Wohnhauses betont. Man freut sich bei diesen Häusern besonders an ihrer Ehrlichkeit, ihrer bunten Farbigkeit und ihren schönen Balkenschmügereien. Man muß wohl darauf achten, wie all diese schmucken Häuser in das Stadtbild hineingestellt sind, wie sie bald mit der Giebel-, bald mit der Breitseite sich an die Straße legen, oder wie sie sich hinter verwitterten, moos- und efeubewachsenen Futtermauern verstecken oder sich durch dunkelgrüne Baummassen mühsam einen Durchgang zur Straße verschaffen, wie sie sich um keine Baufluchtlinie kümmern, bald sich vordrängen, bald zurückspringen, bald eigenwillig die Straße abriegeln und sie zu scharfer Biegung zwingen, wie bei den fortlaufenden Krümmungen der Straßen immer neue schöne Bilder entstehen und oft darin ein schöner Kirchturm den Hauptblickspunkt abgibt.

Das 15. Jahrhundert, das für die Soester Architektur bereits eine Zeit des Niedergangs bedeutet, erlebt dafür eine neue Blüte auf



Haustür an der Brüderstraße

einem anderen Gebiete der Kunst, und zwar auf dem der Tafelmalerei. Die starken Impulse, die von der Soester Kunst im Mittelalter ausgingen, treten in seiner Tafelmalerei besonders deutlich zu Tage. Ihre Anfänge reichen bereits in das 12. Jahrhundert zurück. Soest darf sich rühmen, das älteste, uns bekannte Tafelgemälde Deutschlands, das berühmte Antependium der Walpurgiskirche (1166), geschaffen zu haben (Museum zu Münster). Als weitere bedeutende Beispiele seiner Tafelmalerei aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts mögen dann das Antependium mit der Dreifaltigkeit und der Altaraufsatz mit drei Passionszügen aus der Wiesenkirche (beide im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum) genannt werden. Die erste greifbare Malerpersönlichkeit begegnet uns in Soest aber erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Es ist der Meister Conrad, der weit über Westfalens Grenzen bis hinauf gen Lübeck der Malerei die Wege wies. Er ist Dramatiker und Lyriker, Idealist und Realist zugleich und verfügt über ein wunder-

bares, milchleuchtendes, harmonisches Kolorit. Nicht sehr zahlreich sind die Werke, die ihm sicher zugehören oder aus stilistischen Gründen zugeschrieben werden dürfen, so der gewaltige Flügelaltar mit der Kreuzigung von 1404 in Niederwildungen, der uns den Namen des Meisters überliefert hat, die lieblichen Frauengestalten St. Ottilia und St. Dorothea im Museum zu Münster, die tiefempfundenen Bilder der Geburt des Kindes, Anbetung der Könige und des Marienbarnes in der Marienkirche zu Dortmund, der thronende St. Nikolaus aus der Soester Nikolaitapelle, jetzt im Pfarrhaus von St. Patrokus aufbewahrt.

In starker Anlehnung an Meister Conrads Kunst arbeitet der etwa fünfzig Jahre später tätige Anonymus, der nach seinem Hauptwerk, dem großen Kreuzigungsalter des unweit von Soest gelegenen Klosters Liesborn, der Liesborner Meister genannt wird. Der ihm oft beigelegte Name eines „Fra Angelico des Nordens“ kennzeichnet die zarte Empfindung, die aus seinen Bildern



Conrad von Soest: Mitte des Wildunger Altars

spricht. Seine Figuren sind plastischer, seine Farben satter und leuchtender als die seines großen Vorgängers. Vergeblich sucht man aber ein

Originalwerk des Liesborner in den Soester Kirchen. Man lernt ihn vorzüglich kennen im Museum zu Münster, noch besser aber in der Nationalgalerie zu London, die den größten Teil der Bruchstücke seines Liesborner Hauptwerks besitzt.

Einen Ersatz für das in Soest fehlende Werk des Liesborner muß der figurenreiche Kreuzigungsalter der Hohnkirche bieten, ein Werk, das in seiner unerhörten Leuchtkraft der Farbe sich unverfehrt bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Die prachtvolle Tafel wird einem Schüler des Liesborner Meisters, dem sogenannten Meister der Pippborger Passion, zugeschrieben.

Meister Conrad und der Liesborner werden aber an Volkstümlichkeit noch übertroffen von dem einzigen Renaissancenkünstler in Soest, mit dem die große Kunst hier ihren Abschluß findet: Heinrich Aldegrever. Wie in Nürnberg der Name Albrecht Dürer uns allorts entgegenschallt, so Aldegrever in Soest. Wahrscheinlich ist dieser Soester sogar ein direkter Schüler jenes Nürnberger Meisters gewesen. Wenn Aldegrever auch einige Gemälde, meist Bildnisse, geschaffen hat, so liegt doch der Schwerpunkt seiner Kunst im Kupferstich. Das umfangreiche graphische Werk des Meisters besteht aus fast 300 äußerst fein gestochenen Blättern, meist winzigen Formats. Das von ihm behandelte Stoffgebiet ist schier unbegrenzt: Griechische und römische Götter und Helden, Allegorien, Szenen aus dem alten und neuen Testament, oft mit sorgfältigster Schilderung der Landschaft und des Innenraums, Madonnen und Heilige, Kostümbilder seiner Zeit (Hochzeitstänzer), Genreszenen, Porträts,



Heinrich Aldegrever:
Paar aus dem großen Hochzeitszuge

Entwürfe zu Goldschmiedearbeiten, ornamentale Vorlageblätter. Der Künstler wird nicht müde, die Schönheit des nackten menschlichen Körpers, sowie die ganze unerhörte Kleiderpracht der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu schildern. Am ursprünglichsten aber äußert sich Aldegrever's Kunst in seinen herrlichen Ornamentstichen. Das auf seine Erfindung zurückgehende sogenannte Aldegrever-Ornament setzt sich in der Hauptsache zusammen aus Akanthus- und Feigenblättern an elegant aufsteigenden und sich biegender dünnen Stengeln, in Verbindung mit nackten Putten und phantastischen Fabelwesen.

Bleibt zum Schluß noch zu gedenken, wie

sich die Soester Bürger von heute gegenüber den noch vorhandenen Zeugen ihrer alten, bodenständigen Kunst verhalten, ob sie das von den Alvorderen ihnen anvertraute, kostbare Gut mit Liebe und Verständnis hegen und pflegen. Getrost können wir da sagen, daß die Soester mit glühender Liebe bis auf den letzten Mann an ihrer alten, ehrenreichen Stadt hängen. Mit Stolz erzählen sie von ihrer großen Geschichte und wundervollen alten Kunst. In kaum einer anderen deutschen Stadt wacht man so peinlich darüber, daß nichts von dem alten Besitzstande verloren geht, und daß solche Sünden, wie sie einst das 19. Jahrhundert sich hier gegen den Geist der Kunst hat zuschulden kommen lassen, in Zukunft nicht wieder begangen werden. Der rührige Verein „Heimatpflege“ scheut keine Mittel, um das Alte pietätvoll zu erhalten, das Neue dem Alten geschmackvoll anzupassen, das Zerfallene wieder herzustellen und das Verblühtene wieder aufzufrischen. So ist es wohl bestellt um das liebe, alte Soest, damit es auch weiterhin für kommende Geschlechter Westfalens Bier und Kleinod bleibe.



Wohnraum

Entwurf: Wilhelm Mohr und Leopold Schmalhorst, Düsseldorf

Auf dem Wege zu neuer Wohnkultur

Von Jakob Eisler

Mit 5 Abbildungen aus der Ausstellung „Deutsche Kunst“ in Düsseldorf

Wenn in dem Kampf um die neue Wohnung, der jedem Zeitalter verschieden ist, aber noch nie mit gleicher Erbitterung ausgekämpft worden ist wie in unserer aufs tieffste aufgewühlten Gegenwart, den „Jüngsten“, den Stürmern und Drängern, der Sieg beschieden wäre, dann würde das, was wir noch immer mit dem gemütsbetonten Worte „Heim“ zu bezeichnen pflegen, bald nur noch ein technisches Hilfsmittel zur Erleichterung unseres Lebens sein wie die Eisenbahn oder der Kraftwagen. Denn von ihnen wird allen Ernstes behauptet, daß die Wohnung nichts weiter zu sein habe als ein Schutz vor Wind und Wetter und eine sachliche Vorrichtung zum Arbeiten, Essen, Sitzen, Liegen und Schlafen. Man hat das Schlagwort von der „Wohnmaschine“ geprägt und die dem „Menschen des 20. Jahrhunderts allein gemäße Wohnung“ nicht nur in phantastischen Bildern an die Wand gemalt, sondern auch bereits

in die Wirklichkeit übergeführt. So war auf der Stuttgarter Werkbundausstellung des vergangenen Jahres eine Reihe von Wohnungen zu sehen, die wie Illustrationen zu jenem Schlagwort wirkten, dessen Schöpfer der aus der französischen Schweiz stammende Architekt Le Corbusier ist. Er gebärdet sich als der lauteste Rufer im Streit, und sein Buch „Von der kommenden Baukunst“ hat ihm zu europäischer Berühmtheit verholfen. Sein auf der Stuttgarter Ausstellung errichtetes „Musterhaus“ erwies sich zwar als unbewohnbar für Menschen normalen geistigen Zuschnitts, aber was schadet das in einer Zeit, wo das Programm vielfach mehr als die praktische Tat gilt. Das „Bilde, Künstler, rede nicht!“ Goethes hat sich in sein Gegenteil verkehrt. Was brauchen sich die Radikalsten unter den Neuerern um die Frage der Bewohnbarkeit bei ihren Bauten zu kümmern, wenn die „neue Ethik des gemeinschaftlichen Lebens“ angeblich die Aufhebung der Trennung

zwischen den einzelnen Zimmern verlangt! Man träumt von einer paradiesischen Harmonie der Menschen, die es gestattet, daß sie sich dauernd in einem gemeinschaftlichen Raum aufhalten, dort lesen, arbeiten, musizieren, schwätzen, essen, baden und schlafen. Corbusier läßt daher die Wände zwischen den Zimmern fallen und konstruiert die drei Stodwerke seines Hauses als einen einzigen durchgehenden Raum. Die „Zimmer“ sind nur durch Schranken getrennt, die oberen Stodwerke hängen wie Terrassen über dem untersten, und die Außenmauern sind zum größten Teil in Glaswände aufgelöst, so daß auch da das Abschließende, das eigentlich in dem Begriff der Wohnung liegt, nach Möglichkeit aufgehoben wird. Bei der Einrichtung seines Hauses ist Corbusier nicht weniger neuerungsfüchtig verfahren. „Fort mit den Möbeldesignern“ lautet sein Schlachtruf. „Der Maurer wird uns jetzt Schränke, Tische und Stühle machen, seine Arbeit kommt billiger als die des Kunstschreiners!“ Und so hatte man denn in Stuttgart das Vergnügen, auf Sesseln aus Beton zu sitzen und Schränke aus dem gleichen

dauerhaften Material zu bewundern, die obendrein noch an der Decke hingen.

So lächerlich diese Dinge in ihrer Überstiegenheit und Lebensfremdheit auf den ersten Blick auch wirken, es darf bei ihrer Betrachtung und Wertung doch nicht übersehen werden, daß auch sie am Ende nur Ausdruck des Ringens um eine neue, dem Geiste unserer Zeit gemäße Wohnkultur sind. Nur daß man das Pferd am Schwanz aufzäumt. Man prägt auf Grund erkügelter Programme einen neuen Wohnungsstil und fordert, daß die Menschen sich ihm anpassen sollen, während die natürliche Entwicklung vom Menschen ihren Ausgang nehmen muß. Der neue Mensch bedingt ein neues Wohnen, ein neues Wohnen aber bedingt ein neues Bauen — das ist der natürliche Ablauf der Entwicklung. Diese Dinge lassen sich nur organisch, in langsamem Weiterstreiten fördern und nicht durch radikale Maßnahmen, die nicht mit der Macht der Verhältnisse rechnen, sondern ein phantastisches Programm zu verwirklichen suchen.

Daß die unverkennbare Wandlung unseres Lebensgefühls bisher im allgemeinen auf



Ausf.: Jul. Söhn, Düsseldorf

Ecke in einer Halle

Entwurf: Pfeiffer & Großmann, Architekten, B.D.N., Mülheim-Ruhr

die Wohnung weniger stark eingewirkt hat als z. B. auf die Kleidung, hat seinen Grund darin, daß die Kleidermode von äußerster Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit ist, während alles, was mit Bauen und Wohnen zusammenhängt, ein ganz erstaunliches Beharrungsvermögen besitzt. Ein volles Menschenalter ist verflossen, seit Alfred Lichtwark in einer Zeit, wo der „Salon“ auch in der bescheidenen Wohnung wichtiger war als das Wohnzimmer, seine Stimme für die Rückkehr zu einer natürlichen, den modernen Lebensverhältnissen angepaßten Wohnweise erhoben hat. Vieles ist seitdem besser geworden, aber wir befinden uns immer noch nicht auf einem festen, sicheren Wege. Die Bewegung schwankt zwischen dem Festhalten am Überlieferten, in lieb gewordenen Ge-

wohnheiten Verankerten und dem Streben nach völlig neuen, traditionsfreien Formen, für die die passenden Menschen erst geschaffen werden müßten. Das Gute und Vernünftige liegt auch hier, wie immer, in der Mitte. Es gilt, die Wohnung dem veränderten Lebensgefühl und Lebenszuschnitt anzupassen, dessen stärkste Triebfedern Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit sind, ohne daß dadurch die Wohnung auf die Stufe eines rein technischen Hilfsmittels herabgedrückt wird. Was wir brauchen, sind zeitgemäße Wohnräume, in denen auch die seelischen Werte, die die Wohnung als Heim für uns birgt, zu ihrem Rechte kommen.

Verfolgt man die ernsthafteste Entwicklung der letzten Jahre mit Aufmerksamkeit, so zeigt sich klar, daß der Raum als solcher an Bedeutung gewonnen hat, während der ganze



Ausn.: Jul. Söhn, Düsseldorf

W o h n z i m m e r

Entwurf: Architekten Gebr. Böh, Düsseldorf



Raum einer Dame

Entwurf: Architekt Rudolf Brünig, Düsseldorf

umfangliche Apparat an Möbeln und Sachen, der für die Wohnung unserer Eltern typisch war, heute eine geringere Rolle spielt als früher. Ein neues Raumgefühl ist im Entstehen, man beginnt wieder zu begreifen, daß der Raum als solcher ästhetische Werte zu vermitteln vermag. Er will heute nicht mehr bloß Behälter für die Möbel sein, sondern sucht sein eigenes Leben zur Geltung zu bringen. Um die Wirkung des Raumes als solchen nicht zu stören, beschränkt man sich auf wenige Akzente, läßt die Wände nach Möglichkeit von Bildern frei und ist auch in den Möbeln von fast puritanischer Sparsamkeit. Für die Verteilung der wenigen Möbelstücke brauchen in einem solchen Raum nicht mehr in erster Linie ästhetische Rücksichten maßgebend zu sein, sondern man kann ihre Anordnung nach praktischen Erwägungen vornehmen. Sie werden mit größter Überlegung so gestellt, wie sie am besten zu benutzen sind. Statt die Möbel wie früher regelmäßig an den Wänden zu verteilen, faßt man sie in Gruppen zusammen, dort wo man sie braucht, ohne sich zu scheuen, die Wand daneben leer zu lassen. An die Stelle des äußerlichen Dekorationszwanges ist eine höhere, sinnvollere Ordnung getreten. Die Zimmer erhalten dadurch etwas Ge-

lockertes, Lichtes, wirken freudiger und freier als bei der alten pedantischen Ordnung, die sich mehr nach den Wänden als nach den Bedürfnissen der Bewohner richtete.

In den neuen Möbeln selber spiegelt sich das Streben nach konstruktiver Einfachheit und schöner Zweckmäßigkeit. Sie wollen ein Höchstmaß an Brauchbarkeit und Bequemlichkeit bieten, suchen ihre Schönheit mehr im Funktionellen als im Formalen. An die Stelle schmückenden Beiwerks ist die Wirkung des Materials selbst getreten, die Maserung und Struktur des Holzes, die Farbe der Beize und des Anstrichs, der Glanz und Schimmer der Politur.

Die mit der Düsseldorfer Ausstellung „Deutsche Kunst“ verbundene Schau neuer Wohnräume betonte deutlich die hier gekennzeichnete Entwicklungsrichtung unserer Wohnkultur. Im Gegensatz zu Stuttgart, wo man sich widerstandslos von einer radikalen Neuerungssucht treiben ließ, hat man sich in Düsseldorf bemüht, die Verbindung mit dem Bisherigen nicht preiszugeben, sondern die neuen Gedanken und Wünsche organisch mit der gesicherten Tradition zu verschmelzen. Obschon die Zusammensetzung der beteiligten Architekten denkbar mannigfaltig war — neben bekannten Wohnungs-



Ausf.: Jul. Söhn, Düsseldorf

Halle mit Kaminecke, Bücherei und Schrank

Entwurf: Architekten Fr. Hübner und Edmund Scharf, Düsseldorf

künstlern wie Bruno Paul, Peter Behrens, Emil Fahrenkamp und Fritz August Breunhaus standen jüngere, bisher noch weniger erprobte Kräfte — zeigte die Grundtendenz aller Räume doch eine überraschende Einheitlichkeit, ein Zeichen dafür, daß wir auf der gemäßigten Linie langsam einer Klärung entgegengehen, daß bestimmte, von unserem gewandelten Lebensgefühl gezogene Richtlinien deutlich werden, ohne daß der einzelne Künstler sich dadurch in der Freiheit seines Schaffens gehemmt fühlt. Die Räume selbst sind durchweg von äußerster Schlichtheit in Struktur und Aufbau, die Wände glatt und einfach gehalten, mit starker Bevorzugung der Farbe. Man spürt überall, daß die Wand keine andere Aufgabe erfüllen soll, als den Raum möglichst unauffällig zu umschließen. Die Möbel, beschränkt in der Anzahl, aber edel in der Form und kostbar im Material, geben Gliederung und Ordnung des Raumes an, ohne irgendwie das Gefühl der Bewegung auskommen zu lassen. Es wird deutlich offenbar, daß diese Räume und Möbel des Menschen wegen da sind und daß sie ihm dienen wollen. Deshalb ist auch in fast allen Räumen den Sitz- und Ruhegelegen-

heiten die größte Sorgfalt gewidmet. Diese Stühle und Streckbetten mit ihren weichen, schwellenden Polstern bedeuten schon in ihrer Form ein Höchstmaß an Ruhe und Entspannung. In die lauschigen, gemütlichen Ecken, die zum Teil mit einem erstaunlichen Raffinement komponiert sind, scheint sich ein Teil jener Romantik geflüchtet zu haben, die uns Deutschen nun einmal im Blute steckt. Sie bilden einen eigentümlichen Gegensatz zu der fast technischen Einfachheit, die sonst diese Räume beherrscht.

Wir sind uns darüber klar, daß Räume wie die in Düsseldorf gezeigten nur für einen winzigen Bruchteil unseres Volkes in Frage kommen. Aber die Dinge selbst spielen hier eine geringere Rolle als die Gesinnung, die sich in ihnen offenbart. Ausstellungen wie diese haben letzten Endes den Zweck, Entwicklungstendenzen aufzuzeigen und der Allgemeinheit sichtbar zu machen, auf daß auch der einzelne zu seinem Teile an der Schöpfung einer neuen Wohnkultur mitarbeiten kann, deren Ziel nichts anderes ist, als die Wohnung so zu gestalten, daß in ihr sich das Leben in einer Form, die unserer Zeit gemäß ist, voll entfalten und auswirken kann.



Deutsches
Land

Nach einem
Holzstich von
Grete Schmedes

Bereſina

Novelle von G. Kreitling

Siehſt du die Totenhand? Mit verkrümmten Fingern taſtet ſie ſich aus dem glaſigen Eis in erſtarrem Schmerz, in letzter Qual. Wagentrümmern, Waſſenſtücke liegen in verwehten Wegſpuren, und über dem tieſen, weißen Schnee der endloſen Felder hängt bleigrau in klingendem Froſt der Winterhimmel. Graufrähen ziehen in Schwärmen und niedrig einher; ſie krächzen gierig, die Leichenfledderer. Ja, groß iſt dies Rußland.

Dumpf und gurgelnd unter treibenden Eiſſchollen rauſcht dort vorn ein Fluß auf.

„Jean, ſieh nach der Karte, wie heißt der Strom?“

Und der härtige Grenadier mit dem Weiberrod um die Hüften und den ſtrohumwickelten Füßen hält mit erfrorenen Händen die Wegkarte vor die rot entzündeten Augen. „Bereſina“, buchſtabiert er ſchwerfällig. „Bereſina, mein Oberſt!“

Da machen ſie halt; ſo will es der kleine Korporal, der ſchweigend dort drüben im Schlitten ſitzt, der Mann mit dem dreieckigen Hütlein. Längſt iſt auch ſein Schlachtenroß dahin — verreckt im graufamen Eis.

Setz drum!

Und ſie fallen totmüde, hungerzerquält auf das ſchneebedeckte Feld, die Trümmern, die man einſt hieß: die Große Arme! Einſt ſlogen ihre Adler ſchimmernd im Rauſchewind, und der Tambour ſchlug rasselnd den Sturmmarſch an, einſt jauchzte ihr Blut — Bereſina!

„Such' Brennholz, Jean!“

Der Oberſt Kortier von den Grenadiern und der Soldat Jean, ſie gehen gemeinſam auf die mühselige Suche. Längſt hat der ruſſiſche Winter auch die Dienſtgrade verwüſcht; nur des Kaiſers eherne Garde iſt noch leidlich intakt. Sonſt haben ſich ſeit Moſtaus glutendem Brand auf dem unſeligen Rückzug die Truppenverbände gelodert und gelöſt. — Reiterei ohne Pferde, Infanterie ohne Gewehr. Wie Gott ſie ſchlug? Nein, Gott ſchlägt nicht den Mannesmut; Gott ſchlägt nur den Feigling. Sie aber ſahen den Tod bei den Pyramiden und Auſterliß, bei Bagram und Borodino, und ſie zitterten nicht.

Wo war ein Feigling unter ihnen?

Ein verzweifelter, verhungertes Zug, an deſſen Ende es bißweilen in knatternden Schüſſen aufpeitſcht, wenn die verfolgenden Koſacken angaloppieren. Dann reißt Marſhall

Reh da hinten bei der Nachhut die Löwenpranke — bäng, die Salbe tracht, fliegender Rauch zieht zerſetzt über Gefallenen — vorüber, vorbei! Und hinter den Trümmern der Arme bleiben unzählig die Toten im Schnee, erſchoſſen, erfroren, ſtill.

Sie lauern an dem mühseligen Feuer; unter flatterndem Rauch zißt der tauende Schnee. Wer iſt da, wer lebt hier noch? Oberſt Kortiers grauer Bart hängt ſtruppig auf die lumpenbedeckte Bruſt; doch auf den Lumpen leuchtet ein roter Fleck: die Ehrenlegion, bei Aſpern aus dem Feuer geholt; Rittmeiſter d'Éſtrées hält die ſchmalen und einſt ſo gepflegten Hände über die ſpärliche Blut und lächelt ein müdes, verquältes Lächeln; ſchmal hängt ihm der Koßhaarschweif vom gebogenen Dragonerhelm auf den zerſetzten Reitermantel, der den mageren Körper umhüllt. Sein beſtes Pferd liegt auf dem Felde von Borodino, wo die Schanze ihr Feuer in den donnernden Angriffsgalopp verſpie; nun hinkt er zu Fuß.

Dann iſt da noch Kapitän Adrien, Marquis de Reux, von der Artillerie. In ſeinen dunklen Augen ſißt ein verzehrendes Feuer, das ſeine wilden und ſcharfen Geſichtszüge verſchönt. Wie hager ſeine hungergezeichnete Geſtalt iſt. Aber Adrien hat noch ſeine Batterie, hat noch Geſchütze, die ſich verzweifelt wehren, wenn der Ruſſe droht.

Und ſie lauern und hocken, von kniſternden Funken umsprüht, von ſtiebendem Rauch geſächelt, in der eiſigen Winternacht; ſie ſuchen in ihrer atmenden Bruſt den letzten Reſt von Mut und Kraft, der ſie weiter tragen ſoll auf dem ſchrecklichen Marſch durch Rußlands endlos weiße Felder; denn ein Lied zittert über ihnen mitten in Hölle und Tod, es zaubert und ſingt: Heimat! Heimat! —

Und noch jemand iſt an dem Feuer der Offiziere. Iſt es möglich, — lebt wirklich ein Weib inmitten dieſer entſetzenvollen Wüſte, wo der Froſt einer Nacht die Männer zu Hunderten mäht?

Sie muß einſt ſehr ſchön geweſen ſein; jetzt grub das ungeheure Leid ſeine Schrift in die von ſchwarzem Haar umrahmten bleichen Züge. In Lumpen gehüllt ſißt ihre hohe Geſtalt in dem Schnee, den ſchmalen Rasselopf kraßvoll gehoben. Wie geht ihr Name im flüſternden Wind? Yvonne Joli — Yvonne — ! Ein junges Weib! Ein Lächeln liegt ſteinern um ihren Mund, wahrhaftig

ein Lächeln in all' dem entsetzlichen Grauen. Das Unglück kommt; nun wohl — es findet auch die Stirn, die es herrlich trägt!

Kieuz sieht Yvonne an, und das Feuer in seinen Augen brennt auf und glüht. Seit Jahren ist diese Frau wie ein schmerzender und, ach, so glücklicher Traum in seiner Seele. Einst sah er sie in der Großen Oper zu Paris, wie sie tanzte, und die Liebe stieg in ihm auf als ein gleißender Stern. Dann zog sie als Mitglied der kaiserlichen Schauspieltruppe mit der Armee nach Rußland, und er fand sie wieder in den Straßen des brennenden Moskau; sie lächelte ihr hiureißendes Lächeln inmitten der untergehenden Stadt, aber sie reichte ihm nicht einen Finger. Und dann das Wiedersehen zum drittenmal bei Joroslavez. Da hob er die zusammengebrochene Frau aus dem Straßenschlamm des Rückzuges. Er schleppte sie Meile um Meile mit in dem endlosen Land. Er starb fast vor Hunger, aber für sie war immer noch ein Bissen da; die Kälte fraß sich wie ein Raubtier in sein zuckendes Fleisch; doch wortlos zog er seinen Mantel aus und hüllte Yvonne hinein. Nie wurde seine Liebe müd.

Und Yvonne lächelt — lächelt in der tödlichen Nacht ihr schmerzliches, hinreißendes Lächeln, das wie aus Stein gemeißelt um ihren süßen Mund liegt.

Durch das Land geht das Lied über ihnen dahin und sagt und singt: Heimat — wie weit — wie weit — — !

Jean murmelt im Halbschlaf; Oberst Mortier stachelt das mühsame Feuer.

Yvonne!

So warten sie. — —

* * *

Das Dorf Borisow. Mit hastigen Schritten geht Napoleon in einem schmutzigen, spärlich erleuchteten Raum auf und ab, ab und auf. Die Ungewißheit, die Sorge des Flußüberganges sitzt wie ein lauernder Panther in dem Cäsarenhirn. Und er gibt, während seine Rechte in abgerissenen Bewegungen die Luft zerteilt, seine Befehle in kurz abgehackten Sätzen. Stumm stehen Frankreichs Marschälle um ihn im Kreis. „Dubinot und Ney zuerst über den Fluß . . . ich folge mit der Garde. Stoß auf die Russen Tschitschagoffs am westlichen Ufer der Veresina . . . Viktor hält mit seinem Korps da östliche Ufer gegen Wittgenstein; er muß es halten und deckt den Übergang! Und Sie, General Eblé“ — er bleibt stehen und dreht nervös zwischen zwei Fingern den Rockknopf des schweigenden Pioniers — „zwei Brücken über den Fluß noch diese Nacht. Sie verstehen, General, sofort!“

Da reckt sich der hagere, lange General: „Sire, wir haben nur ein Leben — das geben wir!“

„Gut! Gehen Sie!“ sagt der Kaiser; sein Blick ist stechend und scharf.

Bei Studienta an der Furt pochen und klopfen bald darauf die Hammerschläge der Pioniere; bis an die Brust stehen diese Braven in dem mit Schollen bedeckten Wasser. Und hinter den Hügeln am Ufer von Studienta lauert, rittlings zu beiden Seiten der Furt sitzend, der Russe unter Wittgenstein. Die Hügel hält Marschall Viktor — er muß sie halten — er wird sie halten — sechstausend Mann gegen fünffache Übermacht! Die Rechnung ist schlimm! Bei Viktors Artillerie ist auch Adrien Kieuz.

Doch über ihnen allen ragt mit rauchenden Atem der Riese Frost in die starrende Nacht!

* * *

Gewölk zieht fliegend vom Dniestr herauf; hinter dunstigen Schleiern steigt bleich die Sonne empor. Da streckt vor Studienta russisches Geschütz das Rohr über den Rücken der Hügel und Flammenschein sticht unter schlagendem Donner aus dem gähnenden Schlund. Kosaken reiten mit flatternden Fähnlein am Lanzenhaft, Infanterie geht bei prasselndem Pelotonfeuer vor; es stiebt der Schneec Wittgenstein greift an! Und von dem weißen Schnee der Hügelhänge heben sich dünne Linien und geballte Vierecke von feuernden Batterien ab: Marschall Viktor mit seiner Macht. Wie ein Adler mit gespreizten Schwingen hat er sich auf den Höhen verkrallt; und er wird sich halten, zum Teufel!

Hinter der Batterie des Kapitan Kieuz hocken auf Schanzkörben die vier, die auf Adriens Hilfe warten: Yvonne, Mortier und die andern. Der Kapitan versprach, sie mit dem Geschütz über die Brücke zu bringen; und sie wissen: käme die Hölle über sie — aus den Flammen würde er sie holen.

Und Yvonne lächelt.

Zwischen den Kanonen steht hoch der Kapitan. Seine Stimme ist ruhig und kalt; viele Schlachten sah er — keine wie diese!

Drüben jagt es im Galopp, daß der Schnee in Ballen unter den Füßen taumelt, schwenkt und proßt ab. Klein wie Marionetten heben sich in der russischen Batterie die Gestalten von dem weißen Felde ab. „Achtung!“ ruft der Kapitan. „Grabaus achthundert, mit Granaten!“ Da blizt es drüben auf, dort, wo noch eben der Schneestaub flog. Blauer Pulverdampf rollt beiseite, grell wirft sich

aus der Mündung die Stichflamme nach vorn, und dann kommt es heran — heran — näher — näher! „Duck' dich, Pierre!“ Kreiselnd springt das Geschöß über splitterndes Eis — krach! Flammen und Eisen aus feurigem Krater, und rot wird der Schnee.

Bei den Schanzkörben hinten springt es jirend an des Rittmeisters Dragonerhelm. „Aus!“ denkt er — und denkt: wie süß die Frau, deren Liebe durch mein Leben ging, wie rot ihr Mund — und denkt: wie bitter dem Reitermann, nicht im Sattel zu sterben! — und versinkt. Still liegt er in dem roten, roten Schnee.

„Mit Granaten, vom rechten Flügel, erstes Geschöß...“ brüllt der Kapitän.

Da faßt sie die Rosenattade, brüllend rasend, tief die Lanzen, Galopp! „Feuer, Pierre, Feuer!“ Und sie stopfen mit fliegendem Atem das Geschöß in das Rohr, sie schießen, schießen, irt, besessen — wie die Kartätsche heult und blutige Furchen reißt! Rückwärts verebbt der Schwall.

„Gradaus...“ geht schneidend Adriens Stimme.

Doch auf dem Schanzkorb hinten sitzt die Frau seiner unendlichen Liebe, und sie lächelt, hinreißend in unsäglichem Leid. Yvonne — Yvonne Zoli!

Napoleon geht mit der Garde über den Fluß; und hinter ihm brüllt der Wahnsinn der Bierzigtausend auf, die über die Brücke wollen; der Bierzigtausend, die sich zertreten und zerstampfen in der blinden Eier nach dem elenden Leben! Und das Lied ist brausend zu ihren Häuptern; es wurde grausam und hart, es geht wie ein fanatischer Schrei: heim — ich will leben!

Auf den Hügelu festgestemmt sicht Viktor und gibt nicht Raum. Zwei Tage hält er die würgende Schlacht; dann fliegen die Adjutanten: Rückzug über den Fluß!

Heimat — o Entsetzen!

* * *

Wie das Geschöß auf der rasenden Fahrt die Höhen herab schleudert und stößt! Die Säule hängen mit pumpenden Flanken in den Seelen, und der Atem fährt ihnen rauschend aus den Rüstern, während der Kantschu über ihnen saust. Seitwärts brennt in steiler Höhe ein Dorf, und Feuerschein liegt blutig auf dem leichenbedeckten Fluß. Beresina, Beresina! Yvonne wird bei jedem Satz, den die Kanone tut, Schmerzhaft emporgeschleudert; aber Adrien, der neben ihr sitzt, hält sie mit sicherem Griff. Der Kapitän ist kein Riese, doch zäh leuchten Energie und Ent-

schlossenheit aus seinem männlichen Gesicht. Er sieht zur Seite: „Yvonne“

Da lächelt die Frau.

Auf der Proke sitzen Oberst Mortier und Jean. Der Oberst hält ein Pistol unklammert, und etwas Wildes, Tierisches ist in ihren Mienen; sie wissen: vor ihnen liegt der erbarmungslose Kampf um den Übergang!

Verzerrte Gesichter tauchen wie bleiche Schemen aus dem Dunkel und verschwinden wieder, vom Galopp zurückgeworfen, in der Nacht. Zerbrochenes Gefährt liegt über dem Weg, Leichen und jammernde Verwundete. Rücksichtslos wie ein Sturmbock bricht Viktors zurückgehende Kolonne in die atemschnürend zusammengepreßten Tausende vor der Brücke. Vorwärts marsch, fällt das Gewehr! Und die Grenadiere öffnen sich mit dem Bajonett eine furchtbare, winselnde Gasse nach vorn. Wie in einer blutigen Furche fährt das Geschöß in ihrem Kielwasser einher. Knadend rollt das mitleidslose Rad über liegende Menschen; wie sie schreien und stöhnen! Weiber halten ihre Kinder hoch: habt Erbarmen! Umsonst. Hinten preßt die Menge und vorn stürzen die Verzweifelten in die Flut. Und in den Häusen segt heulend und reißend die russische Salve!

Da ist die Brücke! Rot leuchtet der Feuerschein auf dem Fluß, und rauschend liegen die Eisschollen in der Strömung. Rumm bumm dröhnen die Kanonenräder auf dem Bohlenbelag. Doch der Menschenschwall schließt sich heulend, besessen, fanatisch um das Geschöß. Herunter mit euch von dem Sitz! Wollt ihr alleine am Leben bleiben? Wie die Pferde um sich schlagen! Mortier und Jean packt es an den Beinen, im Genick, überall und spült sie an den Brückenrand. Der Oberst knallt sein Pistol in tierisch verzerrte Fraken, und sie wehren sich wie die Rasenden vor dem eijigen Tod — hinunter mit dir, mein Junge, unter das Eis, in den Fluß — so, so! Bestien, Bestien! Mortier stürzt zuerst; laut schreit der Grenadier auf und springt seinem Oberst nach. Und im Versinken geht über ihnen verzweifelt das Lied: Leben — Leben —! Zwischen den treibenden Schollen sitht der starrende Tod!

Adrien hält Yvonne unklammert, während das Geschöß festgefahren in dem Menschenstrudel steht. Yvonne! Und er schlägt um sich in rasender Angst um die Frau. „Peitscht auf die Pferde, ihr Leute!“ Und Yvonne lächelt — wirklich, sie lächelt!

Da faßt ein rieliger Chasseur mit kloßigen Fäusten nach ihr, will sie herabziehen; zehn, hundert hängen hinter ihm! Um Jesu Willen!

Der Kapitän greift zu und hält die Frau; Kraft gegen Kraft, verbissen, unerbittlich und grausam. Aber sie sind stärker als er; langsam, langsam zwingen sie ihn. Gedanken wirbeln und tanzen in seinem Hirn in wildem Reigen — Madonna, hilf!

Da ist so ein kleiner Nagel in dem Kadbeerschlag, und an dem Nagel liegen seine Fingerspitzen, wie er Yvonne umklammert hält. Er sieht den Nagel beim Nachgeben seiner Arme in dem Kampf wandern; nun ist der Nagel an den Fingerringeln, — sie sind stärker und ziehen die Frau herab in den rettungslosen Tod. Yvonne, ich liebe dich! An der Handwurzel ist der Nagel, an dem Ellbogen. — Du Hund. Du Hund! Und Abdien tut mit dem Messer in letzter Not einen schrecklichen, grimmigen Schnitt quer über springende, schnellende Sehnen an den Fäusten des Chasseurs. Finger klappen schlaff zurück — frei, frei! Hörst du, Yvonne, ich liebe dich! Und sie lächelt still. Die Pferde ziehen an; rum — bum die Räder auf dem Bohlenbelag. Über ihnen rauscht und braust das heiße Lied von dem Leben, das tiefe, dunkle Sehnsuchtslied von der Heimat — —!

Da schmettert die russische Granate pfeifend, zischend vor ihnen in den Brückensteig! Holztrümmer, Eisen fliegen durch Feuer und Rauch, und durch ein weites Loch stürzt das Geschütz in der Beresina eisigen Schlund.

Was ist, was ist? Wasser rauscht auf, Kälte beißt sich grimmig in das pochende Herz — Atem, Luft! Auf einer Eisscholle liegend schlägt Abdien die Augen auf. Yvonne, wo bist du? Und er sieht sie am Rande der Scholle liegen, reglos, von dem Strom in glucksenden, laugenden kleinen Wellen um-

spielt. Nun neigt sich die Fläche der schwimmenden Scholle, ragt hochkant aus dem Strom — neigt sich, neigt sich; Wasser kriecht heran und nasser Schnee wird klar wie Glas! Da greift der Kapitän nach der liegenden Frau und erreicht mit ihr in verzweifelnem Satz die nächste Scholle. Groß rauscht der Fluß, heiß geht das Lied — Yvonne!

Und Scholle um Scholle, Sprung um Sprung! Es geht um das Leben, um Yvannes süßes Leben!

Und dort ist das Ufer — da, da — hier!

Er legt seine Last in den weißen flimmernden Schnee des Ufersaumes und beugt sich über sie. Groß schlägt Yvonne die dunklen Augen zu dem Manne auf, und sie lächelt, hinreißend im Weh. Doch ihre Lippen sprechen flüsternd zum ersten Mal ein Wort: „Abdien!“ sagt sie, „Abdien!“

Kalt ist die Winternacht, groß ist dies russische Land und tief der Beresina Fluß. —

Napoleon diktiert: „Nie war des Kaisers Gesundheit besser — —!“

* * *

Aber wenn sich Yvonne des Nachts in der Heimat über den schlafenden Mann beugt und lächelt, hinreißend, in Glück, dann hört sie bisweilen den großen Schrei in winselnder Not, wie er in herzbrechendem Leid fern drüben in Rußland an der Brücke von Studienka gellte und klang — rumm — bumm dröhnt das Kanouentrab auf dem Bohlenbelag — vorwärts marsch, fällt das Gewehr!

Fern drüben — —

Einst flogen ihre Adler im Rauschewind

Herbst. Von Iven Kruse †

Wie rot der Herbst nun auf die Bäume träuft!

Wie still der Garten

Ums Haus sich dehnt in träumerischem Warten,

Dom schrägen Spätlicht müd gestreift.

Die Tür steht auf, die Sonne fällt hinein,
Spielt Suchverloren auf den Dielenfliesen;
Doch jene Schritte, leicht und elsenfein.
Erklingen nicht mehr auf dem Schachbrettstein,
Die mir im Mai das Herz erzittern ließen.

Mich trifft ein Hauch vom müden Duft
der Herbstfreseden;
Silberne Sommerfäden
Gaukeln vorüber in der hellen, leeren Luft —
Und niemand ruft . . .

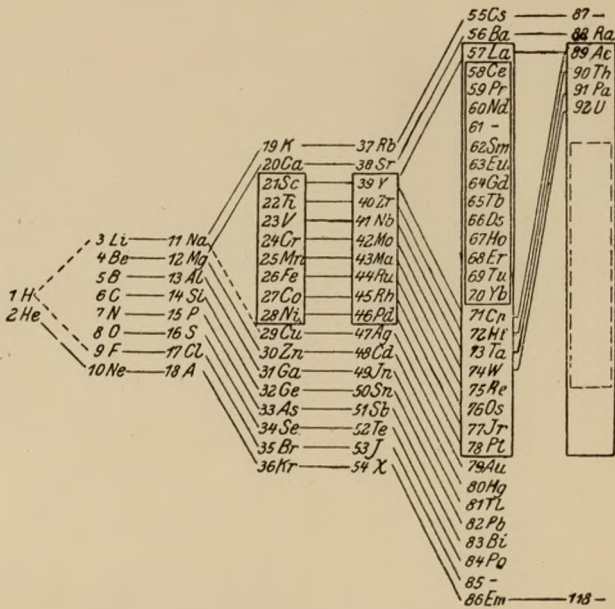


Abbildung 1: Periodisches System der Elemente

Die jeweils untereinander stehenden Elemente bilden eine Periode; die vor jedem Symbol stehende „Ordnungszahl“ gibt zugleich die Zahl der positiven Kernladungen und die Anzahl der um den Kern kreisenden Elektronen an. Die Striche verbinden Elemente mit ähnlichen chemischen Eigenschaften; bezüglich der Einrahmungen vgl. S. 173

Kann man aus Quecksilber Gold machen?

Von Dr. Hans Leßheim
Mit neun Abbildungen

Es gibt 92 verschiedene chemische Grundstoffe, die Elemente: ordnet man sie nach ihrem Atomgewicht, so ist Quecksilber hinter Gold das nächstschwerere. Es ist noch nicht gar so lange her, daß wir in der Schule gelernt haben, daß alle Stoffe aus den Atomen der 92 Elemente bestehen, daß die Elemente unverwandelbar, ihre Atome unteilbar sind. Heute wissen wir, daß weder die chemischen Grundstoffe unveränderlich, noch ihre „Atome“ unteilbar sind. Um allerdings die Erscheinung der Atomumwandlung oder, richtiger gesagt, Atomzertrümmerung, verstehen zu können, müssen wir uns zunächst einmal mit der Frage beschäftigen, was ein Atom eigentlich ist. Ordnet man, wie oben schon angedeutet, die Atome in der Reihenfolge ihrer Gewichte, so zeigt sich, daß ganz bestimmte chemische und physikalische Eigenschaften periodisch wiederkehren. Dabei ergibt sich die in Abb. 1 dargestellte Anordnung der Elemente, wobei die untereinanderstehenden eine Periode bilden.

Mit Hilfe der Gesetze, denen die chemischen Elemente im Gaszustande, d. h. in dem Zustande gehorchen, in dem die einzelnen Atome voneinander isoliert sind und frei herumfliegen, ohne sich gegenseitig zu stören, ist es schon vor sehr langer Zeit möglich gewesen, die Größe eines einzelnen Atoms zu berechnen. Auch andere Methoden, die die Berechnung des Atomburchmessers ermöglichten, führten zu genau denselben Resultaten. Es erschien danach wahrscheinlich, daß man sich das Atom etwa als eine Kugel von der berechneten Größe vorzustellen habe. Da zeigten im Jahre 1911 Versuche des amerikanischen Physikers Rutherford, daß für die von radioaktiven Substanzen ausgesandten α -Strahlen, auf die wir noch zurückkommen, die Atome nicht undurchdringlich waren. Diese α -Strahlen, die von den radioaktiven Elementen mit ungeheurer Geschwindigkeit weggeschleudert werden, gingen durch die Atome einer dünnen Metallfolie im allgemeinen genau so glatt hindurch wie durch den

leeren Raum, und nur ein ganz kleiner Bruchteil des Atoms war für sie undurchdringlich. Die α -Strahlen, die selbst kleine positiv geladene Partikelchen von genau bekannter Ladung und bekanntem Gewicht sind, wurden dabei in einer Weise aus ihrer Flugrichtung abgelenkt, die zeigte, daß der undurchdringliche Teil des Atoms selbst positiv geladen war und fast genau das gleiche Gewicht wie das ganze Atom besaß. Es drängte sich daher förmlich die Vermutung auf, die denn auch von Rutherford sogleich ausgesprochen wurde, daß das Atom kein einheitlicher Körper sei, sondern aus einem positiv elektrisch geladenen „Kern“ bestände, der zwar fast die ganze Materie des Atoms enthalte, aber nur einen verschwindend geringen Raum einnehme, und um den herum negativ geladene Teilchen in verhältnismäßig großem Abstände kreisen müßten. Eine negative Ladung dieser Teilchen muß man deshalb annehmen, weil ja das Atom im ganzen ungeladen ist und die positive Kernladung insofgedessen durch eine gleich große negative kompensiert werden muß; ihre Kreisbewegung deshalb, weil sie sonst insofgedessen der von dem positiven Kern ausgeübten Anziehungskraft in diesen hineinstürzen würden. In diesen negativ geladenen Teilchen, die fast gar keine Masse besaßen,

konnte Rutherford nur die von den Erscheinungen in Entladungsröhren her bekannten „Elektronen“ vermuten.

Schmilzt man in ein Glasrohr an zwei Stellen Metallplatten, die Elektroden, ein und verbindet diese durch Zuleitungsdrähte mit den Polen einer Stromquelle, so erfolgt zunächst nichts, weil die zwischen den beiden Metallplatten befindliche Luft in dem Glasrohr die Elektrizität nicht leitet und ein Stromübergang daher nicht stattfinden kann. Verdünnt man aber jetzt mit Hilfe einer Luftpumpe die Luft in dem Glasrohr, so setzt plötzlich eine elektrische Entladung zwischen den beiden Metallplatten ein, die bunt gefärbt ist und je nach dem Grade der Verdünnung der Luft verschiedene Formen annimmt. Indem man an Stelle von Luft andere verdünnte Gase benutzt und die Form der Glasröhre in mannigfachster Weise variiert, kann man die wundervollsten Farbeffekte erzielen. Solche Röhren wurden zuerst 1858 von dem Bonner Glasbläser Geißler in den Handel gebracht und heißen seitdem Geißler'sche Röhren.

Die hier auftretende elektrische Entladung geht von der mit dem positiven Pol der Stromquelle verbundenen Elektrode, der Anode, nach der negativen Elektrode, der Kathode hinüber, endet aber nicht erst an

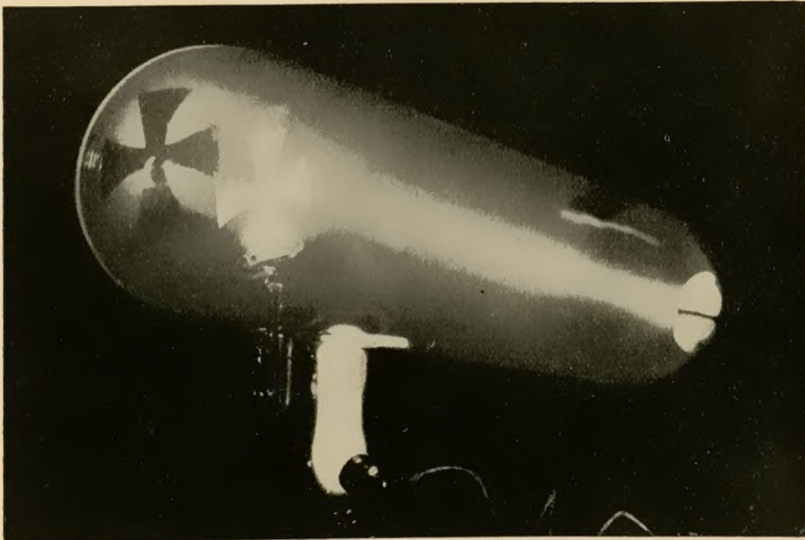


Abbildung 2: Crookes'sches Rohr

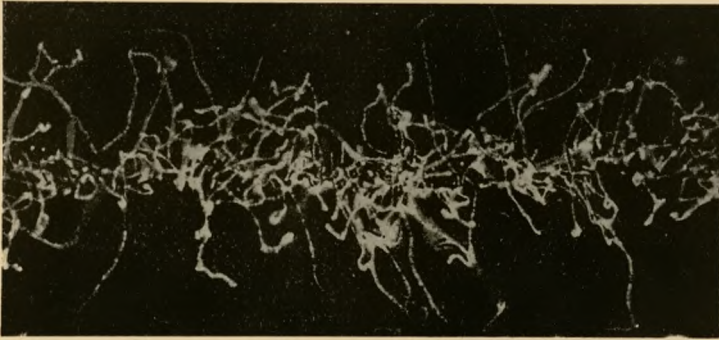
Man sieht deutlich das von der Kathode (rechts) ausgehende Kathodenstrahlbündel, unter dessen Einfluß das Metallkreuz und die Glaswand hell aufleuchten. Auch der Schatten des Kreuzes an der Glaswand, d. h. die Stelle der Wand, die von den Strahlen nicht getroffen wird und daher auch nicht leuchtet, ist gut zu erkennen.

der Kathode selbst, sondern schon kurz vorher. Zwischen dem Ende des von der Anode ausgehenden Lichtbandes und der Kathode befindet sich ein dunkler Raum. Verdünnt man jetzt das in der Röhre befindliche Gas immer weiter, so breitet sich dieser „Dunkelraum“ immer weiter aus, um schließlich bei fortschreitender Verdünnung das positive Lichtband ganz zu verdrängen. Statt dessen zeigt sich eine andere Erscheinung. Es gehen von der Kathode Strahlen aus, die die gegenüberliegende Glaswand in hellem grünem Lichte aufleuchten lassen. Diese Strahlen laufen stets senkrecht zur Kathode von ihr fort, also auf die Anode zu, wenn diese der Kathode gegenüber, aber an ihr vorbei, wenn sie seitwärts angebracht ist. In Abb. 2 ist ein solches Entladungsröhr dargestellt. Am rechten Ende befindet sich die Kathode, von der diese Strahlen, die daher den Namen Kathodenstrahlen tragen, ausgehen, unten im Fuß sitzt die Anode, an der noch ein Rest des Lichtbandes zu sehen ist, die aber den Gang der Kathodenstrahlen nicht weiter stört, weil sie seitwärts angebracht ist. In den Weg der Kathodenstrahlen ist ein metallenes Kreuz gestellt, durch das die Strahlen nicht hindurch können. Infolgedessen entsteht an der Glaswand ein dunkler Schatten von der gleichen Form, dessen Lage ein Beweis für den genau gradlinigen Verlauf der Kathodenstrahlen ist. Bringt man jedoch einen Magneten in die Nähe der Röhre, so sieht man, daß die Strahlen abgelenkt werden; durch Bewegen des Magneten kann man sie in jede beliebige Richtung zwingen. Das ist ein Beweis dafür, daß wir es hier nicht mit einer Wellenstrahlung von der Art der Lichtstrahlen zu tun haben, die ja durch einen Magneten nicht beeinflusst werden, sondern daß es sich um kleine elektrisch geladene Körperchen handelt, die aus der Kathode herausgeschleudert werden.

Wenn die Kathodenstrahlen elektrisch geladene Korpuskularstrahlen sind, dann müssen sie von anderen elektrischen Ladungen angezogen bzw. abgestoßen werden. Und das ist auch in der Tat der Fall. Bringt man in einem Kathodenstrahlröhr Metallplatten an, die elektrisch aufgeladen werden können, so werden die Teilchen von einer positiven Platte angezogen, von einer negativen abgestoßen, müssen also selbst negativ sein. Aus der Stärke ihrer elektrischen Ablenkung, ferner aus der magnetischen Ablenkung und einem weiteren Versuche kann man verhältnismäßig leicht nicht nur ihre ungeheure Geschwindigkeit berechnen, die bis zu 100 000 Kilometer pro Sekunde beträgt, sondern auch ihr Gewicht

und die Stärke ihrer elektrischen Ladung. Es zeigt sich, daß solch ein Kathodenstrahlteilchen fast zweitausendmal leichter ist, als das leichteste Atom, das des Wasserstoffgases. Es handelt sich hier ganz offenbar um die „Atome“ der negativen Elektrizität, die wir als Elektronen bezeichnen. Im Zusammenhange mit dem oben über die Ladung der Atomkerne Ange deuteten können wir sagen, daß negative Elektrizität frei vorkommt, während positive an Materie gebunden ist. In Abb. 3 ist eine ganz wundervolle Aufnahme des amerikanischen Forschers E. T. R. Wilson wiedergegeben, dem es gelungen ist, die Bahnen von — in diesem Falle durch Röntgenstrahlen erzeugten — Elektronen zu photographieren.

kehren wir nun zum Rutherford'schen Atommodell zurück, so sehen wir, daß jedes Atom aus einem Kern besteht, der positiv aufgeladen ist, und aus Elektronen, die negativ elektrisch sind. Jedes Atom ist also ein Planetensystem im kleinen; die Elektronen sind die „Planeten“, die ihre Bahn um den Kern, die „Sonne“ beschreiben. Die Elektronenhülle ist mit ungeheurer Energie an den Kern gebunden; mit chemischen und gewöhnlichen physikalischen Mitteln können wir immer nur an die Elektronen, nicht aber an den Kern selbst heran. Bereits jetzt können wir erkennen, daß maßgebend für die physikalischen und chemischen Eigenschaften eines Stoffes stets nur die Zahl der Elektronen sein wird, die seine Atome besitzen, nicht aber das Atomgewicht. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes bei weitem überschreiten, wollten wir auf Einzelheiten im Bau der Elektronenhülle der Atome eingehen. Nur so viel sei gesagt, daß wir heute — vor allem auf Grund von Arbeiten aus den letzten Jahren — imstande sind, die hauptsächlichsten physikalischen und chemischen Eigenschaften auf diese Weise zu erklären. So z. B. sind bisher in der Reihe der 92 Elemente noch einige Lücken gewesen; man wußte, daß an die in Abb. 1 mit 43, 61, 72, 75, 85, 87 bezeichneten Stellen Elemente gehörten, die aber noch nicht bekannt waren. Es gelang nun, die Eigenschaften dieser noch unbekanntenen Elemente so gut vorauszusagen, daß mit Hilfe dieser Eigenschaften die Auffindung der vier ersten (Mafurium, Illinium, Hasnium, Rhenium) möglich wurde. Nur die an den Stellen 85 und 87 stehenden hat man noch nicht entdeckt; man hat aber Grund zu der Annahme, daß diese auf der Erde nicht mehr existieren. Die Zahl der Elektronen eines Atoms kann man mit Hilfe der Röntgenstrahlen genau feststellen; ordnet man dann



Aufnahme von C. T. R. Wilson

Abbildung 3: Bahnen von Elektronen, die infolge der Zusammenstoße mit Gas-molekülen hin und her schwirren

die Elemente nach der Zahl ihrer Elektronen, so ergibt sich das Schema der Abb. 1. Wir haben also das oben Gesagte in diesem Sinne zu berichtigen, da wir zunächst einmal behauptet hatten, daß Abb. 1 die Ordnung nach dem Atomgewicht wäre. Im allgemeinen stimmt beides überein; nur an drei Stellen würde das Atomgewicht eine Umstellung je zweier Elemente erfordern, die im periodischen System Unordnung schaffen würde. Man muß daher die Anordnung nach der Elektronenzahl vorziehen, was ja auch selbstverständlich erscheint, wenn man weiß, daß die Verschiedenheit der Atome in physikalischer und chemischer Hinsicht durch ihre Elektronen bewirkt wird, während das Gewicht nur eine sekundäre Eigenschaft ist. Eine gewisse Zahl der umlaufenden Elektronen ordnet sich immer zu einer „Schale“ an. Eine abgeschlossene Schale ist chemisch inaktiv, chemisch aktiv sind nur die „Außen-elektronen“, die der äußersten

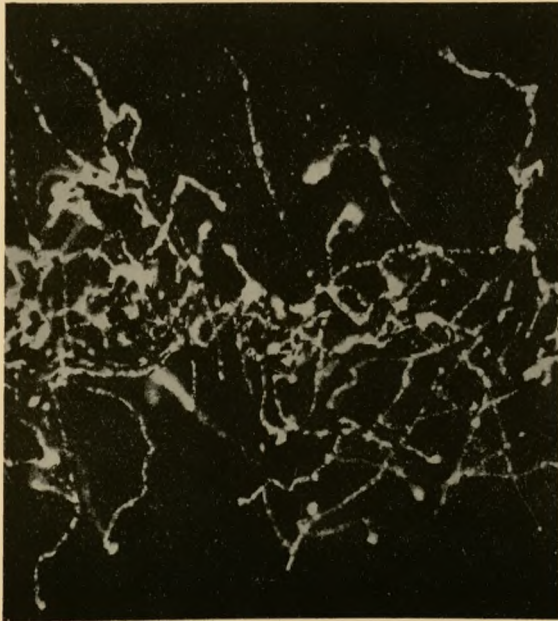


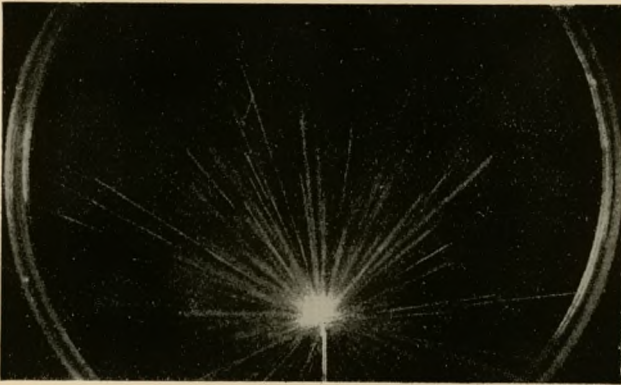
Abbildung 4: Vergrößerung eines Teiles von Abb. 3, die die Elektronenbahnen noch besser zeigt

noch unvollständigen Schale angehören. Jedes folgende Element hat immer ein Elektron mehr als das vorhergehende, so daß im allgemeinen von Element zu Element die Außenschale immer weiter aufgebaut wird; nur an den in Abb. 1 eingerahmten Stellen werden die neu angelagerten Elektronen in eine Zwischen-schale eingebaut. Ist der Aufbau der Außenschale beendet, so ist auch das Ende einer „Periode“ im System der Elemente erreicht. Wir erhalten an dieser Stelle ein Element, das nur aus abgeschlossenen Schalen besteht und daher chemisch vollkommen inaktiv ist, also keinerlei Verbindungen eingeht. Man bezeichnet diese am Ende der Perioden stehenden Elemente als „Edelgase“. Mit dem nächsten Element, das wieder ein Elektron mehr hat, beginnt infolgedessen der Aufbau einer neuen Schale; es ist der Anfang einer neuen Periode. Was uns jedoch hier am meisten interessiert, ist weniger die Elek-

tronenhülle des Atoms, als vielmehr der Kern. Es ist klar, daß dieser gerade genau ebenso stark positiv elektrisch geladen sein muß, wie es der Anzahl der um ihn kreisenden negativ elektrisch geladenen Elektronen entspricht, weil das Atom im ganzen ungeladen erscheint, und weil gleichstarke positive und negative Ladungen sich gegenseitig aufheben. Wir erwarten daher, daß, wie es auch tatsächlich der Fall ist, der Wasserstoffkern einfach, der Heliumkern doppelt, der Lithiumkern dreifach positiv geladen ist und so fort. Das Goldatom (Nr. 79 im periodischen System, vgl. Abb. 1) hätte demnach einen Kern mit 79 positiven Ladungen, der, um ein ungeladenes Atom zu bilden, eine Schar von 79 Elektronen um sich sammeln muß. Es ist eine von jeher auffällige Tatsache gewesen, daß die Atomgewichte der meisten Elemente ganzzahlig oder doch nahezu ganzzahlig sind. Bezeichnet man etwa das Gewicht des leichtesten Atoms, des Wasserstoffs mit 1, so hat das Heliumatom das Gewicht 4, Kohlenstoff 12, Stickstoff 14, Sauerstoff 16, Neon 20, usw. Das ließ die Vermutung aufkommen, daß die Kerne der schwereren Elemente einfach aus aneinandergelagerten Wasserstoffkernen zusammengesetzt sind. Diese Hypothese hat sich, wie wir bald sehen werden, durchaus bestätigt. Der Heliumkern, der viermal so schwer ist wie ein Wasserstoffatom, würde also aus vier Wasserstoffkernen bestehen. Nun trägt aber jeder Wasserstoffkern eine positive Ladung, d. h. der Heliumkern müßte auch vierfach geladen sein. In Wirklichkeit aber besitzt Helium (Atomnummer 2) nur zwei kreisende Elektronen und einen zweifach geladenen Kern. Von den vier positiven Kernladungen müssen also zwei durch zwei negative Kernelektronen wieder kompensiert werden, so daß danach der Heliumkern aus vier Wasserstoffkernen und zwei Kernelektronen besteht. Damit ist das Gewicht 4 und die Kernladungszahl 2 erklärt. Bei allen anderen Atomen liegt der Fall entsprechend. Als eigentlich letzte Bausteine der Materie hat man daher das Elektron, das kleinste Teilchen der negativen Elektrizität, und den mit positiver Ladung behafteten Kern des Wasserstoffatoms zu betrachten, der deshalb den Namen Proton erhalten hat.

Am bedeutungsvollsten für die Fortentwicklung der Wissenschaft sind stets nicht die Dinge gewesen, die sich besonders gut in die gegebene Theorie einordnen ließen, sondern vielmehr die Tatsachen, die der Theorie zu widersprechen schienen. Hier war dann offenbar eine Lücke vorhanden, und hier

mußte also bei weiterer Forschung eingeseht werden. Die Hypothese von der Zusammensetzung der Kerne der schwereren Atome aus Wasserstoffkernen war zu elegant, als daß man ohne weiteres auf sie hätte verzichten mögen, auch ehe sie, wie es heute ja der Fall ist, restlos bewiesen war; andererseits war die Tatsache nicht hinwegzuleugnen, daß die Gewichte vieler Atome von einer Ganzzahligkeit weit entfernt waren, und daß diese Ganzzahligkeit bei den meisten übrigen auch nur ungefähr stimmte, während bei Zusammensetzung aus Protonen diese Hypothese ganz streng gelten müßte. Beispielsweise hat das Chloratom das Gewicht 35,46, kann also nicht aus einer ganzen Anzahl von Protonen bestehen. Man glaubte daher, daß Chlor eine Mischung zweier verschiedener Elemente wäre und daß das gemessene Atomgewicht ein Durchschnitt aus den Gewichten dieser beiden Grundstoffe wäre. Doch abgesehen davon, daß sich im periodischen System gar nicht zwei Elemente an dieser Stelle unterbringen ließen, weil sich verschiedene Elemente durch ihre Elektronenzahl unterscheiden und die Beseitigung eines Elektrons beim Chlor auf Schwefel, die Hinzufügung auf Argon führen würde, hat sich auch in peinlichst genauen chemischen Versuchen die vollständige chemische Einheitlichkeit des Chlors und anderer Elemente, für die das gleiche zutrifft, herausgestellt. Da gelang es vor einigen Jahren dem Amerikaner Aston, einem Schüler Rutherford's, eine Apparatur herzustellen, mit der man die einzelnen Atome eines Gases nach ihrem Gewicht voneinander trennen konnte. Auf diese Weise fand Aston, daß Chlorgas tatsächlich aus zwei verschiedenen Sorten von Atomen besteht, und zwar zu 77 Prozent aus Atomen vom Gewicht 35 und zu 23 Prozent aus solchen, deren Gewicht 37 beträgt, so daß der Durchschnitt genau 35,46 ist. Diese Atome unterscheiden sich jedoch nur durch das Atomgewicht, sind aber in allen anderen Eigenschaften vollkommen identisch. Insbesondere ist es mit chemischen Methoden auf keine Weise möglich, irgend welche Unterschiede festzustellen. Das bedeutet, daß diese Atome zwar ein verschiedenes Gewicht, aber die gleiche Anzahl von Kernladungen besitzen, und daß deshalb ihre Elektronenhülle, die ja für die Eigenschaften des Stoffes maßgebend ist, völlig gleich gebaut ist. Man nennt derartige Elemente „Isotope“. Nach und nach hat man bei fast sämtlichen Elementen, deren Atomgewichte nicht genau ganzzahlig sind, festgestellt, daß sie aus zwei oder mehr Isotopen



Aufnahme von C. T. R. Wilson
 Abbildung 5: Radioaktives Präparat, bei dem die Bahnen der α -Strahlen
 photographiert sind.

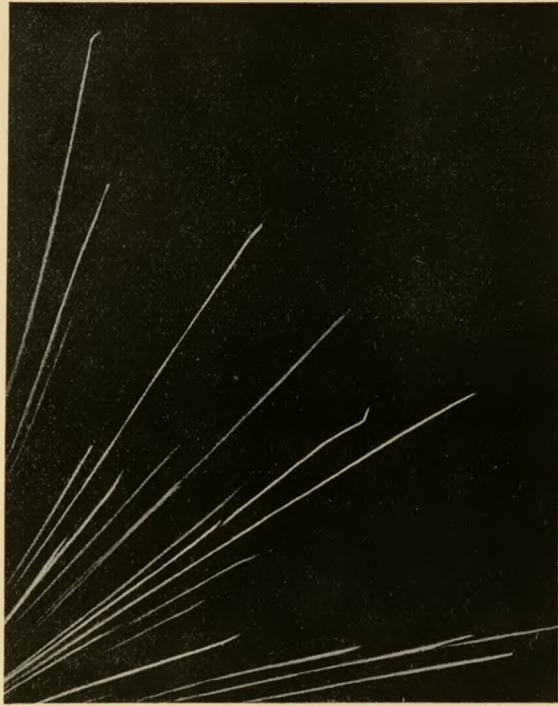
mit genau ganzzahligen Atomgewicht bestehen. Da Chlor im periodischen System an der 17. Stelle steht, also im Chloratom 17 negative Elektronen um einen siebenfachen positiv geladenen Kern kreisen, so würde der Chloratomkern vom Gewicht 37 aus 37 Protonen bestehen, von denen aber 20 durch 20 aufgelagerte Kernelektronen neutralisiert wären, während der Chloratomkern vom Gewicht 35 aus 35 Protonen und nur 18 Kernelektronen bestände, so daß sich ebenfalls 17 als effektive Kernladungszahl ergibt. Die Konsequenz dieser Überlegung für unser Thema ist die, daß es sich, wenn wir Elemente umwandeln wollen, darum handelt, die ungeheuren Energiemengen aufzubringen, die notwendig sind, um die ganze Elektronenhülle des Atoms zu durchstoßen und bis zum Kern vorzudringen. Da die Anzahl der positiven Ladungen, die der Kern trägt, maßgebend ist für die Anzahl der negativen Elektronen, die er festhalten kann, und damit bestimmend für die sämtlichen physikalischen und chemischen Eigenschaften des Atoms, so bedeutet die Forderung der Atomumwandlung nichts anderes als die Aufgabe, die Anzahl der Kernladungen zu verändern.

Solche Atomverwandlungsexperimente macht uns nun glücklicherweise die Natur selbst vor, nämlich bei den radioaktiven Substanzen. Die schweren Elemente am Ende des periodischen Systems senden Strahlen aus, durch die das sie ausführende Atom verändert wird. Es kommen drei verschiedene Arten solcher radioaktiven Strahlung vor, die wir als α -, β - und γ -Strahlen bezeichnen. Die γ -Strahlen, die nichts anderes sind als eine

Art von Röntgenstrahlen, interessieren uns in diesem Zusammenhange nicht weiter. Dagegen erwiesen sich die α - und β -Strahlen als aus den Atomen herausgeschleuderte kleine Körperchen, die vom Magneten abgelenkt wurden, und deren Gewicht und Ladung man in derselben Weise messen konnte, wie sie oben für die Kathodenstrahlen beschrieben wurde. Ein solches α -Strahlen ausstrahlendes Präparat zeigt die Abb. 5. Es stellte sich dabei heraus, daß man in den β -Strahlen ebenso wie in den Kathodenstrahlen schnelle Elektronen vor sich hatte, während die α -Strahlen aus Teilchen bestanden, die die vierfache Masse der Protonen und die doppelte positive Ladung besaßen, also ganz offensichtlich Heliumkerne waren. Es war sicher, daß sich kein Helium in den Präparaten befunden hatte; die Teilchen konnten also nur aus dem Kern des radioaktiven Atoms stammen. Überdies konnte man sehr bald feststellen, daß sich die Atome bei Ausstrahlung dieser Strahlen in andere umwandelten, und daß ferner die α - und β -Teilchen mit so ungeheurer Energie fortgeschleudert wurden, wie sie sonst bei physikalischen und chemischen Umsetzungen nicht zur Verfügung stand. Solche Energiequanten konnten nur aus dem riesengroßen Energiereservoir stammen, das sich im Atomkern durch die Aneinanderlagerung von vielen Protonen und Elektronen auf fast unvorstellbar kleinem Raum gebildet hatte. Man muß sich den radioaktiven Zerfall der Atome etwa so vorstellen, daß diese schweren Kerne, in denen, wie beim Radium, 226 und mehr Protonen und 138 und mehr Kernelektronen zusammengedrängt sind, schließlich unter

Heraus-schleu-
dern einer An-
zahl von ihnen
explodieren. Da-
bei läßt sich die
daraus folgende
Atomverwand-
lung genau ver-
folgen. Hat man
z. B. ein radio-
aktives Element,
das β -Teilchen,
also negative
Elektronen aus-
sendet, so ist
nach Ausfen-
dung des Teil-
chens aus dem
Kern die Anzahl
seiner posi-
tiven Ladun-
gen um eine ge-
stiegen; das
Atom verwan-
delt sich somit in
das im perio-
dischen System
unmittelbar fol-
gende. Es kann
infolge der um
eins vermehrten

Kernladung auch ein Elektron in der Außen-
schale mehr an sich ziehen und besitzt nun ganz
die Elektronenhülle des ihm ursprünglich fol-
genden Elementes. Da die Elektronenhülle
maßgebend für das physikalische und chemische
Verhalten ist, so ist das neue Atom auf
chemischen Wege von dem Atom, das diese
Kernladungszahl schon von Anfang an hatte,
nicht zu unterscheiden; nur sein Atomgewicht
ist das alte geblieben, weil ja das β -Teilchen
fast nichts wiegt. Man kann also sagen, daß
bei dem Prozeß nicht das Element mit der
um eins höheren Kernladungszahl selbst
entsteht, sondern ein Isotop dazu. Für die
Aus-sendung der α -Teilchen gilt ähnliches.



Aufnahme von C. T. R. Wilson
Abbildung 6: Bahnen von α -Teilchen

Mit ihnen ver-
liert das Atom
vier Gewichts-
einheiten und
zwei positive La-
dungen. Es ver-
wandelt sich also
in ein Isotop
des im perio-
dischen System
um zwei Stellen
vorhergehenden
Elementes.

Z. B. geht unter
Abgabe eines
 α -Partikelchens
Polonium mit
84 Kernladun-
gen und dem
Atomgewicht
210 in ein Ele-
ment mit 82
effektiven Kern-
ladungen und
dem Gewicht
206 über. Das
Atom, das nor-
malerweise 82
Kernladungen
besitzt, ist Blei
mit dem Atom-

gewicht 207. Es entsteht also nicht Blei selbst,
sondern ein Bleiisotop, das jedoch chemisch
mit Blei völlig identisch ist und nur ein etwas
anderes Gewicht hat. Die Bahnen von aus-
geschleuderten α - und β -Strahlen kann man,
wie oben schon erwähnt, nach dem Vorgange
von C. T. R. Wilson mit Hilfe eines be-
sonderen Kunstgriffes photographieren. In
Abb. 6 sind Bahnen von α -Strahlen dargestellt,
in Abb. 7 nochmal vergrößert zwei Bahnen
von α -Teilchen, von denen die eine nach Auf-
treffen auf ein das Weiterfliegen hinderndes
Gasmolekül mit plötzlichem Knick endet.

Wenn wir das, was wir bisher gesehen
haben, kurz zusammenfassen, so können wir

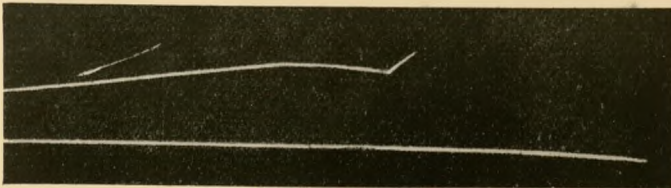
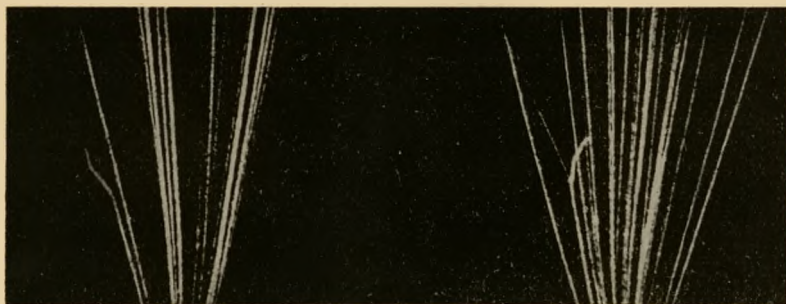


Abbildung 7: Zwei Bahnen von α -Teilchen. Die obere Bahn endet mit einem plötzlichen Knick, ein Zeichen dafür,
daß das α -Teilchen an dieser Stelle auf ein Gasmolekül aufgeprallt ist; dadurch wurde es aus seiner ursprünglichen
Richtung abgelenkt und zugleich so stark gebremst, daß es nur noch ein kurzes Stückchen weiter fliegen konnte

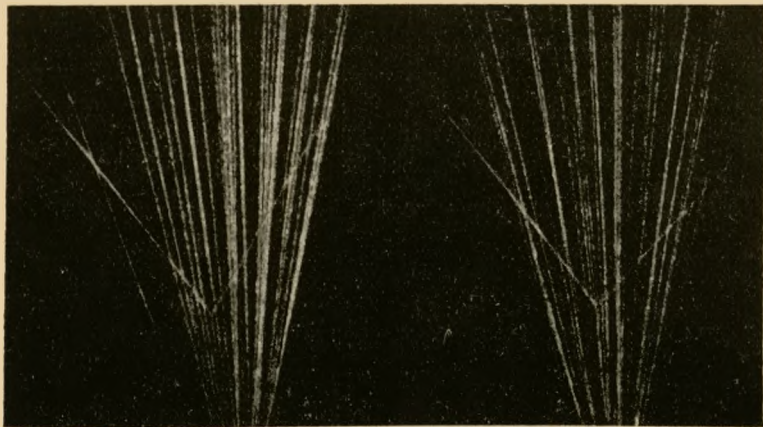


Aufnahme von W. Bladett
 Abbildung 8. Stereoskopaufnahme der Zertrümmerung eines Stickstoffatoms durch ein α -Teilchen. Man sieht deutlich die Bahnen des weggeschleuderten Atoms und des herausgeschossenen Protons, dagegen fehlt die Fortsetzung der Bahn des α -Teilchens, was darauf schließen läßt, daß es in dem beschossenen Atom stecken geblieben ist. Außerordentlich seltene Aufnahme

etwa folgendes sagen: Alle Materie besteht aus kleinsten Bausteinen, den positiven Protonen und den negativen Elektronen. Vier Protonen und zwei Elektronen können zu einem etwas größeren Baustein, dem Heliumkern oder α -Teilchen, zusammentreten. Aus diesen α -Teilchen, sowie aus einzelnen Protonen und Elektronen sind die Kerne der übrigen Elemente zusammengesetzt, die sich durch die resultierende Kernladungszahl unterscheiden. Dabei kann ein Element oft auf verschiedene Weise zusammengesetzt werden. Z. B. bleiben in jedem Falle 17 positive Ladungen nach außen hin wirksam, ob nun der Kern aus 37 positiven Protonen und 20 negativen Elektronen oder aus 35 Protonen und 18 Elektronen besteht. Dieser Unterschied kann sich nur im Gewicht, aber in keiner sonstigen Eigenschaft des betreffenden Atoms äußern; man spricht dann von verschiedenen

Isotopen desselben Elementes. Entsprechend der Zahl der nach außen hin wirksamen Ladungen, der effektiven Kernladung, besitzt das Atom eine aus ebenso vielen Elektronen bestehende Hülle, so daß es im ganzen als ungeladen erscheint. Diese Elektronen, die natürlich mit den im Kern sitzenden nichts zu tun haben, kreisen auf genau bestimmten Bahnen um ihn, wie die Planeten um die Sonne.

Mit normalen chemischen Energien kann man nur an der äußersten Oberfläche der Elektronenhülle etwas ausrichten. Ja, man kann auf diese Weise noch nicht einmal in die Hülle hineindringen, geschweige denn an den Kern herankommen. Wenn wir aber ein Atom verwandeln wollen, dann müssen wir den Kern nicht nur erreichen, sondern überdies noch soviel Energie auf Vorrat haben, daß wir ihn zertrümmern können. Solche



Aufnahme von W. Bladett.
 Abbildung 9: Stereoskopaufnahme eines Zusammenstoßes zwischen einem α -Teilchen und einem ruhenden Heliumatom, bei dem beide Teile wie Billardkugeln auseinander geschleudert werden.

Energiemengen können wir aber nur auf eine einzige Weise erhalten, nämlich wenn wir die Energie benutzen, die beim freiwilligen Atomzerfall, beim radioaktiven Prozeß, frei wird. Nur dann können wir auf einen Erfolg hoffen, wenn wir die Atome irgendeines Gases mit α -Strahlen bombardieren und versuchen, dadurch Protonen und Elektronen aus den Kernen der Gasatome herauszuschleusen. Versuche in dieser Richtung sind hauptsächlich von Rutherford, Kirsch und Pettersson und einer Reihe anderer Forscher angestellt worden mit dem Erfolge, daß die Zertrümmerbarkeit heute schon für eine sehr große, noch ständig wachsende Zahl von Elementen nachgewiesen ist. Noch nicht völlig geklärt ist der Mechanismus des Zertrümmerungsvorganges selbst. Es ist möglich, daß der Kern des beschossenen Atoms durch das α -Teilchen in Stücke geschossen, d. h. also, daß ein einzelnes Proton einfach herausgeschossen wird; sehr große Wahrscheinlichkeit besitzt aber auch eine andere Annahme, die besagt, daß das ankommende α -Teilchen nur in den Kern eindringt, und daß dieser dann, weil damit sein Gleichgewichtszustand gestört ist, von selbst explodiert. Die in Abb. 8 wiedergegebene Stereoskopaufnahme der Zertrümmerung eines Stickstoffatoms scheint für diese zweite Hypothese zu sprechen. Man sieht außer einer Anzahl von α -Teilchen-Bahnen, bei denen nichts Besonderes geschieht, eine Bahn, bei der das α -Teilchen auf ein Stickstoffatom auftrifft, und erkennt deutlich die Bahnen des weggeschossenen Atoms und des herausgeschossenen Protons; dagegen fehlt die Fortsetzung der Bahn des α -Teilchens, das vermutlich im Kern stecken geblieben ist. Solche direkten Photographien einer Atomzertrümmerung, wie diese von Blackett hergestellte, sind außerordentlich selten; im allgemeinen gelingt es nur, die herausgeschleuderten Protonen zu beobachten. Abb. 9 ist gleichfalls eine wundervolle Stereoskopaufnahme Blacketts. Man sieht auf ihr einen Zusammenstoß zwischen einem α -Teilchen und einem ruhenden Heliumatom, bei dem dann beide Teile wie Billardkugeln nach verschiedenen Richtungen weggeschleudert werden.

Wie gering allerdings bei solchen Versuchen die Ausbeute ist, kann man sich vorstellen, wenn man weiß, daß die Zahl der Gasmoleküle, die sich bei normalem Druck und normaler Temperatur in einem Kubikzentimeter befinden, ungefähr 20 Trillionen — eine

Trillion ist eine Million Billionen! — beträgt, deren jedes im allgemeinen aus zwei oder mehr Atomen besteht, während die Zahl der hineingeschossenen α -Teilchen, wie in Abb. 6, 8 und 9 zeigen, leicht zu zählen ist. Der Prozentsatz an zertrümmerten Atomen in solch einem Gasraum ist daher unglaublich gering, zumal ja auch durchaus nicht etwa jedes der wenigen α -Teilchen trifft; an die Herstellung von wägbaren Mengen umgewandelter Atome ist dabei auf diesem Wege nicht zu denken. Doch ist diese Methode vorläufig die einzige, um den Atomkernen die zu ihrer Zertrümmerung ausreichende Energie zuzuführen.

Um so mehr Verwunderung in Fachkreisen erregte vor einigen Jahren eine Nachricht, die durch alle Zeitungen ging, sich wie ein Lauffeuer verbreitete und in Vainkreisen helle Begeisterung hervorrief. Ein sehr bekannter und bedeutender Berliner Chemiker, der kürzlich verstorben ist, wollte in einer Quecksilberbogenlampe unter geeigneten Versuchsbedingungen die Umwandlung von Quecksilber in Gold, und zwar in nachweisbaren Mengen, beobachtet haben. Daß Quecksilber (Nr. 81) unter Abspaltung eines Protons in Gold (Nr. 80) übergang war damals noch neu, ist aber auf Grund der oben skizzierten Überlegungen möglich; absolut nicht einzusehen war aber, woher in der Quecksilberlampe die großen dazu notwendigen Energien kommen sollten und woher die ungeheure Ausbeute stammte. Die Messungen sind inzwischen von vier verschiedenen anderen Seiten in sorgfältigster Weise und mit allen Schikanen wiederholt worden, mit durchaus negativen Erfolg. Wir möchten zwar nicht glauben, daß die kleine gehäßige Anekdote auf Wahrheit beruht, die damals die Kunde machte, und die von der goldenen Brille eines Assistenten erzählt wurde, der durch ihre bloße unabsichtliche Berührung die bei den in Anwendung gebrachten verfeinerten Methoden völlig ausreichende Menge Gold in das Laboratorium hineinpraktizierte; doch steht fest, daß die beobachtete Erscheinung nicht real war.

Zimmerhin ist es denkbar, daß es in absehbarer Zeit mit Hilfe der α -Strahlen oder einer ähnlichen Methode gelingen könnte, sogar wägbare Mengen von Gold aus Quecksilber herzustellen. Wer allerdings dabei auf eine verbilligte Herstellung von Gold hofft, dürfte auch dann eine schwere Enttäuschung erleben.

Der gefährliche Tag

Eine Tiergeschichte von Martha Roegner

Am 16. Juni war's. Der Himmel war verhangen, die Luft kühl und feucht, und das war ein günstiger Tag, um Salatpflänzchen zu setzen. Der alte Gärtner war andächtig in seine Arbeit versenkt, Reihe um Reihe marschierten die zarten, leuchtenden Salatlain auf dem braunsamtenen Beete auf. Daneben stand die Stanne und ein Töpferlein mit Wasser; wenn eine Reihe fertig war, bekam jedes seinen Trunk. Und dann richtete sich der Alte auf und nahm ein paar tiefe Atemzüge der frischen Luft. Seine Augen folgten einem Bachstelzlein, das übers Beet wippte und sich mit einer Beute eilig in die Lüfte hob. Hoch droben in der Giebelspitze hatte es sein Nest, da wurde es mit wirrem Geschrill empfangen. Der Alte schaute hinauf: sie waren heute viel lauter und unruhiger als bisher — ihr gefährlicher Tag war wohl nahe!

Vater Maiwald wurde von zwei Seiten scharf beobachtet. Zu seiner Linken war ein Beet mit vollen Salatköpfen, dort ging ein Finkenweiblein spazieren und lugte neugierig herüber: in der lockeren braunen Erde krabbelte es von allerhand Vederbissen. Aber sie traute sich nicht heran und war immer bestrebt, hinter den Salatköpfen in Deckung zu bleiben, äugte manchmal verlangend um die Ecke, zog sich aber rasch zurück, wenn der Alte sie lächelnd auredete.

Auf der anderen Seite war ein leeres Beet, dort steckte der große Spaten im weichen Boden, und auf seinem Quergriff saß Vater Rotschwanz und schimpfte. Er hätte es lieber gesehen, wenn niemand den Garten betreten hätte — obwohl er wußte, daß der alte Gärtner ein guter Freund war. Rotschwanz schimpfte immer, aber seit ein paar Tagen in erheblich sanfteren Tönen; denn der gefährliche Tag war für die Rotschwänze schon überstanden. An der anderen Giebelseite des Hauses hatten sie ihr Nest, aber das stand nun verlassen, vor drei Tagen waren die Jungen ausgeflogen. Es war diesmal glücklich abgelaufen, aber eine schreckliche Aufregung war's doch allemal. Sie hatten ihre fünf Nestlinge ohne Unfall auf die alten Ahornbäume drüben an der Straße hinübergebracht; da trieben sie nun mit der Mutter ihr Wesen, und Vater Rotschwanz konnte sich wieder einmal um seinen Garten kümmern.

Nun war das Beet fertig. Vater Maiwald richtete sich mühselig auf und legte sich die Hand ins Kreuz, aber er lachte dem Rotschwanz zu: „Ja, ja, Kinder machen Sorge —

die Welt ist voll Schrecken! Schimpfst du eigentlich, oder klagst du mir was?“ Es war zeitlebens sein Schmerz gewesen, daß er die Kreatur so oft nicht verstehen konnte. „Dies müßte der Mensch doch lernen,“ dachte er, „dies zu allererst. Solange ist er nicht der Herr der Erde.“

Am nächsten Morgen regnete es in Strömen, der Garten schwamm, der Alte saß an seinem Schreibtisch und machte Büroarbeit. Aber er mußte immer wieder hinaushorchen. Das Geschrill am Giebel wurde immer leidenschaftlicher, und dann kamen Klagetöne aus dem triefenden, schwimmenden Garten — weiß Gott, heute hatten sie ihren gefährlichen Tag!

Mutter und Vater Bachstelze waren in Verzweiflung. Sie hatten ihr Äußerstes getan, um die Nestlinge noch zu halten, aber es war ein ganz Ungeberdiger dabei, der hatte Rebellion verursacht und die anderen mit unruhig gemacht; nun war kein Halten mehr. Erst gerieten sie in die Dachrinne, wo sie beinahe ertranken, und dann ging's rettungslos in die Tiefe — und da unten war es auch zum Erstaunen, trostlos! Die Alten schossen in steilem Vogenfluge auf und nieder, zickzackten über dem Garten und sicherten — fast ein Glück, daß es so schlimm goß: heute schlich keine Maße.

Patsch — patsch — da kam Vater Maiwald durch den Garten. Er ging ganz vorsichtig den Kinderstimmen nach, die an der Erde klagten. Es rief ganz nahe, und er sah doch nichts, bis er mit dem Stiefel fast an eines stieß: da saß es mitten auf dem Wege im Wasser und schrie und ließ sich ohne Gegenwehr mit der Hand greifen. Und nebenan zwischen den Bekoien klebte ein zweites, er griff es mit der anderen Hand, während die Eltern wild vorüberschossen und angstvoll schrien — die Mutter schlug ihn fast mit den Flügeln ins Gesicht.

„Tapfere Mutter,“ lobte er, „warte ein bißel, gleich ist die Angst vorbei!“ Er trug sie hinauf in seine Stube und ließ sie auf dem Teppich laufen: da entwickelten sie eine unerwartete Behendigkeit, rannten und trippelten im zierlichsten Bachstelzenschritt und wippten grazios mit den lächerlichen kurzen Stupschwänzlein. „So, so,“ sagte Vater Maiwald, „das könnt ihr auch schon?“ Sie ähnelten einander wie ein Ei dem anderen.

Aber draußen am Fenster schossen die Alten vorbei mit kläglichem Schrei. Da nahm er die Kleinen und setzte sie auf die Fenster-

brüstung, wo sie alsbald in lebhaftester Unterhaltung mit den Alten kamen. Dann trippelten sie die Brüstung entlang, bis eins am Ende war, aber das andere drängte nach, und sie purzelten beide wieder flatternd schräg abwärts.

„Ach, was für eine Angst! Das Mütterlein hatte ganz den Kopf verloren und wußte sich keinen Rat.“

Patſch — patſch — da kam Vater Maiwald abermals und sah sich um: dort schrie eins im Kohlraibiect, und da saß eins zwischen den Erdbeeren, aber das schrie nicht, sah ihn mit kaltem, mißtrauischem Auge von unten herauf an und trippelte energisch davon, als er die Hand ausstreckte. Aber dann geriet es in eine große Wasserlache und war bald ergriffen, und das andere auch. Während er sie hinaustrug ins Haus, strampelte ihm der erste kräftig in der Hand und, jetzt erst schrie er mit einem Laut heller Empörung. „Der wird ganz gut durch die Welt kommen,“ sagte Vater Maiwald, als er sie auf den Teppich niederlegte.

Da sah er, es waren zwei andere als vorherhin, das eine sehr schwächlich, es konnte noch kaum richtig stehen, das andere aber ein starker, schmucker Bursch, er wippte schon elegant wie ein Alter, drehte das Köpflein über die Schulter und sah ihn wieder mit diesem lächerlich überlegenen, kaltprüfenden Blick an. „Möcht doch wissen, was er über mich denkt,“ wunderte sich Vater Maiwald. Er setzte auch diese beiden nach einer Weile hinaus auf die Balkonbrüstung, aber sie saßen auch nicht lange dort. An diesem Tage hat Vater Maiwald nicht viel gearbeitet, er mußte immerfort wieder in den Garten laufen und junge Bachstelzen aufklauben. Nachmittags mußte er gar ins benachbarte Startofsfeld, wo sie im Wasser in den Furchen hockten, und er setzte sie hoch zur Dachluke im Giebel hinaus, wo sie noch über ihrem Nestchen waren — aber sie waren doch immer wieder unten und schrien.

Als er sie das letzte Mal hinaustrug, sank die Nacht, und er steckte den kleinen Schwäch-

ling in ein Heutkästchen in der Dachluke. Aber in der Nacht kam ein Sturm, und als Vater Maiwald am nächsten Morgen in seinen Garten ging, fand er das Kästchen unten liegend und daneben in einem Blumenkasten lag der kleine Schwächling tot. „Das dachte ich nun gut zu machen,“ seufzte Vater Maiwald betrübt und begab sich an seine Spinatbeete.

Einen großen Korb voll hatte er gepupst, während das Geschrei und Geschrill oben am Giebel wieder anhub. Als die Sonne aufging, trug er seinen Korb zum Hause, und als er die Stufen zur Haustür hinaufstieg, sah, da saßen drei Bachstelzlein rechts und links auf dem Geländer. „Hier holt euch heute die Raſe,“ sagte er, „soll ich euch nun wieder den ganzen Tag treppauf tragen?“

Er griff eines und hob es der Sonne entgegen, da saß es ein Weilchen auf seinem Finger, zwischerte einen hellen Laut und hob sich in die Lüfte, ein wenig mühselig noch, aber es ging aufwärts — es reichte wahrhaftig bis auf die alte Ulme! Und das zweite ebenso. Also das hatten sie über Nacht gelernt.

Das dritte saß ganz still und äugte ihn an, das war der Rebell mit den kalten mißtrauischen Augen. Doch jetzt schaute er ganz heiter drein, ließ sich ohne Widerspruch aufnehmen, strampelte dann aber heftig in der Faust und schlüpfte wie ein Mäuschen heraus, rannte blitzschnell am Armel in die Höhe, dann rings um den Kragen zur anderen Schulter und am rechten Armel wieder abwärts — Vater Maiwald hob voll Erstaunen die Rechte, da saß ihm das Fünkchen Leben auf dem Finger, förmlich geladen mit Energie, juchzte verwegen und burrte ab, hoch hinauf in die Ulme.

Vater Maiwald hatte glückliche Augen. „Der hat begriffen, daß man es gut mit ihm meint,“ dachte er. Und als jetzt die Mieke zierlich aus dem Türspalt schwänzelte, kicherte er: „Den kriegst du niemals, Mushi — das ist ein ganz gescheiter!“ Und er strich ihr zärtlich übers seidenweiße Fell — denn er liebte auch Katzen.

Am Abend / Bruno Hanns Wittel

Die Wolken stehn wie rosenrote Wände,
Ein müder Streiter, kniet der Tag im Licht,
Der Erde wunderliebes Angesicht
Nimmt scheu die Nacht in ihre kühlen Hände.

Der Westen flammt in purpurroten Bränden,
Wie Zorn und Liebe, die sich kühn gesellt:
So wird mein Tag, wird meine ganze Welt
Einmal in meinem Herzen sich vollenden.



Der bunte Bogen

Anekdoten und Kurzgeschichten

Schach dem Tyrannen

In den Zeiten der Schreckensherrschaft kam Robespierre regelmäßig in das Café de la Regence, um Schach zu spielen. Er hatte jedesmal Mühe, einen Gegner zu finden, denn jeder vermied ängstlich eine Berührung mit dem Blutmenschen. War eine Partie mit ihm nicht zu umgehen, so bemühten sich auch die besten Spieler, zu verlieren.

Eines Tages, als Robespierre wieder einmal anwesend war, betrat ein hübscher junger Mann das Café, setzte sich an den Tisch Robespierres und bot ihm eine Partie an. Der Fremde gewann und gewann auch die Revauchepartie, die Robespierre verlangte.

„Ausgezeichnet!“ sagte Robespierre, der sich die Nägel blutig gebissen hatte. „Um was haben wir eigentlich gespielt?“

„Um den Kopf eines Mannes, Bürger. Ich habe gewonnen, also geben Sie ihn mir. Aber, bitte, schnell, denn sonst schlägt ihn morgen der Henker ab.“ Damit zeigte der Fremde einen genau ausgefertigten Freilassungsbefehl für den jungen Grafen R., der in der Conciergerie gefangen war. Es fehlte nur die Unterschrift. Robespierre gab sie nach einigem Zögern.

„Und wer bist du, Bürger?“ fragte er.

„Sagen Sie Bürgerin; Sie haben nicht bemerkt, daß ich eine Frau bin, nämlich die Braut des Grafen. Dank und auf Wiedersehen!“

Künstlereitelkeit

Rubini, der einst so gefeierte Tenorist, wurde derart vergöttert, daß seine Eitelkeit ins Maßlose wuchs, und viele benutzten diese Schwäche, um ihn erfolgreich anzubetteln.

In Neapel drang einmal ein Dieb in Rubinis Hotelzimmer ein, während der Sänger im Theater auftrat. Die Vorstellung war aber früher zu Ende, als der Räuber gedacht hatte, denn als er den Kleiderschrank geöffnet hatte und dann mit dem Nachschlüssel an anderen Möbeln herumprobierte, hörte er Schritte. Schnell schlüpfte er in den Schrank, und kaum hatte er die Türe hinter sich zugezogen, als Rubini eintrat. Der Sänger legte den Mantel ab und wollte ihn seiner Gewohnheit gemäß in den Kleiderschrank hängen. Zu seinem Entsetzen aber berührte seine Hand einen menschlichen Körper. Einen Schrei ausstoßend, eilte er nach der Tür und öffnete sie, um nach Hilfe zu rufen.

„Halt, Grazzella, einen Augenblick!“ rief der Dieb, ihm nacheilend, in bittendem Tone.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ fragte Rubini, während seine Hand nach dem Glockenzuge faßte.

„Ich bin ein armer Teufel, der den größten Sänger Italiens verehrt und gern eine Lode von ihm zum Andenken haben möchte. Deshalb habe ich Sie hier erwartet.“

Rubini lächelte, und ohne auch nur im entferntesten an den Worten dieses Menschen zu zweifeln, nahm er aus seinem Taschenbuch eine der Locken, die er stets bei sich trug, überreichte sie dem Dieb nebst einigen Goldstücken und ließ den stürmisch Dankenden ruhig von dannen ziehen.

Die Diagnose

Magim Gorli mußte plötzlich verreisen und sprang in aller Eile in eine Droschke. „Das doppelte Trinkgeld, wenn ich den Zug noch erreiche.“

Aber der Gaul schien sich aus diesem verlodenden Versprechen ganz im Gegensatz zu seinem Herrn gar nichts zu machen.

„Das ist doch keine Fahrt. Der Gaul läuft ja, als wenn er Tolstoj gehören würde.“

— ? —

„Wie ein lebender Leichnam!“

„Das arme Vieh hat auch die Schwindsucht.“

„Mag sein. Aber sobald krepirt es nicht.“

„Woher wissen Sie das?“

„Weil es sicher keine galoppierende Schwindsucht ist.“

Dr. L. S.

Der Stiefelsammler

G. von Moser schrieb nicht nur ungezählte vielbejubelte Lustspiele, sondern war auch ein schrulliger Sammler, so von Stanniol und weißen Westen, aber auch von — Stiefeln. Er besaß Hunderte von Paaren! „Ich habe,“ erzählt Paul Lindau, „in den Hinterräumen seiner Görlicher Wohnung diese Sammlung selbst gesehen. . . lauter gebrauchte Stiefel, für alle gesellschaftlichen Bedürfnisse, für alle Jahreszeiten, für gutes und schlechtes Wetter, in allen Farben, in allen Formaten. . .“ Als Lindau diese Aufstellung sah und kopfschüttelnd fragte: „Haben Sie denn alle diese Stiefel einmal getragen?“ antwortete jener seufzend: „Ich stehe zu jedem einzelnen Paar in einem persönlichen Verhältnis. Kein Paar sitzt. . .“ Er warf einen Blick auf Lindaus Füße: „Ihre Stiefel scheinen gut zu sitzen; wer ist denn Ihr Schuster?“

Das Alpha des Griechenkinde

Wippchen aus Bernau, in dem sich der einst vielgenannte Julius Stettenheim verkörperte, war ein kluger, feinwitziger Mann, im russisch-türkischen Feldzuge von 1877/78 Kriegskorrespondent, ohne Bernau auch nur mit einem Schritte zu verlassen. Ein fauler Witz also? Ja und nein. Jedenfalls waren seine Berichte glänzend geschrieben und wurden von der Lesewelt förmlich ver-

schlungen. Zur Erklärung nur einige Proben: „Die Russen sowohl als die Türken haben gesiegt. Ermattet von Strapazen und Courage, schließ ich endlich auf einer Trommel ein und erwachte erst, als ein Russe einen Wirbel auf mir schlug. „C'est la guerre!“ — Entzückend auch das liebliche Jöhl inmitten des männermordenden Kampfes: Ein griechisches Dorf wird gestürmt. Wippchen, immer auf Seiten der Sieger, vernimmt im Schlachtenlärm das leise Wimmern eines hilflosen Griechenkinde: A—lpha . . . A—lpha . . . ! Wippchen versteht den Wunsch auch griechisch, trägt das arme Wurm abseits, wo es nach vollbrachter Tat seinen Samariter dankbar anlächelt.

Wauwau

Die „gute alte Zeit“ machte gern in „Scharaden“ und „Rätseln“, die in der Gesellschaft figürlich dargestellt und von den Zuschauern geraten wurden. Zwei Männer des „Kladderabatsch“, der sehr kleine David Kalisch und der riesengroße Zeichner Scholz, traten eines Abends bei solcher Gelegenheit auf. Der eine kam von rechts, der andere von links; sie drückten sich stumm die Hände und begrüßten ehrerbietig die Gäste. Darauf machten beide ein lautes „Wauwau!“, verneigten sich wiederum und verschwanden, wie sie gekommen waren, der eine nach rechts, der andere nach links. Das Rätsel blieb ungelöst, bis endlich Kalisch die gewünschte Aufklärung gab: „Der Große Belt und der Kleine Belt.“

W.

Ein galanter Arzt

Der einst weitberühmte Arzt Dr. Balthasar Ludwig Tralles in Breslau (1708/1797) war auch Dichter. Einst verschrieb er einer jungen, schönen Dame, die sich beklagte, daß er ein kleines Überbeinlein auf ihrer rechten Hand nicht vertreiben könne, folgendes Rezept:

Du klagst, daß von der Hand durch Pflaster und durch Blei

Ein tropig Überbein nicht zu vertreiben sei. Getrost! Bei deren Zahl, die sie mit Andacht küssen,

Wird, Freundin, es gewiß in kurzem weichen müssen.

Höhlst durch gelinden Fall ein Tropfen Erz und Stein,

So wird ein Knörpelchen doch wegzuküssen sein!

E. S.

Der Archäologe

Professor Delage, dem alten Direktor der Pariser Academie des inscriptions, wurde eines Tages ein verwittertes Gefäß mit den eben noch erkennbaren Buchstaben M.F.D.D. vorgelegt. Der Gelehrte unterjuchte den Topf sorgfältig und kam schließlich zu dem Ergebnis, daß es sich um ein römisches Gefäß handeln müsse, wie schon die Inschrift beweise, die folgendermaßen zu deuten sei: Magno Jovi Deorum Deo. Das Gelächter war groß, als ein neidischer Kollege dem greisen Gelehrten nachwies, daß es sich um einen alten Senstopf handle und daß seine Inschrift die Abkürzung der Worte „Moutarde Jaune de Dijon“ sei.

Das Lob

Leopold von Meyer, der Pianist, hat in der Wiener Burg vorge tragen. Der alte Kaiser Ferdinand, genannt Ferdinand der Gütige, geht auf ihn zu und belobt ihn: „Ich gratuliere, Herr von Meyer. Ich hab schon den Thalberg gehört —“ Meyer verbeugt sich. „und ich hab schon den Liszt gehört —“ Meyer verbeugt sich tiefer. „aber so wie Sie, Herr von Meyer, so wie Sie“ „Majestät sind zu gütig,“ stammelt der Überglückliche, „Majestät, wie soll ich danken?“ „... so wie Sie geschwifft hat noch keiner!“ meint der alte Herr zu dem verblüfften Pianisten. G.

Mozart und das Wunderkind

Vielleicht, weil man aus ihm selber eins gemacht hatte, mochte Mozart zeitlebens von musikalischen Wunderkindern nichts wissen. Als er gleichwohl einmal von einem solchen sich vorspielen ließ und die Fingerfertigkeit anerkennen mußte, gestand ihm der kleine Musiker, daß er gerne auch komponieren würde, und bat, ihm doch zu sagen, wie man das mache. Mozart erwiderte, dazu müsse er vorher noch mancherlei lernen und auch noch etwas älter werden. „Aber Sie haben doch selber schon mit dreizehn Jahren komponiert,“ meinte der Kleine. „Freilich,“ schmunzelte Mozart, „aber da hab’ ich niemanden zu fragen brauchen, wie man das anfängt.“ G.



Der Tuchmacher-Brunnen in Löwenberg

Entworfen und ausgeführt von Bildhauer Paul Schulz in Breslau

„’s scheint nit!“

In einer guten Stadt Württembergs läutet’s einer alten Sitte gemäß abends um zehn Uhr. „’s Zehneglöckle“ sagen die einen, „’s Lumpenglöckle“ heißen’s die andern. Die Zehnuhr glöckle war für den Herrn Stadtpfarrer gewöhnlich das Zeichen zum Ausbruch aus der Gesellschaft. Einmal wollten die Tischgenossen den geistlichen Herrn zurückhalten. Während er durchs Nebenzimmer schritt, um den Überzieher umzuwerfen, spielte einer den letzten Trumpp aus und rief: „Um zehne gehet nu d’ Lumppe hoim!“ An der Tür wandte sich der Herr Stadtpfarrer um und gab schlagfertig zurück: „’s scheint nit!“

Aus neuen Büchern

Meine Weltumsegelung mit dem Fischfutter „Samburg“

Von Kapitän Carl Kirchhoff

James Rolph jr.

San Franzisko

Die „Resolute“ war schon morgens eingelaufen. Leider hielten Arztbesuch und Zollabfertigung so lange auf, daß es schon dunkelte, als wir damit fertig waren. Wir konnten also mit der kleinen „Samburg“ nicht mehr längsseit der „Resolute“ gehen, um von dem größten und dem kleinsten deutschen Weltumsegler eine Aufnahme zu machen. Aber an Bord bin ich gefahren und habe mich dann bei Kapitän Kruse, der ein guter Bekannter von mir ist, davon überzeugt, daß es doch angenehmer ist, mit einem großen Passagierdampfer um die Erde zu fahren. Als ich dann in dem fabelhaft eingerichteten Speisesaal saß, wo alles blitzt und blinkt und wo schönes Konzert den Genuß erhöht, da kam ich mir vor, als wenn man mich plötzlich ins Paradies hineingeschossen hätte. Nicht mal Maggis Suppen gibt es hier, und den Teller braucht man auch beim Essen nicht zu balancieren. Und etwa ein Duzend Gänge gab es auch. Ich konnte tatsächlich von all den Gängen kaum mehr gehen. Zu guter Letzt wurde noch eine Pille Schum auf das Wohl der Weltumsegler verlötet. Um 1 Uhr nachts legte die „Resolute“ ab. Kurs Los Angeles, Panama, Newyork. Die ganze Reise dauert nur drei Monate, wir brauchen zwei Jahre dazu, und Lindbergh flog in seiner Riste den ganzen Kummel in ein paar Tagen. — Ich komme mir vor wie Columbus.

Als ich am nächsten Morgen an Land kam, um mich beim Hafenmeister

zu erkundigen, wo ich mein Schiff hinlegen könnte, erzählte mir dieser, daß die Abschiedsgesellschaft, die uns bei unserem Auslaufen aus Honolulu begleitet und noch einen kräftigen Trunk aus meiner Medizinkiste genommen hatte, in einer sehr schwierigen Lage gewesen war. Kurz nach dem Abschied hatte ihr Boot Motorpanne bekommen. Das Boot trieb immer weiter von der Küste ab. In der hohen Dünnung und in dem quer zur See liegenden Boot wurde vielen recht übel. All der hier so kostbare Alkohol ging im hohen Bogen zum Teil über Bord, zum Teil auf die Nachbarn. Das ganze soll ein schlüpfriges Chaos gewesen sein. Friß Schattauer hat dann mit vieler Mühe einen Seeanker verfertigt, um das Boot wenigstens mit dem Kopf auf der See zu halten. Aber Rettung war noch nicht in Sicht, und Wasser und Proviant nicht an Bord. In der stockfinsternen Nacht hatte sich allen schon die Verzweiflung aufs Herz gelegt. Da, endlich gegen

Mitternacht wurde die Marinestation von Pearl Harbour auf die SOS (... — ...) Notsignale aufmerksam. Eine Marinebarkasse rettete sie aus ihrer Seenot. — Ihr Bedarf an Seefahrt soll für lange Zeit gedeckt sein.

San Franzisko selbst ist mit seinem großartigen Naturhafen und seinem sonnigen, gesunden Klima wohl einer der schönsten Plätze Amerikas.

Aber das hat mich, wo ich so viele schöne Häfen kenne, nicht so überwältigt wie der Mann, der an der Spitze dieser Stadt steht. San Franziskos Bürgermeister heißt James Rolph jr. Nichts in der Welt



Die Besatzung der „Samburg“



In San Franzisko. Bürgermeister Rolph (im Strohhut)
und Graf Luckner an Bord der „Hamburg“

hat mir ein Beamter so imponiert wie dieser Welt- und Gentleman James Rolph jr., und nirgends in der Welt bin ich einem Ausländer begegnet, der so warm und mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit so für die Ehre Deutschlands eintritt wie gerade dieser Mann. Es ist auch das erstmal, daß der Bürgermeister einer so großen Stadt zu mir an Bord kommt, ohne daß ich vorher einen Besuch bei ihm gemacht habe. Das letztere habe ich vielleicht einem Zufall zu verdanken. Es kam folgendermaßen: Als ich mit meinem Schiff an der Pier 23 anlegte, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß auch Graf Luckner in San Franzisko erwartet würde. Er hatte seine Reiseroute also sehr geändert. Anstatt nach Südamerika war sein Schiff durch den Panamakanal nach der Westküste unterwegs, und er hatte seine Vortragstour durch Nordamerika fortgesetzt.

Am 11. Mai um 8 Uhr 30 kam er mit der Bahn in San Franzisko an. Da ich noch mit meinem Schiff zu tun hatte, konnte ich ihn nicht an der Bahn begrüßen. Ganz unerwartet kamen dann um 9 Uhr 30 drei große Autos an der Pier bei mir vorgefahren. In dem einen saß Graf Luckner mit dem Bürgermeister, in dem andern das Empfangskomitee der deutschen Verbände. Alle kletterten zu mir an Bord. Dann folgt freudige Begrüßung und Vorstellung. Der Bürgermeister hatte den Grafen von der Bahn abgeholt, und dann waren sie alle zu mir gefahren. Leider kom-

ten wir diesen historischen Augenblick nicht mal mit einem Trunk besiegeln. Meinen Alkoholaden hatte man mir plombiert. In meiner kleinen Kajüte ging nun das Fragen und Erzählen los, und da erfuhr ich denn auch zu meinem größten Erstaunen, daß der Bürgermeister von San Franzisko der Reeder von zwei Schiffen war, die wir damals 1917 im Stillen Ozean versenkt hatten. Wer hätte wohl gedacht, daß ein Mann, dessen Eigentum wir im Kriege vernichtet hatten, so großdenkend sein würde, uns ganz Unoffizielle offiziell zu empfangen. Aber er sagte ganz richtig: „All is fair in war and love.“ (Alles ist recht im Kriege und in der Liebe.) In mein Gästebuch schrieb er mir:

I welcome to this city
Count Felix v. Luckner,
Navigation Officer Carl Kircheib
of the famous Germain sea raider „See-
adler“

Remember me often
Remember me late
Remember me always
You old sea mate.

Thanks for care of the officers and crew and stowaway passenger. I am very happy to meet you face to face. I'll give you a good time in my city. I am glad you have visited me personally.

gez. James Rolph jr., Mayor.

Ich begrüße in dieser Stadt
Graf Felig v. Luchner,
Navigationsoffizier Carl Kircheiß
von dem berühmten deutschen Kapersschiff
„Seeadler“.

Erinner' dich meiner häufig,
Erinner' dich meiner spat,
Erinner' dich meiner immer,
Du alter Seemaat.

Ich danke Ihnen für die Pflege, die Sie meinen Offizieren, Mannschaften und blinden Passagieren angedeihen ließen. Ich bin glücklich, Sie von Gesicht zu Gesicht zu sehen. Ich werde Ihnen den Aufenthalt in meiner Stadt so schön wie möglich machen. Ich freue mich, daß Sie mich persönlich besucht haben.

gez. James Kolph jr.
Bürgermeister von San Franzisko.

Von meinem Schiff ging's nun per Auto in die wunderbare City-Hall (Rathaus). Seinen ganzen Stab trommelte er zusammen, und nun mußten wir erzählen

Als wir das Rathaus verließen, wurde uns feierlich der Schlüssel der Stadt (ein großer vergoldeter Schlüssel aus Holz) mit einer Widmung überreicht.

Am 12. Mai, bei einem Vortrag vor 1000 Menschen im großen Civic Auditorium, stellte uns Bürgermeister Kolph dem Publikum vor. Anwesend waren der Bürgermeister von Oakland, die Spitzen der Behörden, der deutsche Generalkonsul und die Vorsitzenden der deutschen Vereine.

Kurz wiedergegeben war die Rede des Bürgermeisters von San Franzisko folgende:

„Vor einem Jahr erlebten wir die Freude, den ersten deutschen Kreuzer, den das Deutsche Reich zur Anknüpfung von Freundschaft herauschickte, die „Hamburg“, bei uns zu haben. Im Fluge haben Mannschaften und Offiziere unser Herz erobert, sie waren die erste Brücke zwischen ihrem Vaterlande und dem fernen Westen. Der Krieg ist so lange hin, und wir hier in San Franzisko und Kalifornien haben ihnen gezeigt, daß alles, was war und Schlechtes geredet wurde, längst vergessen ist. Heute habe ich nun die Ehre, Ihnen zwei andere Seehelden vorzustellen: They have sunk my ships! — Sie haben meine Schiffe versenkt! (Das Publikum lacht). Aber daß ich sie trotzdem persönlich vorstelle und sie als Gäste unserer Stadt betrachte, zeigt Ihnen wohl, wie ich selbst über diese Sache denke. Sie taten

nur ihre Pflicht für ihr Vaterland und tun es auch heute wieder, indem sie in ferne Lande ziehen, um für Deutschland Freunde zu werben. Mit großer Freude wollen wir ihnen bei diesem Werk behilflich sein, denn wir selbst haben ein großes Interesse daran, mit dem großen Volk der Wissenschaft, der Kunst und der Technik Handel zu treiben und in Freundschaft zu leben. Laßt uns auch nicht vergessen, daß gerade viele Deutsche und Mitbürger deutscher Abstammung es waren, die diese unsere schöne Stadt mit bauen halfen. — Um zu meinen Gästen zurückzukehren, möchte ich noch erwähnen, daß sie wohl meine Schiffe versenkten, aber meine Offiziere und Mannschaften retteten und auf das vornehmste behandelten. (They dined and wined them.)“ — Schon zu Anfang des Krieges wurde eins meiner Schiffe, welches ich damals unter englischer Flagge fahren ließ, von der „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ versenkt. Auch Admiral v. Spee hat diese Mannschaft auf das vornehmste behandelt und sie, bevor er ins Gefecht mit der englischen Flotte an den Falklandsinseln ging, auf ein Hilfschiff geschickt. Er selbst und seine Söhne haben in diesem Gefecht den Tod gefunden; aber meine Mannschaft wurde gerettet und kam wohlbehalten in der Heimat an. — Männern dieser großen Nation reiche ich mit Freuden die Hand. Möge Freundschaft unsere Nationen vereinigen.“

Dann drückte er uns die Hand, und dann bekam Graf Luchner das Wort. — In der Pause hat mich der Bürgermeister mit ihm zu kommen. Draußen angelangt, zeigte er auf den durch indirekte Beleuchtung taghell erleuchteten Dom des Rathauses und sagte: „Den habe ich Euch zu Ehren heute erleuchten lassen.“

Hut ab vor dem Mann! Einen besseren Kämpfer gegen die Kriegsschuldflüge konnten wir nicht finden. Aufrecht, wahrhaft und ehrlich hat er sich öffentlich für die Ehre unseres Volkes eingesetzt. Mit glühenden Augen habe ich diesem Manne zugehört, und wenn ich ihm heute in diesem Buch aus innerstem Herzen danke, dann weiß ich, daß Millionen Deutsche sich diesem meinem Dank anschließen. Möge er noch lange die Geschichte dieser großen, schönen Stadt am Goldenen Tor führen und die Unterstützung aller Deutsch-Amerikaner genießen.

(Der Abdruck dieses Abschnittes aus dem Buche „Meine Weltumsegelung mit dem Fischfutter Hamburg“ von Kapitän Carl Kircheiß erfolgt mit Genehmigung des Strube-Verlags in Berlin N. 113).



Das Herz des kleinen Schikara

(1. Fortsetzung)

Eine Dschungelgeschichte von E. Marschall

An einem sonnigen Morgen, einen Monat nach Nahars Tod, blieb Warwicks Post aus. Etwas Unerhörtes. Punkt acht Uhr erscholl sonst das heitere Klingeln des Boten. Heute blieb alles still. Zuerst war der Weiße ungehalten, als aber aus dem Morgen Nachmittag wurde und der Bote immer noch nicht kam, stukte er und beschloß, dem Fall nachzugehen.

Der Weg des Briesträgers führte einen alten Elefantenpfad entlang durch ein Stück dichten Dschungels. Daneben lief ein Dorfweg. Die Eingeborenen, an sein Kommen gewöhnt, vermiften ihn auch und fingen an zu suchen. Sie fanden ihn aber weder auf dem Pfad, noch ertrunken im Bach. Seine Hütte war leer. In Wahrheit würde kein Mensch mehr die fröhliche Glocke hören: der feuchte Boden trug Spuren eingedrückt, die eine furchtbare Sprache redeten —

Angstlich schweigend saßen sie heute unter dem Baum. Niemand mochte erzählen. „Wer ist der Nächste?“ fragten sie sich. Die Dschungelnacht sank hernieder, atemlos und geheimnisvoll. Dann und wann krachte ein trockener Zweig unter einem schweren Tritt am Rande des Dickicht. Im Bungalow sah Warwick die Gewehre nach.

„Morgen,“ wandte er sich zu Gunga Schinghai, „morgen wollen wir den Postmann rächen.“ Schinghai atmete tief, sagte aber nichts. Vielleicht glänzten seine Augen. Tigerjagd bedeutete für ihn Freude und Kräftenessen wie für seinen Herrn.

Der nächste Tag kam, aber Nahara wich trotz ihrer schweren Verwundung allen Angriffen der Treiber gewandt aus. Noch schien ihr die Zeit nicht gekommen.

Wieder stand der Kleine und wartete auf die Heimkehr Warwicks. Am Abend kamen sie zurück. Müde und erfolglos. Keiner hatte Lust zu sprechen.

Nahara, früher eine gewaltige Kinder-töterin, wurde in einer einzigen Nacht zum Schrecken Indiens. Noch war sie feige, aber das Zusammentreffen mit dem Postmann hatte sie drei verhängnisvolle Dinge gelehrt: nicht einmal das kleine Getier, das seinen Durst im Manipur löschte, war so leicht zu töten wie dieses aufrechte, gablige Wesen, vor dem sie sich vorläufig fürchtete. Weiter merkte sie, daß dieses Geschöpf weder rennen, noch leise durch die Büsche schleichen konnte. Für einen verwundeten, lahmen Tiger, wie sie, dem jeder Zweig unter den Füßen knackte, war es ein Leichtes, es zu zerschlagen. Das vereinfachte ja ihr verpfushtes Leben ganz ungeheuer. Hätte der Dschungel Überfluß an Nas geboten, nie wäre dann Nahara auf die Menschenjagd gegangen. Aber Schakal und Geier waren flinker und scharfsichtiger als ein verstümmelter Königstiger.

Sie durste sich nicht auf ein Dorf beschränken, das wußte sie. Vielleicht sagte ihr ein Instinkt, daß einer gewissen Jagd mit vielen schreienden Menschen und Männern auf Elefanten unabweislich der Tod folge. Darum hütete sie sich. Manchmal spielten

kleine braune Dinger vor den Hütten und manchmal sah sie auch alte und kranke Menschentiere, die nicht entfliehen konnten. Alles das lernte Nahara. Und die britische Regierung setzte einen Kopfpreis auf sie.

Allmählich dämmerte ihr, daß man diese merkwürdigen Wesen am Tage viel leichter fangen könnte, ganz anders als Hirsch und Büffel. Namentlich im müden, sorglosen Zwielicht, wenn die Hirten und Plantagenarbeiter heimkehrten. Nachts schliefen sie in ihren Hütten, und nur die Holzfäller und Zigeuner blieben draußen und machten ein böses, helles, stechendes und flackerndes Etwas. Nahara fürchtete das Feuer. Nacht für Nacht umschlich sie das Lager, aber nie wagte sie den Sprung. —

Und weil sie ihr Leben lebte in einer Weise, die die Gesetze des Dschungels verboten, wichen Glanz und Jugend von ihr. Der Dschungel hat keine Gefängnisse, keinen Gerichtshof und keine Richter, aber sein allmächtiges Gesetz herrscht und geht weit, weit zurück zum Ursprung des Lebens. „Du sollst keine Menschen töten!“ heißt das erste und oberste Gebot der wilden Tiere. Und die ihm zuwiderhandeln, werden früher oder später ein Opfer ihres verbotenen Tuns wie jeder Mörder. Räude kam über Nahara, sie wurde mager und verlor Zähne; nicht länger mehr war sie das schöne Tigerweibchen, das die Webervögel besangen, wenn sie unter den Bäumen dahinstrich. Ein Scheusal war sie jetzt, ein Vampir, gehaßt und verflucht, verfolgt und verachtet.

Die Jagd wurde arm, und manchmal trock sie ohne Beute hungrig ins Dickicht. Bei allen Tieren, hoch und nieder, ist dies der letzte Schritt zur schlimmsten Entartung. Bluttausch, seltsam und furchtbar übersfällt sie. Töten! Töten! Nicht einmal, nicht zweimal, nein, so oft und viel als möglich! In einem Zuge, bis alles erwürgt ist. Es ist der Instinkt, der das Wiesel im Hühnerstall übersfällt, derselbe blutrote Taumel, der den Wolf in die Schafherde heßt. —

Nahara hatte nicht jeden Tag Glück, aber wenn sich Gelegenheit bot, glich sie ganz jener erbärmlichen Art von Menschen, die von weither kommt, um kleines Wild zu töten, wahllos. Die Regierung erhöhte den Preis.

Eines Tages trieb sie sich um Warwick's Bungalow herum. Seit fünf Tagen hatte sie nichts mehr gefressen. Nicht einer würde sie jetzt noch für die Königtigerin, für das Schönste aller lebenden Wesen halten. Einst war sie geschmeibig und königlich, jetzt war alles dahingegangen, ihr Königtum war er-

loschen gleich einer Flamme. Sie wurde ein giftiges, gräßliches Ding, ein verstoßenes Geschöpf.

Hunger ist in der Tat der erste Better des Wahnsinns. Er bringt böse Träume und Wünsche, stachelt zur Auflehnung gegen die Gesetze von Mensch und Tier. Hunger macht rücksichtslos, macht verzweifelt, tollkühn. Hunger ist eine Gewalt, die sich über alles wegsetzt. Hunger macht die Augen glühen.

Durch den Bambus glitt sie, nur die flimmernden Augen verrieten ihre Anwesenheit. Das gelbe Gras gab den Hintergrund für ihr Fell und die schwarzen Streifen glichen dem Schatten zwischen den Bambusstäben. Für ihre Lahmheit bewegte sie sich erstaunlich leise. Unglaublich erschien es, wie sie ihre große Gestalt platt auf die Erde preßte, verschmolzen mit der Umgebung, vollkommen unsichtbar im niedrigen Dickicht.

Eine kleine Halbinsel von Zwergbambus und hohem Dschungelgras schob sich mit spitzer Zunge in das flache Weideland vor dem Dorf. Nahara trock heraus, das Spiel ihrer Musteln war nicht zu sehen, leise schlich sie weiter. Dann begann ihre Lauer. Der Kopf sank tief, ihr Körper spannte sich, der Schweiß wippte langsam vor und zurück, das Licht ihrer Augen kam und ging.

Bald nahte ein Arbeiter aus Warwick's Feldern. Sorglos trottete er über die Wiese und sah die gelbe Gestalt im Gras nicht. Wenn ihm jemand gesagt hätte: „Höre du, da drinnen steckt eine ausgewachsene Tigerin,“ er würde dem Betreffenden ins Gesicht gelacht haben. Nun ging er zu seiner Hütte, zur braunen Frau und zu den braunen Kinderchen. Nahara duckte sich, ihre Muskeln schwellen, und jetzt zuckte der Schweiß in senkrechter Bewegung. Das war die letzte Warnung vor dem tödlichen Sprung. Schon war das Wild in der Nähe, aber Nahara hatte gelernt, ihrer Dinge erst sicher zu sein. Noch einmal lauerte sie sich nieder, während der Mann zwei Schritte näher kam. Plötzlich sprang er mit leuchtendem Atem zurück. Verwirrendes Spiel von Licht und Schatten zeigte ihm auf einmal das schreckliche Bild der zusammengebogenen Tigerin, die im blauen Licht erglühenden Augen, den wippenden Schwanz. Seine zusammengeschnürte Kehle rang nach Luft. Nahara sprang. Und — verfehlte. Seit ihrer Verwundung waren ihre Ansprüche nicht mehr sicher; für die allgemeine Jagd genügte sie, aber es fehlte ihnen der „theoretische Mittelpunkt des Stoßes“, wie die Artilleristen zu sagen pflegen. Ihre lahme Pfote störte das Gleich

gewicht. Meistens erinnerte sie sich rechtzeitig daran. Heute aber, wahnsinnig vor Hunger, konnte sie nichts anderes denken. Doch all dies allein hätte den Menschen nicht geschützt. Wenn auch Naharas Zähne seine Kehle verfehlten, so hätten doch die Kraft ihres Schlages und ihre Krallen genügt, sein Leben wegzufegen wie ein Sturm, der durch die Äste braust.

Etwas anderes war's. Der Burmane sah Nahara, als sie gerade zum Sprung ansetzte. Keine Zeit blieb für Überlegungen. Eine instinktive, wahnsinnige Anstrengung riß ihn zur Seite, so entging er der vollen Gewalt des durch die Luft tausenden Körpers. Nur die Schulter des Tieres streifte ihn und warf ihn zu Boden. Nahara fiel auf ihre verwundete Pfote und brüllte vor Schmerz. Es waren nur drei Sekunden, daß sie die stehende Pein in ihrer Pfote vergaß und sich zum Sprunge anschickte. Und gerade diese Spanne Zeit genügte Warwick, der am Fenster stand und alles sah, die Flinte an die Wacke zu reißen und zu feuern. Warwick kannte Tiger und hielt für solche Fälle stets das Gewehr bereit. Die Entfernung betrug etwa 500 Yards, natürlich fehlte die Kugel weit ihr Ziel. Trotzdem verscheuchte sie die Tigerin. Erinnerungen erwachten in Nahara beim Krachen des Gewehres. Böse Erinnerungen an ein trockenes Bachbett, an Naharas Tod. Alles schlug über sie zusammen. Mutlos rannte sie in den schützenden Bambus.

Im Augenblick stand Warwick auf der Veranda und rief nach seinen Treibern. Gungha Schinghai, der Treue, lud die Gewehre.

„Den Elefanten, Sahib?“ fragte er eifertig. „Nein, diesmal zu Fuß. Stelle die Treiber am Rande des Bambus auf. Du und ich gehen über die östlichen Felder und schießen sie, wenn sie durchbricht.“

Es war nicht mehr viel Zeit, um einen Schlachtplan zu entwerfen. Erstes Grau des Zwielichts verwißte die scharfen Umrisse des Dschungels und bereitete den Weg für die weiche Dschungelnacht. Warwick wollte zu einem kleinen Bach, der in den Manipur mündete und mit Schinghai am Rande des Bambusdickichtes warten. Von dort aus hatte er freien Ausblick. Die Treiber würden den Rückweg ins Dorf abschneiden und dann mußte Nahara über die Felder, um in dem dichten Bambus zu entkommen. Und dann —

„Warwick Sahib geht in die Zähne seiner Feindin,“ sagte Kuschru, der Jäger. „Nahara wird bezahlen.“

Ein kleiner brauner Junge fröstelte bei diesen Worten. Tigerjagd gab's, sogar ganz in der Nähe, und entzückt setzte er sich ins Gras, um zu warten — wie immer. Fast ging sein alter Traum in Erfüllung. Doch warum bewegten sich die Treiber so langsam? Warum waren ihre Herzen so mutlos?

Ihre Augen hätten es ihm verraten. Wie schwarze Steine lagen die Pupillen im weißen Augapfel. Grauen und Furcht erfüllen die Menschenherzen, wenn solche Dinge prophezeit werden. Nur das Herz eines Dschungelkindes, nur das Herz des jungen Adlers, das die Götter tief in Schitaras Brust senkten, konnte dem Schrecken widerstehen.

(Fortsetzung folgt)



Mania Rudin. 1946.

Das schlafende Engelchen

Vom kleinen Teufelchen Bizli=Pußli

Von Kurt Arnold Findeisen

Mariechen: Heinemännel, wenn du ganz fein still bist, erzähl ich dir eine Geschichte.

Heinrich: Hui, ich bin ganz muhmäuschenstill, du. Hörst du's?

Mariechen: Also, was soll ich erzählen? (Sie setzen sich.) Vom Schneewittchen? Oder von der Pfalzgräfin Genoveva?

Heinrich: (schnell) Vom Bizli=Pußli!

Mariechen: Meinetwegen vom Bizli=Pußli. Also es war einmal ein kleines, schwarzes, häßliches Teufelchen, das hieß Bizli=Pußli. Das wollte für sein Leben gern in den Himmel 'rein. Aber der liebe Gott hatte streng verboten, es 'rein zu lassen. Da bettelte es den lieben Gott und bettelte und ließ sich nicht fortjagen.

Heinrich: Nein, Mariechen, du hast was vergessen: Da bettelte es den lieben Gott und wackelte mit dem Schwänzchen; so geht's bei der Mutter.

Mariechen: Richtig, so geht's, mein Heinemännel. Da wackelte es mit dem Schwänzchen und ließ sich nicht fortjagen. Da sagte der liebe Gott zu dem kleinen, häßlichen Teufelchen

Bizli=Pußli: Bizli=Pußli, was wackelst du denn so mit deinem Schwänzchen? Da sagte es: Ach, ich möchte so gern in den Himmel.

Heinrich (mit einem tiefen Seufzer): Ja!

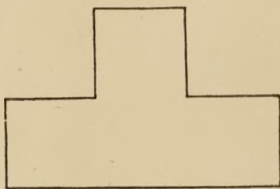
Mariechen: Da sagte der liebe Gott: Schlag dir's aus dem Kopf, Bizli=Pußli. Du kannst nicht 'rein. — Da sagte das kleine, häßliche Teufelchen Bizli=Pußli: Und ich muß doch 'rein, lieber Gott. — Aber da ist eine Leiter, sagte der liebe Gott, die reicht von der Erde bis in die Wolken, und ihre Sprossen sind lauter scharfe Schermesser, wie willst du da 'raufkommen? — Da sagte das kleine, häßliche Teufelchen Bizli=Pußli: Und wenn ich in lauter Stücke zerschnitten 'naufkomme, ich will die Leiter doch ersteigen.

Heinrich (heiß): Und da sagte der liebe Gott: Komm rein, du mein kleines, liebes Teufelchen Bizli=Pußli.

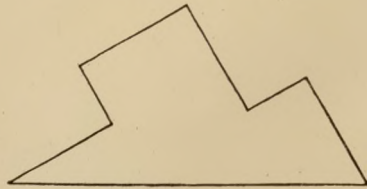
Beide (einander glücklich in die Augen sehend, Hand auf Hand): Und so kam das kleine, häßliche Teufelchen Bizli=Pußli doch in den Himmel.

Heinrich: Und so war's recht! —

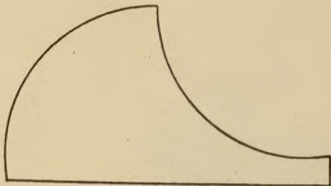
Zum Kopfzerbrechen



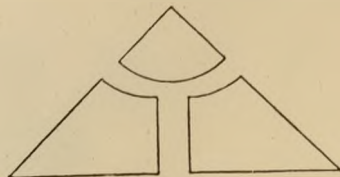
1.



2.



3.



4.

Durch einen einzigen geraden Schnitt und durch Ansehen des einen Teiles an die andere Seite des zwei en Teiles soll bei Nr. 1—3 je ein Quadrat gebildet werden. Bei Nr. 4 sind die drei Figuren so aneinander zu lagern, daß daraus ebenfalls ein Quadrat entsteht. Die Aufgabe soll möglichst rasch gelöst werden.

Unsere Leser finden

„DIE BERGSTADT“

in den Lesesälen der nachbenannten
Kur- und Badeorte, Fremdenheime,
Heilanstalten usw.



Aachen

Palast-Hotel „Quellenhof“
Hotel „König von Spanien“

Agnentendorf i. Rsgb.

Hotel „Deutscher Kaiser“

Ahrweiler (Rheinland)

Kurhaus

Altheide, Grafsch. Glatz

Haus „Käthe“
Hotel „Hohenzollern“
Lesesaal des Kurhauses
„Tyroler Hof“
Zimpel R., Weinstube

Andermatt (Schweiz).

Hotel „St. Gotthard“
Grand-Hotel „Bellevue“

St. Andreasberg (Harz)

Kurhotel Schützenhaus

Neue Bewirtschaftung
von Ernst Gebhardt

Arosa (Schweiz)

Hotel „Arosa Kulm“

Baden-Baden

Kurhaus
Hotel „Badischer Hof“
„ „Meßner“
Friedrichsbad
Augustabad

Bad Elster

Staatl. Kurhaus-Hotel
Hotel zur Post

Bärenburg i. Erzgebirge

Fremdenhof „Schäfermühle“

Bayrischzell

Hotel „Deutsches Haus“

Berchtesgaden

Hotel „Wittelsbad“
Haus „Geiger“
Hotel „Vorderdeck“ zum Türken

Berthelsdorf,

Kr. Hirschberg i. Schl.

Sanatorium

Blankenburg (Harz)

Weißer Adler
Hotel „Kaiser Wilhelm“

Bonndorf (Schwarzwald)

Pension „Sonnenhof“

Braunlage i. H.

Haus „Louisenhöf“
Haus „Elisabeth Ilse“

Brieg (Bez. Breslau)

Hotel „Reichskrone“

Bronsdorf i. Rsgb.,

Tannenbaude

Brückenberg i. Rsgb.

Gasthof auf der Schneekoppe
Prinz-Heinrich-Baude
Hotel „Hampelbaude“

Carlsruhe i. Schlesien

Kurhaus

Cassel-Wilhelmshöhe

Dr. Cofmann's Sanatorium
Margaretenhaus

Charlottenbrunn i. Schl.

Kurhaus

Cronberg i. Taunus

Hotel „Frankfurter Hof“

Davos (Schweiz)

Hotel Curhaus Davos-Platz

Dresden-Loschwitz

Dr. Müllers Sanatorium

Egern am Tegernsee

Gasthof Max Bachmair

Ems, Bad

Hotel „Staatl. Kurhaus“
„ „Das Römerbad“
„ „Zum Löwen“

Engelberg (Zentralschweiz)

Parkhotel „Sonnenberg“

Ettal b. Oberammergau

Hotel „Ludwig der Bayer“

Feldberg, (Schwarzwald)

Hotel „Feldbergerhof“

Filnsberg i. Isergeb., Bad

„Heufuderbaude“
„Berliner Hof“
Kurhaus-Hotel u. -Restaurant

Franzensbad (C. S. R.)

Hotel „Königsvilla“

Freudenstadt (Württemberg.)

Kurhaus „Rappen“

Friedrichroda Thür.

Hotel „Kurhaus“

Garmisch

Palast-Hotel „Sonnenbühl“

Gernrode (Harz)

Hotel „Brauner Hirsch“

Glatz

Hotel „Zum Stadtbahnhof“

Görbersdorf (Schlesien)

Dr. Brehmer's Heilanstalt

Dr. Weicker's Lungenheilanstalten Görbersdorf.
a) Priv.-Sanat. „Marienhaus“ f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt.
Ständ.; b) Heilst. „Krankenheim“ m. Männ., Frau. u. Kinder-
abt., a. f. Selbstzahl. Ärtzl. Lt.: Dr. Steimmeyer, Dr. Warnecke

Hahnenklee (Oberharz)

„Hubertusheim“

Hain i. Rsgb.

Hotel „Fischer“

Harzburg, Bad*Waldpark-Hotel Südekum
(„Belvedere“)***Herrenalb i. Schwarzwald***Villa „Lacher“***Hirschberg i. Schles.***„Erlanger Hofbräu“
Postschänke***Hirschhorn a. N.****Kur-Hotel****„Zum Naturalisten“***Luftkurort Hirschhorn am Neckar***Höchenschwand (Südlicher
Badischer Schwarzwald)***Hotel und Kurhaus Höchenschwand***Homburg v. d. Höhe***Schellers Hotel „Metropole“
Städtische Kur- u. Badeverwaltung***Ilmenau (Thür.)***Hotel „Zum Löwen“***Jannowitz i. R.****Kluger's Hotel und Pensionshaus***Ältestes u. erstes Haus am Platze
mit allem Komfort / Telephon Nr. 1
Pension von 5 RM. aufwärts
Autogarage***Johannisbad, C. S. R.***Fuchsbergbaude***Kipsdorf Erzgeb.***Berg-Hotel und Pension
„Schöne Aussicht“
Hotel und Pension „Halali“
Fremdenheim „Villa Susanna“***Kissingen, Bad***Kurhaus
Staatl. Kurhaus Hotel
Continental-Hotel „Englischer Hof“***Kniebis (Württbg.)***Kurhaus „Lamm“
Kurhaus „Alexanderschanze“***Kreuznach***Kurhaus und Palasthotel
Hotel „Quellenhof“***Krummhübel***Hotel „Goldener Frieden“
Hotel „Teichmannbaude“
Kurhotel***Kudowa***Haus Friedrichshof
Hotel „Lehmann“***Landeck, Bad***Hotel „Blauer Hirsch“
Hotel „Hohenzollern“
Hotel „Merkur“
Japanisches Teehaus
Kurhotel „Schlöffel“
Restaurant „Waldtempel“***Langenau (Grafsch. Glatz)***Kurhaus
Lesesaal der Kurverwaltung***Lauenstein (Erzgeb.)***Kurhaus „Villa Engadin“
„Schützenhaus“***Lindenfels (Odenwald)***Lesesaal der Kurverwaltung
Pension „Adam Katzenmeier“
Pension „St. Josephsheim“***Lippspringe, Bad (Westfal.)***Kurhaus „Arminius-Bad“***Lückendorf bei Oybin***Berg-Gasthaus***Lugano (Schweiz)***Kurhaus „Monte Bre“***Mayen Luftkurort (Eifel)***Hotel „Müller“
Hotel, Pension „Waldfrieden“***Meran****Hotel Pension Berger***„Bergschlöffel“***Hotel „Frau Emma“***Jeder Komfort
Das ganze Jahr geöffnet***Mittenwald Oberb. Hgb.***Hotel „Post“
Hotel, Pension Karwendel
Hotel „Wetterstein“***Nauheim, Bad***Kurhaus
Hotel „Augusta Viktoria“***Nenndorf, Bad b. Hannov.***Hotel „Staatl. Kurhaus“
Villa Ewe***Neuenahr, Bad (Rheinland)***Kurhaus
Kurhotel***Neustadt (Schwarzwald)***Hotel „Adler - Post“***Oberhof (Thür.)***Hotel „Esplanade“
Wünschers „Park-Hotel“***Obernigk, Kr. Trebnitz***Waldsanatorium***Obernigk, Kr. Trebnitz***SANATORIUM „FRIEDRICHSHÖHE“
Haus Waldheim***Oberstdorf (Allgäu)***Hotel, Pension „Rubihaus“
Parkhotel „Luitpold“ Oberstdorf***Oeynhausen, Bad***Kurhaus
Badehotel „Königshof“***Partenkirchen***Hotel Haus „Gibson“
Hotel „Schönblick“***Petzer C.-S.-R.***Richterbaude***Pymont, Bad***Kurhaus
Kurhotel***Reichenbach (Eulengeb.)***Stadtbad-Gaststätte***Reichenhall, Bad***Villa „Pension Erica“
Kurhaus
Grand Hotel „Axelmannstein“*

Reinerz, Bad

Brunnen-Casino
Konditorei Fritz Conrad
„Deutscher Hof“
Gast- u. Logierhaus „Grüner Wald“
„Grillenhaus“
Hotel „Schwarzer Bär“
Hotel „Schwarzes Roß“
Kohlauer Mühle, Erste
Lesesaal des Kurhauses
Margaretenbaude
Park-Hotel
Reinerzer Brauhaus

Rißersee Stat. Garmisch-Partenkirchen

Hotel und Kurhaus

Rottach a. Tegernsee

Pension „Valerie Bad“

Saalfeld (Thür.)

Wald-Sanatorium Bad Sommerstein

Bad Salzbrunn

Lesesaal des Kurhauses

Sankt Blasien

Lesesaal der städt. Kurverwaltung

ST. BLASIEN im südl. Schwarzwald 800 Meter ü. d. M.

Der deutsche Höhenkurort für Leichterlungenkranke, Erholungsbedürftige u. Nervöse. — Jahresbetrieb.

Nähere Auskunft durch Kurverwaltung

Schierke i. Harz

Hoppes Hotel u. Pension
Hotel „König“

Schiagenen bei St. Blasien

Pension Felkmann

Schlangenbad b. Wiesbad.

Staatl. Hotel Kurhaus

Alt-Schmecks (C.-S.-R.)

Grand-Hotel

Schreiberhau

Alte Schlesische Baude
Café „Tilly“
Deutsches Lehrerheim
Haus Gottstein
Hotel „Josephinenhütte“
Hotel „Lindenhof“
Hotel „Mariental“
Hotel „Zum Zackenfall“
Königs Hotel
Kurverwaltung
Lukasmühle
Neue Schlesische Baude
Reifträgerbaude
Schneeegrabenbaude

KONDITOREI u. CAFÉ

WILHELM ZUMPE
Ober Schreiberhau, Tel. 287

Bad Schwarzbach

Kur-Hotel (Isergeb.)
Fremdenheim und Café
„Zum Rübezahl“

Schwarzbürg

Hotel, Pension Trippstein

Schwarzental

Wintersportheim Fuchsbergbaude

Sellin (Rügen)

Haus Miramare

Silberberg i. Eulengebirge

Landheim „Zur grünen Tanne“

Spindelmühle C. S. R.

Adolfbaude
Wiesenbaude
Richterbaude
Spindlerbaude

Starnberg

Hotel-Restaurant-Café „Seehof“

Steinseifen i. Rsgb.

Kaiser-Friedrich-Baude

Suderode, Bad

Hotel Graun

Tabarz (Thür.)

Kurhotel „Schießhaus“
Hotel „Deutscher Hof“

Tegernsee

Hotel „Bayrischer Hof“
Hotel „Steinmetz“

Thale (Harz)

Hotel „Waldkater“

Titisee (Bad, Schwarzwald)

Hotel „Titisee“

Tölz, Bad

Kurhotel Madlener

Trachenberg i. Schles.

Hotel „Deutsches Haus“

Trebnitz, Bad

Badeverwaltung

Trentschin-Teplitz (Tschechoslowakei)

Grand-Hotel
Kurhaus „Quellenhof“
Kurhäuser: Bellevue, Bossányi,
Bovniatowsky, Dreierherzen
Thermalkurhaus „Sina“

Untergrainau b. Garmisch

Hotel-Pension Waxenstein

Bad Warmbrunn

„Breslauer Hof“
Hotel „Preußischer Hof“
Lesesaal der Badeverwaltung

Weißer Hirsch b. Dresden

Kurhaus und Parkhotel
„Weißer Hirsch“
Dr. Lahmann's Sanatorium

Wiesbaden

Kurhaus
Hotel „Schwarzer Bock“
„Nassauer Hof“

Wildbad**(Württb. Schwarzwald)**

Hotel „Concordia“

Wildeshausen i. O.

Lesezimmer des Fremdenverkehrsvereins
Stührmanns Hotel

Wildungen, Bad (Waldeck)

Fürstliches Badhotel
Hotel „Fürstenhof“

Wirsberg (Fichtelgebirge)**Nerven-Sanatorium
Goldene Adlerhütte**

Nervenarzt Dr. Margerie, Wirsberg

Wölfelsgrund

Hotel und Pension Weiß
Hotel „Zur Forelle“
Sanatorium u. Kurheim Urnitztal
„Tyroler Hof“
„Zur guten Laune“
Schweizerei Glatzer Schneeberg

Wunsiedel (Fichtelgebirge)

Fremden-Pension Thoma
Schloßgut Fahrnbach

KLEINE ANZEIGEN

nicht geschäftl. Art (private Gelegenheits-An- und Verkäufe, Helratsanzeigen u. ähnliche) die nur gegen vorherige Bezahlung aufgenommen werden können, müssen spätestens vier Wochen vor Erscheinen in unserem Besth sein. Die viergespaltene Millimeterhöhe wird mit 0,25 RM. berechnet. Bei Chiffreanzeigen kommt noch eine Gebühr von 0,50 RM. hinzu. Alle Anfragen in Anzeigenangelegenheiten werden direkt an die Zeitschriften-Abteilung Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, Schließfach 127, erbeten

Bergstadt, VII. Jahrgang (v. 1. 1. 18 — Sept 1919) ungeb. preiswert verkäuflich, Off. u. B. 8. 299 an Wilh. Gottl. Korn, Zeitschrift-Abtlg., Breslau 1

Literarische Schriften

aller Wissensgebiete, Romane, Novellen, lyrische und dramatische Dichtungen, auch Kompositionen, übernimmt zur baldigen Veröffentlichung der **Tenien-Verlag, Leipzig G. 1**

Eine liebe Unterhaltung

Kerns III. Buch d. Patienten, 3 Bände, einzeln käufl. Weltbekannt und beliebt. Vorz. Geschenk. Prospekt mit Probebeispiel gratis. **J. U. Kern's Verlag Breslau 2 B.**

Jede Familie

darf ein **Wappen** führen! Sie erhalten ihr Wappen farbig gemalt von 10.— RM. an bis zur künstlerischen Diplomasführung bei dem Kgl. Wappmaler a. D. **Scholtz Kriebitz bei Luckau N.-L.**

Briefmarken

Auswahlhefte in Europa- oder Ueberseemarken. Preisliste frei.

Gebr. Michel, Apolda



Ihre Hofe

gleichet einem Ofenrohr, wenn die feine **Wügelkette** hat, die so leicht über Nacht err. wird mit **Zewaco** **Hofenpresse**, umlehn. für 6. Reich. **Cippanis. Ideal-Verrechnung** **D. Schr. Nr. 6, 90 Wdn. J. Nothe, Dresden 325** **Zinzenborstr. Nr. 39.**

Der Humor

ist eines der größten Gnadengeschenke an den Menschen. Darüber wird allzu leicht übersehen, daß in ihm oft große Kunst liegt. Zu den größten gehört der **Heidner Wulst**. Er hat darüber hinaus eine nur ihm eigene Art: den **Zuammenknick** von Wort und Bild zu einziger Schlagkraft; sie entzündet sich aneinander und leuchten sich gegenseitig. Im **Wulst-Album, Humoristischer Hausbuch** (Fr. Wassermann Verlag, München) sind die glänzendsten Stücke vereinigt. Ein deutsches Hausbuch seltenster Art, eine beste Medizin gegen die **Widerwärtigkeiten** des Lebens, seine mannigfachen **Verstimmungen** und **Verstärkungen**. Um so genußreicher, je tiefer einer des Lebens Leid und Tüde erfahren, um hier das **Lächeln** und **Lachen** darüber zu erleben.

Von der Schnurrpfeifergilde

Der Goldfisch.

Terine hat sich einen Goldfisch gekauft. Trägt ihn nach Hause. Bekommt unterwegs Hunger.

Geht in ein Restaurant und bestellt sich ein Menu. Das Menu wird aufgetragen, die leeren Teller werden abserviert.

Terine bleibt ruhig sitzen.

Eine Stunde. Zwei Stunden.

Dann wird sie ungeduldig.

„Kommt mein Menu bald?“ ruft sie den Kellner.

„Aber die Dame haben es doch schon bekommen.“

„Das? Ein Menu? Ich dachte, das wäre eine kleine Aufmerksamkeit für meinen Goldfisch.“

J. S. R.

Ein unverfälschtes Nahrungsmittel.

Der ungeliebte Krieg wirkte sich, wie wohl allen erinnerlich, noch jahrelang durch eine große Knappheit sämtlicher Lebensmittel aus. Man war zur Rationierung gezwungen, und das widerwärtige Markensystem blieb weiter in Wirksamkeit.

Was Wunder, wenn infolgedessen ein findiger Kopf — nennen wir ihn „Müller“ — sich darauf verlegte, „Geschliffener“ herzustellen, die neben besserer Geschmackhaftigkeit noch den Vorzug hatten, markenfrei zu sein, also nicht erst „hintenherum“ erstanden werden brauchten.

Das Unternehmen sollte aber, zum Leidwesen seines täglich wachsenden Kundenkreises, nicht von langer Dauer sein. Man brachte Müller wegen Nahrungsmittelverfälschung und Betruges zur Anzeige, da ihm nachgewiesen wurde, daß er zu diesen Konserven auch **Pferdefleisch** verwendet habe.

Auf Grund mehrfacher, für den Angeklagten durchaus günstiger Sachverständigen-Gutachten, die sich übereinstimmend dahin ausdrückten, daß zum „Gekieren“ mangels anderen Fleisches ein Zusatz von **Pferdefleisch** unbedingt nötig sei, gelangte das Gericht zu der Überzeugung, daß eine strafbare Handlung nicht vorliege; der Angeklagte wurde freigesprochen.

Auf die dann noch vom Vorliegenden an Müller gerichtete Frage, in welchem Verhältnis den „Geschliffener“ **Pferdefleisch** zugefügt worden sei, antwortete dieser prompt: „Im Verhältnis 1 : 1, also immer — ein Pferd, ein Huhn!“ H.

Das Kind.

Ella, die fünfjährige kleine Ella, erzählt im Bekanntenkreise, daß sie ein Jahr nach ihres Vaters Tode geboren sei. Als die Bekannten sich ob dieser kühnen Aussage erheitern, meint sie entrüstet: „Aber da gibts doch nichts zu lachen! Mutter hatte doch ein Jahr Trauer, eher ging es doch nicht!“ D.

Reizende Locken

unbegrenzt haltbar bei feuchter Luft oder Schweiß, erzielen Damen, Herren und Kinder ohne Brennschere d. uns. Haarkräuselensenz.

Auch hübscheste Bubikopf

findet durch dieses Präparat größte Schöning seines Haares. Sofort bei Gebrauch eine Fülle **ondul. Locken** v. entzück. Wirkg. **Pkg. M. 2 50, Doppelpkg. 3 80.** **Versandhaus, Lebensglück** **Abteilung 175, Dresden-A.** **Marschallstraße 27.**



Festabzeichen

Ver.-Abz. f. Ver. j. Art, Vereinsstemp. Must. z. Ans. Kataloge. Preislisten frei!

Emil Lelstner,
Hermesdorf 50 bei Dresden

Steppdecken

(la Wollfüllungen) direkt an **Private. — Steppdeckenfabrik J. Dobert, Duderstadt.** Preisliste fr. (Muster. zurück).

Viele Tausende von Gebildeten aller Stände haben in den letzten Jahren F. V. Bredts „Fern-Ausbildungslauf“ für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- und Redekunst“ durchgenommen und waren begeistert von der klaren, ringenden Sprache dieser Vorträge. Tagtäglich beweisen unermüdet eintreffende Dankschreiben dieser neuen den Erfolg dieser genialen Methode. Immer wieder sprechen alle Interessenten ihre Freude darüber aus, wie sie jetzt nach dem Studium von Bredts Lehrkurs in diesem, durch das freigesprochen, bei weitzährige Wort ihre Rede besser zu verteidigen, ihre Interessen besser zu wahren und gesellschaftlich einen geistvollen Gedankenaustausch pflegen zu können. Eine gewissenhafte Durchsührung dieser Lehrmethode wird die noch immer anzutreffende irriige Anschauung, daß das freie Reden nur besonders Begabten möglich sei, auf das gründlichste widerlegen. Der Prospekt der **Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 107, Potsdamer Str. 103 a**, der dieser Nummer beiliegt, dürfte deshalb das stärkste Interesse unserer Leser erwecken

Rätsellecke

Füllrätsel.

m	a				
	m	a			
		m	a		
			m	a	
				m	a
					m
					a

Folgende Buchstaben sind in die freien Felder einzuordnen:

a, a, a, b, c, d, e, e, e, h, i, i, i, l, l, m, m, n, n, o, o, r, r, s, s, s, s, z.

Die Reihen von links nach rechts gelesen bedeuten:

1. Belgische Stadt
2. Kriegerin
3. Kurort im Oberengadin
4. Malzpräparat
5. Schloß am Golf von Triest
6. Kirchenspaltung.

Silbenrätsel.

a, an, au, berg, da, del, der, der, di, eu, ent, gen, gö, ger, heim, id, il, in, la, le, li, ling, man, men, nam, nan, ne, ne, ne, nen, nur, o, ri, rönt, sa, sa, si, tan, tan, to, un, vit.

Aus obigen 42 Silben sind 16 Wörter mit nachstehender Bedeutung zu bilden: 1. Ort in Ostbren-

ßen, bekannt durch eine Schlacht, 2. Physiker, 3. Gedicht von Goethe, 4. Amphibium, 5. Baum, 6. Königreich in Hinterindien, 7. Bad im westlichen Deutschland, 8. Oper von Lortzing, 9. Geburtsort eines Klostergründers, 10. geometrische Figur, 11. Volk, 12. Salzwerk, 13. Bezeichnung für das Morgenland, 14. Angehöriger des Stammes Levi, 15. Insel in der Ostsee, 16. schädliche Insektenlarve. Die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten bzw. unten nach oben gelesen ergeben die Titel zweier Wagner-Opern.

Zusammensez-Rätsel.

Von Heinrich Minden (Dresden).

- ra — Wolgastadt
- ra — Wortschwall
- ra — Muse
- ra — Heerschau
- ra — griechischer Sagenheld
- ra — Volksstamm
- ra — Reiserart
- ra — ägyptische Gottheit
- ra — Glücksland
- ra — Weissagung
- ra — Vogel

Durch Hinzunahme der Silben: a, be, ber, bu, de, de, do, do, e, he, fel, flez, ma, nacht, o, pa, pis, sa, se, ti, to, tow — sind die jeweils nebenstehenden Begriffe zu bilden. Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen ein berühmtes Bauwerk.

Die Firma Christian Jos. Trimborn, Köln, seit 1832 als Lieferantin feiner Flaschenweine bekannt, hat dem vorliegend. Heft eine ausführliche

WEIN-PREISLISTE

beigefügt, deren Beachtung im Interesse unserer geschätzten Leser liegt



Rinosalbe
bewährt und empfohlen bei:
Flechten, Hautausschlägen,
Kampfadergeschwüren,
Alten Wunden, Frostschäden.
Dr. Wilh. Fritzsche, Weinböhl-Dresden
Zu haben in allen Apotheken

Bitte beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in der Bergstadt!

Eisu-Me-Betten

Stahlmatratzen, Kinderbetten
günst. an Private. Katal. 91 frei.
Kleinemöbelabrik Suhl/Thür

Mottensichere

Möbel-Plätze, Möbel-
Zante und Manchester
muster 8 Tage zur Wahl
Samthaus Schmidt, Hannover 8 M

Den besten u. preiswertesten
Kaffee, Tee, Kakao
liefert Ihnen
Carl Max Josephs Bremen
Habe an verschied. Plätzen
noch Vertretung. abzugeben.

Katholiken-Ehebund

(Mit kirchlicher GutheiBung und Empfehlung Damen und Herren aller Kreise und Berufe bietet vornehme unbedingt diskrete Möglichkeit, passenden

Ehegatten

zu finden, der über ganz Deutschland verbreitete und seit Jahren mit bestem Erfolg tätige „Katholiken-Ehebund“ Neuzeltliche Anbahnung des Sichsuchens und -Findens auf schriftlichem Wege; keine gewerbsmäßige Heiratsvermittlung. — Bundesschriften gegen dreif. Briefporto für diskrete, verschlossene Zusendung durch den

Kebu-Verlag, Abt. S. 27. Breslau 5.



Die schönste und grundlegende Darstellung der musikalischen Kultur aller Zeiten und Völker ist das

Handbuch der Musikwissenschaft

Herausgegeben von Professor Dr. Ernst Bücken von der Univetsität Köln unter Mitwirkung einer großen Anzahl von Musikgelehrten.

Etwas 13 0 Notenbelsplele) gegen monatliche
und etwa 1200 Bilder) Teilzahlungen von **4 RM.**

Urteile der Presse:

„Eine Kulturgeschichte d. Musik im best. Sinne d. Wortes“ (Deutsche Musiker-Zeitung) —
„Ein ganz prächtiges und gediegenes Werk“ (Das Orchester) — „Ein Werk, das das Herz jedes Musikfreundes höher schlagen lassen muß“. (Blätter der Staatsoper) „Etwas ähnliches war bisher in der Musikliteratur noch nicht vorhanden“ (Weserzeitung, Bremen)

Man überzeuge sich durch Augensehen und verlange unverbindliche Ansichtssendung von
Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- u. Literaturwissenschaft m. b. H. Potsdam



Afrikanische Weine der Weißen Väter

Vorzügliche Stärkungswine
süß und herb, unter Aufsicht der hochw.
Patres bereitet

C. & H. MÖLLER / FLAPE /
BEI KIRCHHUNDEM (WESTFALEN)
Verold. Maßweinlieferanten.

Botanisches Kolleg.

1.	2.	3.	4.	5.
Reiz	Ast	Unze	Tat	Egon
Esse	Holder	Lee	Ast	Rose
Sam	Obe	Mut	Buch	Dorn
Erbe	Kaupe	Eid	All	Butt
Dorn	Kuß		Nur	Effe
Ala				Rüste
				Eis
Reseda	Uhorn	Ulme	Tabak	Erdbeere
		Raute.		

Silberträufel

Stizze
Poem
Allah
Rebetta
Serbien
Karon
Mahdi
Kamöne
Eiche
Zmbiß
Lornado
Indianer
Sterling
Elite
Isolation.

Sparfameit
ist eine große Einnahme.

Berichtigung.

Die Geigenbauwerkstatt von Prof. F. J. Koch, Dresden-N. 1, Prager Straße 6, über die wir im letzten Septemberheft einen illustrierten Aufsatz gebracht haben, legt Wert auf folgende Richtigstellung: Die im vorletzten Absatz auf Seite 504 genannten Professoren Marteau, Kubelik und Verber spielen nicht ständig Kopien aus der Werkstatt von Professor Koch, wie es in dem Artikel heißt, statt der Originale. Professor Marteau besitzt vielmehr neben seiner herrlichen Maggini eine Gagliano-Kopie von Prof. Koch. Professor Kubelik ist Besitzer einer Guadagnini-Kopie, während die für ihn gebaute Kopie seiner berühmten Emperor-Stradivarius erst im Laufe dieses Herbstes spiefertig wird. Auch Professor Verber besitzt keine Kopie seiner Stradivarius aus der genannten Werkstatt, sondern eine Gagliano-Kopie aus dem Jahre 1924.

Lösungen der Rätsel aus Heft 1

Wagerecht: 1. Rosine, 3. Andante, 5. Rosa, 7. Hegel, 8. Fete, 10. Vibelle, 11. Itan, 12. Normanne, 14. Nevada, 16. Bodega, 18. Vitanei, 20. Mäde, 21. Laterne, 22. Vera, 24. Meta, 25. Ulsen, 27. Lateran, 28. Tapete.

Senkrecht: 1. Rogate, 2. Nero, 3. Angel, 4. Teheran, 6. Saline, 7. Helene, 9. Tenor, 11. Ida, 13. Manjarde, 15. Kaluta, 16. Bode, 17. Galata, 18. Vinea, 19. Reige, 20. Manila, 23. Katete, 24. Meran, 26. Senta.

Sinn

Förderung durch verständnisvolle eingehende Berichterstattung unter bevorzugter Pflege des Schlesiſchen Kunstlebens betrachtet die Schlesiſche Zeitung als eine besonders wichtige Aufgabe

Wünsche

in allen ihren Ausdrucksformen wird in der Schlesiſchen Zeitung von anerkannten Kunstgelehrten u. Praktikern eingehend gewürdigt

Ignoranz

Kritiken in der Schlesiſchen Zeitung sind von jeher als besonders sachkundig u. tiefſchürfend anerkannt

Die Kunstfreunde Ostdeutschlands lesen daher in erster Linie die

Schlesiſche



Zeitung

Verlag Wily. Gottf. Korn

Breslau 1 — 186. Jahrgang

Zwei Ausgaben:

Vollausgabe (tägl. 2 mal) monatl. RM. 4,80
Ausgabe A (tägl. 1 mal) monatl. RM. 3,20
einschließt der Wochenbeilage Schlesiſche Illustrierte Zeitung

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Keller in Breslau. Schriftleitung: Georg Schmitz in Breslau. Für Deutsch-Osterech Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Josef Neumair, Wien 1, Hugelgasse 12. Für den musikalischen Teil verantwortlich: Rudolf Saß in Breslau. Für Anzeigen, Beilagen und geschäftliche Mitteilungen verantwortlich: Arwin Bormann, Breslau 16. Druck der Buchdruckerei Wily. Gottf. Korn, Breslau 1. Alle Einsendungen und Mitteilungen, die sich auf den Inhalt der „Bergstadt“ beziehen, sind ohne persönliche Adresse an die Schriftleitung der „Bergstadt“ in Breslau 1, Schuhbrücke 84. Zuschriften geschäftlicher Art an den Bergstadtverlag, Breslau 1, Schuhbrücke 83, zu richten. Rücksendungen und Antworten erfolgen seitens der Schriftleitung nur, wenn das Postgeßel dafür beigelegt wird. Für unbeantragt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung.

Geschenk-Packung

Rollfilm - Camera $4 \times 6 \frac{1}{2}$ cm

Ikonette

m. 2 Rollfilmen u. Lederbeutel
RM 30.

Rollfilm - Camera 6×9 cm

Box-Tengor

mit kompletter Ausrüstung
RM 25

Klapp - Camera wie Abb. in
allen Größen, Ausrüstungen
und Preislagen

Fordern Sie unsern
kostenlosen Katalog

Ein
wertvolles
Festgeschenk
Eine
Camera!

Leiss Ikon
Aktiengesellschaft
Dresden 14

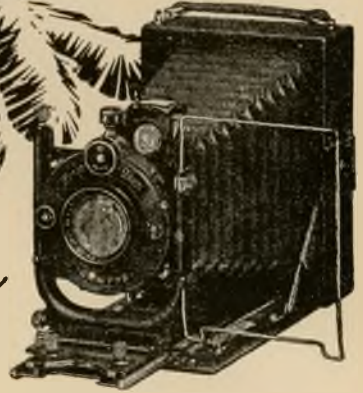


Photo-Ecke

Naturfarbenphotographie

(Schluß)

Die subtraktiven Verfahren erfordern eine Zusatzapparatur zur gewöhnlichen Kamera oder machen sogar einen besonderen Aufnahmeapparat nötig, da eine Zerlegung des Bildes entsprechend den Grundfarben erfolgen muß. Es sind also drei Teilaufnahmen durch komplementäre Filter in Blau, Grün und Orange nötig. Die Teilaufnahmen werden nacheinander mit dem gleichen Objektiv hergestellt. Man hat zu diesem Zweck einen Dreifarbenschlitten konstruiert, eine Kassette, die die Filter und Platten trägt und nach Auslösung eines Sverhaltens zwischen den Aufnahmen jedesmal durch die eigene Schwere um die Bildhöhe hinabgleitet.

Für die weitere Behandlung der so gewonnenen drei Negative zwecks Erreichung der farbigen Wiedergabe gibt es verschiedene Verfahren.

Bei der Wachromie (Wachrom U. G. für Farbenphotographie in München) füllt man von den Negativen Diapositive auf dünnem Zelluloidfilm her, die einer Zwischenbehandlung in einem Kupfertoner unterzogen und dann dem Farbfilter des Negativs entsprechend rot, gelb und blau eingefärbt werden. Legt man die so gewonnenen farbigen Filme genau passend übereinander, so erhält man ein farbiges Diapositiv von großer Transparenz und völliger Strukturlosigkeit.

Bei der Pinatypie, die nicht nur Glas-, sondern auch Papierbilder herzustellen erlaubt, müssen von den Negativen zunächst gleichfalls Diapositive

hergestellt werden. Diese kopiert man auf Platten, die eine mittels Chromsalzlösung lichtempfindlich gemachte Gelatineschicht tragen. Dabei wird die Gelatine an den vom Licht getroffenen Stellen gehärtet und verliert mehr oder weniger ihre Wasserlöslichkeit. Die so gewonnenen Platten werden in Pinatypie-Farblösungen (Rot, Gelb und Blau) gebadet. Diese Lösungen besitzen die Eigenschaft, die ungehärtete Gelatine sehr stark, die gehärtete aber gar nicht oder sehr schwach anzufärben. Bringt man ein feuchtes mit Gelatine überzogenes Blatt (sogen. Übertragungspapier) mit der gefärbten Plattenschicht in innige Berührung, so erhält man ein farbiges Papierbild mit allen Halbtönen, auf dem die Stellen, die im Negativ nicht vom Licht getroffen wurden, am stärksten gefärbt erscheinen, während die hellsten Stellen weiß bleiben. Indem nacheinander so alle drei Negative auf das Papierblatt übertragen werden, entsteht das farbiges Bild. Von den einzelnen Platten können beliebig viele Abzüge gemacht werden, was ein besonderer Vorzug dieses Verfahrens ist. Auf die gleiche Weise können auch farbiges Diapositive gewonnen werden.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Pinatypie hat das Fos-Be-Verfahren (Fos-Be Farbenphoto G. m. b. H., Hamburg-München). Für dieses Verfahren ist ein besonderer Aufnahmeapparat konstruiert worden, mit dessen Hilfe es unter Benützung eines besonderen Lichtverteilungskörpers aus versilberten Spiegeln möglich ist, die

Ein glücklich gewähltes Weihnachtsgeschenk



erfreut sie beide, den Geber wie den Nehmer. Aber das ist ja immer die liebe Not, da das Richtige zu treffen. Man forscht und spioniert und doch oft vergeblich! Haben Sie Blumenfreunde unter denen, die Ihnen nahe stehen? Gute und aufrichtige Blumenfreunde! Grillparzer prägte ein rauhes aber doch richtiges Wort: „Gold schenkt die Eitelkeit, der rauhe Stolz. Die Freundschaft und die Liebe schenken Blumen.“

Sehen Sie, sie dürfen nicht fehlen auf dem Weihnachtstisch, sie werden eine frohe Erinnerung für Sie selbst und den Empfänger sein. Was aber? Hier, lesen Sie bitte: **Geschenk-Packung A** 12 verschied. Kakteen und andere Succulenten mit Namen, fertig eingepflanzt in Zier-töpfchen; dazu 1 Kakteenspritze und 1 Kakteenbuch mit Anleitungen und 63 Abbildungen, zusammen 12.— RM. **Geschenk-Packung B** desgl. mit 20 verschiedenen Sorten 20.— RM. post- und verpackungsfrei unter Nachnahme.

Großgärtnerei Plöttner & Franke
Theißen K 10 (Thüringen)

Heidschnuckenelle

das beste Geschenk, der schönste Zimmerschmuck
verleitet als Spezialität bill. an Erbwate in Schneew., silberat. u. buntel 110x80 cm 15 RM. Ausgezeichnete Prachterempl., d. Beste v. Besten 17 RM. Auch Antopelzdecken, Fußsäcke, Fußtaschen, Vorlagen u. dgl. Verlangen Sie losent. u. unverb. meine Preisliste F. H. Schröder, Münster 33, Lüneburger Heide

*Tafeln
sind auf
Albums = Solovon!*

Zu Ihrer Ausrüstung
gehört dann auch ein
Album!

Verlangen Sie bei Ihrem Händler ein



Solo-Album

Sie werden Ihre Freude daran haben!

Album-Fabrik

Leipziger Buchbinderei Akt.-Ges.

Leipzig - C 1

drei Aufnahmen zu gleicher Zeit mit einem Objektiv herzustellen. Für die Gewinnung der farbigen Papierbilder sind auch hier drei Druckplatten nötig, auf die die drei Negative übertragen werden. Diese Platten werden in einem besonderen Entwickler entwickelt. Dabei wird an den vom Lichte getroffenen Stellen die Gelatine gegerbt, also mehr oder weniger unlöslich gemacht, während sie an den unbelichteten Stellen löslich bleibt und nach der Entwicklung mit warmem Wasser abgespült werden kann. Man erhält so ein Relief von verschiedenen dicken Schichten wasser-unlöslicher Gelatine und Silber. Die Platten werden getrocknet und wie bei der Pinotypie zum Druck der farbigen Teilbilder benutzt. Beim Einfärben nehmen die Platten an den dicken Schichtstellen (Schatten) viel, an den dünnen Schichtstellen aber (Mitteltöne) wenig und in den höchsten Lichtern, wo keine Gelatine mehr vorhanden ist, gar keine Farbe auf.

Einen eigenen Weg geht das „Lage-Verfahren der Farbenphotographie auf Papier“ (E. Lage G. m. b. H., Hamburg-Wandsb.). Bei diesem Verfahren ist es möglich, mit jeder beliebigen Kamera in nur einer Aufnahme die Negative für die Herstellung farbiger Bilder zu schaffen. Die Lage-Platte trägt drei farbenempfindliche besonders abgestimmte Schichten, bei der die eine für die andere als Farbenfilter wirkt. Die Grundlage bildet eine mit einer rot empfindlichen Emulsion überzogene Glasplatte, die zur Herstellung des blauen Teilbildes dient. Mit ihr sind zwei Filmsolien zusammengefügt, eine mit einer gelbgrün empfindlichen Emulsionsschicht (für das rote Teilbild) und eine mit einer für alle blauen Töne empfindlichen Emulsionsschicht (für das gelbe Teilbild). Bei der Entwicklung wird die Glasplatte von den beiden Filmen getrennt und für sich entwickelt; dann werden die beiden Folien von einander gelöst und entwickelt. Die so gewonnenen Teilnegative werden auf ein besonderes Kunstlichtpapier kopiert, das nacheinander für Blau, Rot und Gelb sensibilisiert wird. Auch auf diese Weise lassen sich schöne leuchtende Farbenbilder gewinnen. G.

Photo-Technik. Herausgegeben von der Zeitschrift U. G. Dresden. Monatlich ein Heft zum Preise von 15 Pfg.

Mit viel Geschick und Geschmac stimmt die Schriftleitung dieser ausgezeichneten kleinen Photozeitschrift ihre monatlichen Hefte auf die Jahreszeiten ab. Das letzte, das uns vorliegt (Nr. 9), hat sich als Leitmotiv das welkende Laub gewählt, und ihm ist die Mehrzahl der Text- und Bilderbeiträge angepaßt. Da findet sich eine Plauderei über „Des Herbstes Farbenpracht im Lichtbild“ und eine zweite über „Die Darstellung herbstlichen Laubes“. H. Stephainisky ist mit einem Aufsatz „Die Jagd geht auf!“ vertreten, in dem der bekannte Tierphotograph allerlei aus dem reichen Schatz seiner auf der Kamerajagd gesammelten Erfahrungen mitteilt. Von den sonstigen Beiträgen des Heftes seien nur noch ein paar genannt, so der über „Das photographische Pilzherbarium“, der über „Heideschönheit“ und der über „Fehlerhafte Negative und deren Behandlung“. Die Bilder des Heftes — es sind mehr als 40 — sind auf einem gelblich getönten Kunstdruckpapier so ausgezeichnet wiedergegeben, daß ihre Schönheit und Eigenart zu voller Wirkung kommt.

Agfa-Photoblätter. Herausgegeben von der F. G. Farbenindustrie A. G. Agfa, Berlin. Monatlich ein Heft zum Preise von 30 Pfg.

Von dieser Monatschrift, die ihren Charakter als Hauszeitschrift bewußt betont, liegen uns die

Hefte Nr. 3 und 4 vor, die an Text und Bildern mancherlei Interessantes und Lehrreiches für den Photoliebhaber enthalten. Wir machen vor allem auf folgende Aufsätze aufmerksam: „Mit der Kamera auf der Suche nach Urväter-Hausrat“, Kamerastudien auf Volksfesten“, „Mondscheinaufnahmen“ und „Photographie von Kristallisationsformen“. Die ständige Abteilung „Mißerfolge und ihre Ursachen“ sei den jungen Lichtbildnern besonders empfohlen.

Photographie für Alle. Monatlich zwei Hefte. Bezugspreis vierteljährlich 3 RM. (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung Berlin.)

Immer wieder erfreut diese Zeitschrift, die sich in erster Linie an den Fachmann und an den ernsthaften Amateur wendet, vor allem durch ihre ausgezeichneten großen Wiedergaben musterergültiger Aufnahmen. Auch die letzten Hefte sind wieder mit einer ganzen Anzahl solcher Aufnahmen geschmückt, bei deren aufmerksamer Betrachtung der Lichtbildner mancherlei von Motivwahl, Bildbeschnitt usw. lernen kann, zumal da in den meisten Fällen die nötigen Bemerkte über Objektiv, Blende, Tageszeit und Belichtungsdauer unter den Bildern angegeben sind. Von den Textbeiträgen nennen wir die Aufsätze über „Pilzaufnahmen“, über „Photographische Buchtitel“, über „Waldaufnahmen“, über das „Arbeiten mit der Kamera im Gebirge“ und über den „Bildauschnitt“.

Deutscher Kamara-Almanach Band 19. Ein Jahrbuch für die Photographie unserer Zeit. Herausgegeben von Karl Weiß. Mit etwa 200 künstlerischen Abbildungen. (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft Zweigniederlassung Berlin SW 19; in Württemberg 5,50, in Ganzkleinen 6,80 RM.).

Auch in diesem Jahr bringt der Kamara-Almanach wieder so viele musterhafte Aufnahmen in guten Wiedergaben, daß er mit volstem Recht als die Jahreschau der besten photographischen Arbeiten des In- und Auslandes bezeichnet werden kann. Diese Abbildungen und eine Reihe interessanter Beiträge, von denen wir die Aufsätze über „Künstlerische und photographische Effekte in der Photographie“, „Aufbau des photographischen Bildes“, „Flugzeugaufnahmen“, „Bildmäßige Kinderphotographie“ und „Ultravergrößerungen“ besonders hervorgehoben, ergänzen sich trefflich, um ein Bild von dem Wirken und Schaffen der modernen künstlerischen Photographie zu geben und so dem Amateur zu zeigen, wie er zu zufriedenstellenden Ergebnissen gelangen kann. Auf geschmackvolle künstlerische Ausstattung des Werkes ist größte Sorgfalt verwendet worden, so daß das Jahrbuch, dessen Preis trotz bedeutend verbesserter Ausstattung nicht erhöht wurde, wieder eine wertvolle Bereicherung jeder photographischen Bibliothek bilden wird.

Dr. E. Vogels Taschenbuch der Photographie. Ein Leitfaden für Anfänger und Fortgeschrittene. 40. Auflage. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung Berlin. Mit 259 Abbildungen in Weinen 2,80 RM.).

Die Neuauflage des Vogelschen Taschenbuches, des ältesten Handbuches der Photographie, trägt sowohl im Text wie in den Bildern den Fortschritten der photographischen Technik in den letzten Jahren Rechnung.

Die Verwendung von drei verschiedenen Schriftgraden erhöht die Übersichtlichkeit außerordentlich und ermöglicht dem Benutzer des Handbuches eine schnelle Orientierung. (A.)

DAS ECHE MEISSNER PORZELLAN

KUNSTGEGENSTÄNDE
TAFELSERVICE



HANDGEFORMT
HANDGEMALT

Der schönste
Schmuck des deutschen Hauses

STAATLICHE PORZELLAN-MANUFAKTUR MEISSEN

Eigene Niederlagen:
Dresden-A 1, Schloßstraße Nr. 36
Leipzig-C 1, Goethestraße Nr. 6
Berlin W 62, Budapester Str. 9 a
Haus am Zoo

Angebote kostenlos / Zu beziehen auch durch alle führenden Porzellanhandlungen

Tradition u. Qualität

Für anspruchsvolle Raucher empfehlen wir:

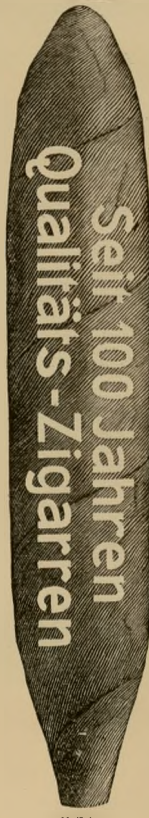
- Anno 1835, Fehlfarbe einer 30-A-Zigarre. 20 „
- Meisterwerk, leichte Sandblatt. 20 „
- Leibblatt „ „ . . . 25 „
- Legende, pikante „ „ . . . 25 „
- Leibblatt, leichte „ „ . . . 30 „
- Ballade, mittelvolle „ „ . . . 30 „
- Premio de Cuba, Hamburger-Handarbeit 30 „
- Weltruhm } feinste Diner-Zigarren 40 „
- Leibblatt } mit Hav.-Eingl. 50 „
- Marca Excelso, Ia Sandblatt
- Flor de Santosa Havanna-Zigarre 60 „

Zum Weihnachtsfest reichhaltige Auswahl in Präsentkisten. Ständige Lager frischer Importen von Henry Clay, Bock y Ca., H. Upmann usw. Porto- und spesenfreie Zusendung innerhalb Deutschlands von M. 20.— an gegen Nachnahme. Bei Kistenbezug 5% Rabatt.

Schramm & Edtermeyer

Zigarren-Import- und Versandhaus
Gründung anno 1835

Dresden-A 1





Bergstädters Weihnachtsbüchertisch



Romane und Erzählungen

Wie in jedem Jahr, so wollen wir auch in diesem aus dem Berg der Weihnachtsbücher, den die Verleger auf unserem Schreibtisch aufgebaut haben, diejenigen zuerst herausgreifen, von deren Umschlag uns der Bergstadturm vertraut entgegenblickt. Einige dieser Bücher kennen unsere Leser bereits. So Paul Kellers Räubergeschichte „**Sieh dich für!**“, die jetzt in einem schönen Bande, auf festes, blütenweißes Papier sauber gedruckt, im Bergstadtverlage vorliegt. Waltherr Meyer hat diese urlustige, übermütige Geschichte, in der Paul Kellers Humor die buntesten Blüten treibt, mit köstlichen Federzeichnungen illustriert. Wer wieder einmal recht von Herzen froh werden oder einem lieben Freund etwas schenken möchte, das ihm sicher Freude macht, der kaufe dieses neue Paul-Keller-Buch. Es kostet trotz der vorzüglichen Ausstattung nur 3,50 RM. — Auch Heinrich Zerkauens Roman „**Die Welt im Winkel**“ ist im Bergstadtverlag als Buch erschienen (in Ganzleinen 7,50 RM.). Wir wissen aus zahlreichen Zuschriften, daß viele unserer Leser diesen feinen Roman lieb gewonnen haben wie selten einen. Und in der Tat, er verdient diese Liebe. Denn ein wahrhafter Dichter hat uns dieses Buch geschenkt, das wie eine süße Melodie sich einem ins Herz singt und lange in ihm nachklingt. — Georg Langer, dessen ersten Roman „Christel Materns

weiße Seele“ wir im vergangenen Jahr an dieser Stelle gewürdigt haben, hat jetzt im Bergstadtverlag einen zweiten erscheinen lassen, dem er den Titel „**Richter Wichura, ober-schlesischer Roman aus der Zeit von Acht und vierzig**“, gegeben hat (in Ganzleinen 7 RM.). Kein historischer Roman im eigentlichen Sinne, sondern der Lebensroman eines Richters und das Bild einer seelischen Entwicklung, die aus dem Zwiespalt zwischen Persönlichkeit und Amt ihre Richtlinien empfängt. Regidius Wichura ist ein Mann, der in einer Zeit richterlicher Unzulänglichkeit die Gnade wahren Richtertums besitzt. So hoch er das Recht hält, höher steht ihm das Herz, das allein den Weg zur wahren Gerechtigkeit, die nicht immer bei den Paragraphen ist, zu weisen vermag. „**Nur kein Pedant, kein Gleisfahrer werden, nicht verknorren in einer eingebildeten Paragraphenwüste**“ ist sein Leitsatz. Also nicht nur Richter ist Wichura, sondern auch Mensch, Mensch mit einem großen und guten Herzen und allen Schwächen, die nun einmal einen Wesensteil der menschlichen Natur bilden. So kämpft er in seinem Innern unablässig den Kampf zwischen der sittlichen Ordnung, die er als Richter zu vertreten hat, und den Mächten des Lebens, denen er als Mensch unterworfen ist. Wichura kennt das Leben, die menschlichen und himmlischen Dinge, die man kennen muß, um ein gerechter Richter sein zu können.



Der Große Brockhaus

Handbuch des Wissens in 20 Bänden
erscheint jetzt neu von A — Z

Das modernste deutsche Lexikon!

Das größte volkstümliche Nachschlagewerk der Gegenwart mit über 200 000 Stichwörtern auf etwa 15 000 Seiten Text in 20 Bänden.

Das große volkstümliche Bildwerk, etwa 16 000 Textabbildungen, rund 1500 Tafelseiten und Einklebebilder.

Die schnellste Auskunftsstelle, alphabetische Anordnung, kein langes Suchen! Klare Gliederung der Artikel. Leitbuchstaben.

Der praktische Ratgeber für alle Fragen des täglichen Lebens. Keine verstaubte Gelehrsamkeit, sondern lebendiges anwendbares Wissen.

Zuverlässig und objektiv. Über allen Parteien! Strengste Sachlichkeit. Dafür bürgen mehr als 600 Mitarbeiter und der Verlag.

Das Aussprache- und Fremdwörterbuch. Leicht verständliche Aussprachebezeichnung. Betonungspunkte. Kein Irrtum in der Aussprache mehr!

Ein völlig neuer Weltatlas. 210 meist doppelseitige bunte Karten und Stadtpläne.

Sichern Sie sich den ermäßigten Subskriptionspreis, er ist nur beschränkte Zeit gültig.

Geben Sie Ihr altes Lexikon in Zahlung! es wird Ihnen angerechnet. Verlangen Sie noch heute auf diesem Zettel die reich bilderte, anziehende und wertvolle Broschüre „Der Große Brockhaus neu von A — Z“ kostenlos, portofrei und völlig unverbindlich von jeder größeren Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Nur 5-7 ¼ M.
im Monat

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Querstraße 16

Unterzeichneter ersucht um kostenlose, portofreie und unverbindliche Zusendung der Broschüre

„Der Große Brockhaus neu von A — Z“

Name und Stand:

Adresse:

Das klassische Meisterwerk des Humors



Willy Busch

Wilhelm Busch-Album Humoristischer Hauschatz

325. Auflage

1500 Bilder

355 Seiten Text in Zweifarbendruck

Enthält des Künstlers feinste und reifste Werke
Geschenkwerk von höchstem künstlerischen Wert
Ganzleinen 35.— M., Halbleinen 30.— M.

(Auch gegen bequeme Teilzahlungen)

Inhalt:

Der Nöckergreis / Die fromme Helene / Plisch und Plum
Abenteuer eines Junggesellen / Herr und Frau Knopp
Julchen / Bilder zur Jobfiade / Balduin Bähblamm
Der Geburtstag / Sippis der Affe / Maler Klecksel
Die Haarbeutel / Pater Silucius / Dideldum!

Einzel-Ausgaben in 13 Bänden zu je 2.— M. bis 3.20 M.
Wilhelm Busch-Broschüre, 24 Seiten, kostenlos

Fr. Bassermann Verlag, München 2

In diesem Regidius Wichura ist Langer eine Gestalt gelungen, die bei aller Eigenwilligkeit der Prägung von überraschender Lebendigkeit und Lebensechtheit ist. So, wie wir ihn auf dem Titelblatt vor uns sehen, schreitet er durch das Buch: fest und aufrecht, den hellen Blick nach vorne gerichtet, männlich und gütig zugleich. Ebenso klar gesehen und sicher gestaltet sind auch die übrigen Personen des Romans: der Gerichtsherr Wichuras, mehr polnischer Schlachtize als preussischer Edelmann; Ida Lovisa, seine Gattin, die von Wichura die Kunst lernt, sich und ihr Leben zu meistern; George, beider Sohn, dessen schwärmerische Freundschaft zu Wichura zu den schönsten Episoden des Buches Anlaß gibt; Luise, Wichuras Gattin, deren kranke Seele sich in die Nacht des Todes flüchtet; Kasimir Fanta, der Pfarrer von Gieraltowik, der Mann mit dem Herzen eines Kindes, ein Grenzmann, in dem Deutsches und Polnisches sich wunderbarlich mischt, eine Gestalt, bei der die Erinnerung an die größten Namen unserer Erzählungskunst wach wird; Lina, Fantas virgo oeconomica, die sich an Wichura verschenkt und sich ihm dann gesegneten Leibes entzieht, und all die anderen Gestalten, deren jede ihr eigenes Gesicht trägt.

Langer erzählt in einer eigenwilligen, aber höchst reizvollen Art, der auch die köstliche Gabe eines etwas verschüßeltesten Humors nicht fehlt. Nur weil er selbst auf ein Leben im Dienste der Gerechtigkeit zurückblickt, war er imstande, das Richterwerden und Richtersein in all seinen Tiefen und mit all seinen Schmerzen so lebendig und ergreifend darzustellen, wie er dies in seinem „Richter Wichura“ getan hat.

Das Verständnis für das Schicksal der nationalen Minderheiten ist nicht an Landschaft und Breitengrad gebunden, sondern alle Unterbrücken bilden eine große Gemeinschaft. Deshalb durfte Robert Hohlbaum, der selber ein Grenzländer ist und mit Leidenschaft um die Befreiung der deutschen Seele ringt, sich berufen fühlen, einen Roman von der Not Deutsch-Südtirols zu schreiben. „Das Paradies und die Schlange“ hat er diesen Roman betitelt, der bei L. Staackmann in Leipzig erschienen ist (brosch. 3,50, Ganzl. 5,50 RM.). Alles Leid und alle Not, die sich in den letzten zehn Jahren über Südtirol gewälzt haben, werden in diesem Buche wieder lebendig und greifen dem Leser mächtig ans Herz. In gerechtem Zorn brandmarkt Hohlbaum alle Niederträchtigkeit, die gegen dieses Volk mobilisiert wird. Keine Gemeinheit ist niedrig, kein Stachel scharf genug, bis man schließlich auch das letzte Recht mit Füßen tritt und den Tirolern verbietet, in der Sprache der Mutter zu denken und zu beten. Das alles wissen wir bereits aus der Tagespresse; wir haben es gelesen, um es über anderen „aktuellen“ Ereignissen bald wieder zu vergessen; hier erfahren wir alles noch einmal durch den Mund eines Dichters, und alles wirkt größer, erhabener oder gemeiner, und wühlt uns in Tiefsten auf. Trotzdem kein tendenziöses Buch, sondern eins vom ewigen Leid und zugleich eine Mahnung, deren nicht zu vergessen, die um ihres Deutschtums willen Not und Pein zu tragen haben. Hohlbaum will, wie er selber in der Vorrede zu seinem Roman sagt, mit diesem Buche dazu beitragen, Deutschland davor zu bewahren, den „jeelischen Raum“ zu verlieren, der alle Deutschen umschließen muß, nicht zuletzt die Ärmsten, die oft die Getreuesten sind. G.

Wollen Sie wissen, wie es in Wirklichkeit
in Europa aussieht? — Dann lesen Sie das
aufschlußreiche und amüsante Buch von

DAS **ROLF**
BRANDT
GESICHT
EUROPAS

Ein fast politisches Reisebuch

In Ganzleinen geb. RM. 7.50

Rolf Brandt hat sich in seinem weitverbreiteten Buche: „So sieht die Weltgeschichte aus . . .“ nicht nur als ein scharfsichtiger Beobachter und selbständiger, unbestechlicher Politiker erwiesen, sondern auch als ein Schriftsteller von Format. Und mit gleicher Meisterschaft wie die „Weltgeschichte“ zeichnet er nun „Das Gesicht Europas“, so wie er es in den Nachkriegsjahren auf seinen Fahrten durch unfern Erdteil gesehen hat. Mit schonungsloser Offenheit zerreißt er das feingespinnne Lgengewebe der unehrlichen, verlogenen Politik von Deutschlands Schuld, die eine dauernde Beunruhigung nicht nur Deutschlands, sondern Europas ist und bleiben wird. Er hat auf einem Rundflug durch Europa innerhalb weniger Tage mit den führenden Staatsmännern Baldwin, Painlevé, Primo de Rivera, Mussolini u. a. das Problem unseres Erdteiles besprechen können.

**Kaum ein Schriftsteller hat so wie Brandt Ge-
legenheit gehabt, hinter die Kulissen zu schauen
und die geheimen Triebkräfte zu beobachten**



Unsere Weihnachtsgabe für Sie:

Sie sollen ein Paul-Keller-Buch
mit eigenhändigem Namenszug des Dichters
geschenkt bekommen,

wenn Sie bereits Bergstadt-Bezieher sind und uns
1 oder 2 neue Leser bringen, die sich zum Bezuge
für wenigstens 1 Jahr = 12 Hefte verpflichten.

Das ist gar nicht schwer: unzählige unserer Freunde
haben schon neue Leser gewonnen und damit ihre
Bücherei um wertvolle Stücke bereichert. Gelegenheit
zur Empfehlung der Bergstadt bietet sich ja überall,
oft wird es überhaupt nur weniger Worte bedürfen.

Als Werbegaben winken:

für einen

neu gewonnenen Jahresbezieher

Sieh Dich für / Stille Straßen / Altenroda / Das Rgl.
Seminartheater / Dorfjunge / Von Hause ein Päckchen
humor / Die fünf Waldstätte / Die drei Ringe / Grünlein

für zwei

neu gewonnene Jahresbezieher

Titus und Timotheus und der Esel Bileam / Ferien vom
Jah / Die vier Einsiedler / Waldwinter / Die Heimat / Die
alte Krone / Marie Heinrich / Der Sohn der Hagar /
Hubertus / In fremden Spiegeln / Das letzte Märchen /
Die Insel der Einsamen

Leseproben und Prospekte zur Gewinnung neuer Bezieher un-
berechnet zu Diensten

Auf denn zu fröhlichem Werben!

Bitte benutzen Sie den Bestellschein auf der Rückseite

Die Bergstadt / Verlag Wilh. Gottl. Korn / Breslau I

An
Die Bergstadt / Verlag Wilh. Gottl. Korn
Breslau 1

Dir
Ich bestelle(n) die Bergstadt auf ein Jahr, beginnend mit dem
Monat _____

Unterschrift: _____

Ort und Straße: _____

Unterschrift: _____

Ort und Straße: _____

Zufendung der Bergstadt entweder
durch die Buchhandlung: _____
oder durch Vermittlung des Verlages, falls keine Buchhandlung am Orte

Ich selbst beziehe den laufenden Jahrgang durch:

und erbitte für vorstehende Beziehergewinnung als Werbegabe:

Ort, Straße und Datum

Unterschrift

(Recht deutliche Schrift erbeten!)

An die nachstehenden Adressen empfehle ich eine Probenummer der Bergstadt
kostenlos zu senden.

Name und Stand

Wohnort und Straße

_____	_____
_____	_____
_____	_____
_____	_____
_____	_____

Ort und Datum:

Unterschrift

Sie können sich bei der Übersendung auf mich beziehen — nicht beziehen.

HERDERBUCHER ZU WEIHNACHTEN!

WERTVOLLES WISSEN! EDLE UNTERHALTUNG

Dr. Friedrich Zoepfl

Deutsche Kulturgeschichte

1. Bd.: Vom Eintritt der Germanen in die Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. Mit 280 Bildern. In Leinw. 23 M. Auch in Lieferungen erhältlich. — Der 2. Band (neuere Zeit erscheint 1929).

Zoepfls Schreibart: wissenschaftlich zuverlässig, keine gelehrten Auslassungen. Gerechtes Urteil, keine Verhimmelung, keine Verleumdung, keine Engherzigkeit. Im Mittelpunkt immer der Mensch. In jeder Zeile Leben und Bewegung. Gymnasiast und Professor lesen mit Anteilnahme. Volkstümlich im Sinne von: dem Volk das Beste!

Franz Herwig

Deutsche Heldenlegende

1. Bd.: Bis zum 30jährigen Krieg. In Leinw. 6 M.
2. Bd.: Neuere Zeit. In Leinwand . . . 5.40 M.
1. u. 2. Bd. zusammengebunden in Leinwand 10 M.
Auch in 14 Einzelbesten zu je 0.60 M. erhältlich.

Das ist Darstellungskunst. Da steht der „Held“ und redet und handelt, und wir mit ihm. Wir lernen ihn aus wenigen Seiten kennen. Staunen ergreift uns: diese Kraftnaturen, so verschieden nach Zeit und Sinnesart, verband Gemein-sames, uns selbst Verwandtes: deutsche Feständigkeit und Zuversicht. Ein Heldenbuch muß Jugend und Alter mit seinem Geist erfüllen, „begeistern“. In diesem Sinne gehört das von Herwig zu den besten!

Wilhelm Matthiesen

Der Herr mit den hundert Augen

Kartonierte 3.20 M., in Leinwand 4 M.

Der Nordlandzug

des Herrn mit den hundert Augen

Kartonierte 2.30 M., in Leinwand 3.20 M.

Solche Abenteuer-geschichten würden die Schul-literatur bald beseitigen. Es bietet kaum ein Buch mehr Handlung, Spannung, Kenntnis von Menschen und Natur. Der Held ist eine Gestalt, der man glauben kann (Tibet, Nordland).

Maximilian von Mexiko

Das Ende eines Kaisers

In Leinwand 4 M.

Der Herausgeber hat gute Arbeit geleistet: er vermittelt uns biographisch und geschichtlich einwandfrei, ansprechend ein erschütterndes Menschenbild. Diese Ausgabe bringt den mehr als „interessanten“ Stoff wirklich zu weitesten Kreisen und zur reiferen Jugend. Billig, dabei gut ausgestattet.

Franz Michel Willam

Der Mann mit dem Lächeln

Eine Erzählung. In Leinwand 4 M.

Die Einsamkeit und Schreckhaftigkeit des winterlichen Hochgebirges sind die eigentlichen dämonischen „Hauptpersonen“ dieser zwingend ablaufenden Erzählung. Drei Männer, Wacher an einem hochgelegenen Tausche der räthischen Berge, abgetrennt von Thal und Menschen, enthüllen darin langsam und widerwillig eine schwere Schuld und verstricken sich in Verzweiflung und endliche Sühne.

Durch jede Buchhandlung :: Kataloge und Prospekte gratis

Gottfried Niemann

Einführung in die bildende Kunst

Mit 8 farbigen Tafeln und 116 Textbildern

In Leinwand 12.50 M.

Niemann ist Kunstgelehrter und Maler. Das Werk: eine sichere „Einführung“, allgemein verständlich, erfreut auch den Fachmann als tüchtige Leistung. Zum Selbststudium, vor allem für kunstwissenschaftliche freie Arbeitsgemeinschaften durchaus geeignet. Die Bilder sind vorzüglich ausgewählt. Fast alle haben Textstellen zu belegen. Das Werk ruht sichtlich auf jahrelanger Vorarbeit.

Artur Maximilian Miller

Herr Jörg von Grundsberg der deutschen Landsknechte lieber Vater

Des Ritters ernsthafter Lebensgang
samt allen seinen Taten und
Schicksalen aufs neue erzählt
Mit 6 Bildern. In Leinwand 7 M.

Die mächtige Helden-gestalt an der Zeitenwende zu Ende des Mittelalters. Ein Buch voll Tat und Kraft und Spannung

Peter Scherer

Im alten frohen Rheingau Im deutschen Straßburg

Bilder und Erlebnisse

In Leinwand 3.80 M.

Eigene Erlebnisse aus des Verfassers frühlicher Jugend- und Studienzeit, behaglich und munter erzählt. Unproble-matisch, schlicht, erfreuend. Gefuchte Witze gibt es nicht. In diesen prächtigen Rheingauer Typen ist urwüchsiger Mutterwitz genug, sich daran gesund zu lachen.

Peter Dörfler

Als Mutter noch lebte

55. bis 61. Tausend. In Leinwand 4.20 M.

In dieser Geschichte einer Kindheit liegt der ganze Reichtum der deutschen Volksseele. „Das hohe Lied einer guten Mutter“ halten viele für das schönste Buch Dörflers. Sicher ist es das allerpersönlichste. Illust. Ausg. in liebevoll ge-pflegter Ausstattung mit 15 Holz-schnitten von Ruth Schau-mann: 12 M.

Rudolf Koth: **Meister Tobias.** Eine lustige Geschichte (Niederheinischer Verlag, Burg a. d. Wupper. Geb. 3 RM.).

Vater Martinus sitzt am warmen Ofen und schmachtet sein Pfeifen. Seine Gedanken sind in den Jahren seiner Jugend. Er wandert frohgemut über die Höhen der Berge und durch die Täler seiner Heimat dahin. Besonders in und um Altenberg am rauschenden Dhünnbach sind seine Gedanken. Da erinnert er sich des lustigen Kauzes, der dort vor hundert und mehr Jahren seine Rossen getrieben hat und von dessen losen Streichen die Bauern von Altenberg bis hinüber nach Mülheim und in den Dörfern nach Solingen hin zu berichten wissen. Er winkt uns lächelnd herbei und beginnt zu erzählen. Wie Matthias Tobias geboren und getauft wurde, und wie er, gleich Eulenspiegel, seine Lebensfahrt mit einem Schelmenstreich begann; wie er als Junge allerlei Schabernack trieb und wir er, als ein lustiger Tagedieb, seine lieben Mitmenschen mit seinen losen Streichen betrübt und erlustigt hat. Ein Buch voll Saft und Frische und voll eines gesunden derben Humors.

W. Poliakoff: **Die Tragödie einer Kaiserin.** Lebensgeschichte der Kaiserin Alexandra von Rußland. Mit 8 Bildtafeln. (München, F. Bruckmann; schön geb. 7,50 RM.)

An Versuchen, ein Bild der seltsamen Frau zu zeichnen, die das Schicksal dazu ausersehen hatte, Rußlands Kaiserin und zugleich Rußlands Totengräberin zu sein, hat es nicht gefehlt. Aber dadurch ist das Rätsel dieser Frauenseele nicht gelöst, sondern nur noch mehr verwirrt worden. Erst Poliakoff ist es gelungen, uns die Frau so zu zeigen, wie sie wirklich war: ihre Anfänge, ihre Entwicklung, ihre seelischen Kämpfe, ihre Liebe, ihr Herrschertum und

die heroisch-tragische Größe ihrer letzten Wochen, vor der aller Groll, den wir gegen diese Feindin Deutschlands im Herzen trugen, in das Nichts versinkt. Aus Poliakoffs Schilderung erkennen wir, wie Alexandra das Opfer ihrer großen Liebe zu dem Durchschnittsmenschen Nikolaus wurde. Diese Liebe bestimmte all ihr Tun und Lassen, machte sie blind gegen die Befahren, denen sie das Reich durch ihr Eingreifen in die Politik entgegentrieb. Es ist ergreifend, so in Poliakoffs prägnanter Schilderung zu erleben, wie aus einer übergroßen Liebe sich unendliches Leid für die Liebenden und für ein ganzes großes Volk ergibt. Poliakoff, der dem Zarenrum nicht freundlich, aber gerecht gegenübersteht, schöpft aus eigenen Beobachtungen und aus gewissenhaften Studien der gesamten Literatur, schöpft vor allem aus den Tagebüchern, Briefen und anderen persönlichen Dokumenten des Zarenpaars. Wir bringen im „Bunten Bogen“ dieses Heftes eine eingehende, durch Auszüge ergänzte und belebte Würdigung dieses erschütternden Werkes, das zu den bedeutendsten Veröffentlichungen über die Tragödie Rußlands gehört.

Hinter den Kulissen. Theatererinnerungen von Artur Wehrlin (Hamburg, Rufus-Verlags-gesellschaft).

Leicht hingeworfene Erinnerungen aus 33 Jahren Theater, bunt und zusammenhanglos, meist auf eine heitere Note gestimmt und nur gelegentlich ernstere Töne anschlagend. Das meiste trägt aneddotischen Charakter. Ein paar Striche, ein kleines Erlebnis — und eine Theaterpersönlichkeit steht lebendig vor uns. Natürlich fehlt es auch nicht an allerlei kleinen Bosheiten gegen große und kleine Kollegen — die gehören nun einmal zum Schauspielerei wie die Dörfel zum Hasen. Ein kurzweiliges und doch recht inhaltreiches Buch.

Das gediegene Weihnachtsgeschenk!



Das Buch für Jugend und Erwachsene:

Kapitän Kircheiß Meine Weltumsegelung

Das Buch ist in folgenden Ausgaben zu haben:

1. Leinenband mit Goldpressung, blütenweißes, holzfreies Papier, 100 Bilder in Kupfertiefdruck, Vierfarbendruck-Deckelbild Preis RM. **5.—**
2. Halblederband, auf Büten gedruckt, mit Buntschnitt oder Goldschnitt Preis RM. **12.—**
3. Ganzlederband, auf Büten gedruckt, mit Goldschnitt, 100 Stück numeriert und vom Verfasser gezeichnet Preis RM. **25.—**

Hindenburg schreibt: „Ich habe das Werk mit Interesse gelesen und bin Ihrer kühnen Fahrt mit aufrichtiger Teilnahme gefolgt.“

In wenigen Wochen in 2. Auflage erschienen. (21. bis 40. Tausend)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Beachten Sie den Artikel in der Novembernummer der Bergstadt „Aus neuen Büchern“, Seite 189 (mit Bildern)

KRIBE-VERLAG, BERLIN N 113

Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamt-schlesischen Raume. Herausgegeben vom Ausschuß der schlesischen Kulturwochen. Mit zwei vierfarbigen, acht schwarzen Bildbeigaben und einer zweifarbigem Karte des schlesischen Sprachgebietes (Breslau, Verlag Wilh. Gottl. Korn; in Ganzleinen 4 RM.).

Seit dem Jahre 1925 werden alljährlich in verschiedenen Teilen des jüdetendeutschen Landes „Schlesische Kulturwochen“ abgehalten, die den Zweck haben, den gesamt-schlesischen Stammesgedanken lebendig und sichtbar zu machen. Wenn man von Schlesiern spricht, denkt man gewöhnlich an die Bevölkerung Deutsch-Schlesiens und vergißt dabei, daß jenseits der tschechischen Grenzen noch 1 200 000 Schlesiern wohnen. Die bisherigen Kulturwochen in Reichenberg, Troppau, Hohenelbe und Mährisch-Schönberg haben gezeigt, wie stark die natürlichen Zusammenhänge der schlesischen Stammeiteile beiderseits der Sudeten trotz der politischen Grenze sind und wie leicht es ist, durch Betonung des gemeinsamen Stammesmäßigen einander nahe zu kommen und so künftig mehr als bisher in allem zusammenzuarbeiten, was das gesamt-schlesische Volk im besonderen angeht. Aber so sehr die Stammeskulturwochen sich bewährt haben, wirken sie doch im wesentlichen nur auf einen beschränkten Teil der gemeinsamen großen Heimat ein. Um den Gedanken des engen Kulturzusammenhanges der Schlesiern diesseits und jenseits der Sudeten zu betonen und in weitere Kreise zu tragen, hat der Gesamtausschuß der Schlesischen Kulturwochen die Herausgabe eines **Schlesischen Jahrbuches** beschlossen. Das erste dieser Jahrbücher ist jeben erschienen. Es bringt auf 160 Seiten vollständig gehaltene, aber auf wissenschaftlicher Grundlage stehende Aufsätze über

gesamt-schlesische Sprache, Literatur und Kunst, Volkskunde und Kunstgewerbe, Landeskunde und Geschichte, Handel und Industrie in ihren Beziehungen zwischen hüben und drüben. Daneben stehen literarische Beiträge schlesischer Schriftsteller, Novellen, Skizzen und Gedichte. Zwei mehrfarbige und acht einfarbige Kunstblätter schmücken den Band, dem man auch jenseits der schlesischen Grenzen weiteste Verbreitung wünschen möchte, da es sich hier um Fragen handelt, die über die lokale Bedeutung hinaus das gesamte deutsche Volk angehen.

Kinderpielzeug aus alter Zeit. Eine Geschichte des Spielzeugs von Karl Gröber. 63 S. Text und 306 Abbildungen auf Tafeln (Berlin, Deutscher Kunstverlag; in Ganzleinen 32 RM.).

Wir besaßen bis vor kurzem keine zusammenfassende Geschichte des Kinderpielzeugs. Das ist eigentlich merkwürdig in einem Lande, das seine Spielwaren in die Kinderstuben der ganzen Welt schickt, und bei einem Volke, das so starke historische Neigungen besitzt wie das unsrige. Nun hat Karl Gröber diese Lücke unseres Schrifttums ausgefüllt und zwar in Gestalt eines nach Inhalt und Ausstattung muster-gültigen Wertes. In Wort und Bild stellt er die Rolle des Kinderpielzeugs im Kulturkreise des Abendlandes dar und schildert seine Entwicklung von der Antike bis zum Beginn der modernen Spielzeugindustrie. Gern läßt man sich an der Hand dieses prachtvollen Buches in das Paradies der Kindheit zurückführen, weilt sinnend bei der Betrachtung all dieser kleinen Dinge, die einem selber einmal die Welt bedeutet haben oder die als Kind zu besitzen höchstes Glück gewesen wäre. Zwar haben sich im Laufe der Jahrhunderte, die hier an uns vorüberziehen, die Formen mannigfach ge-

Jäger und Wild in Reim und Bild

Karikaturen und Verse von Fred Carganico

Eine Sammlung feinen und derben Jägerhumors in Versen mit über 150 köstlichen Original-Zeichnungen, zum Teil in Buntdruck

Fred Carganico, unter den Jägern hinreichend verdächtig der tollsten Satire, hat wieder einmal in voller Jagdausrüstung den geflügelten Kronenzehner bestiegen, um den Weibgenossen allerhand Drolliges in Wort und Bild zu versetzen. Zum Wort ist nicht viel zu sagen; jedermann kennt die bei aller Schärfe dennoch versöhnende Lästereien des Wilhelm Busch im grünen Kleid; zum Bild auch nur, daß besagter Wilhelm Busch sich seines Nachfahren nicht zu schämen braucht. Beschreiben lassen sich diese prächtigen, farbig gedruckten biblischen Satiren nur unvollkommen; man muß sie sehen. Man wird abwechselnd schmunzeln und hell aufschauen, wenn man in den über 100 Zeichnungen alle alten Bekannten wiedertrifft, dazu die neuen: den Raffke nebst Gemahlin, das Maschinengewehr, die Rabiobrunst, die Wandervogel und vieles andere mehr. Mehr ist nicht zu sagen, braucht auch nicht gesagt zu werden.
(Deutsche Tageszeitung, Berlin)

Preis
gebunden 5 — RM.
kartoniert 4.50 RM.
broschiert 4.— RM.



Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen
und den

Verlag Wilh. Gottl. Korn
Breslau 1

25 Jahre Süddeutsche Monatshefte

Im Oktober 1928 traten die Süddeutschen Monatshefte in das 2. Vierteljahrhundert ihres Bestehens ein. Vom 26. Jahrgang liegen folgende Hefte vor:

Mystik

Das Heft gibt Einblick in die mystischen Strömungen als reale geistige Macht, die das Gesamtbild der Gegenwart wesentlich mitbestimmend beeinflusst. Aus dem Inhalt: O. Karrer, Mystik und Dogma / G. Wunderle, Ascese und Mystik / E. Mattiesen, Mystik und Metapsychologie / T. Melhardt, Sprache, Mystik, Offenbarung / J. Bernhart, Soziologie der Mystik / A. Levasti, Italienische Mystik / N. v. Arseniew, Mystik der orthodoxen Kirche / L. Baeck, Mystik im Judentum / D. Baumgardt, Mystik in der nachkantischen Philosophie / J. Ancelet-Hustache, Deutsche Mystik in Frankreich / J. Rufus, Mystik in Amerika.

Preis des Heftes RM. 1.75

Sudetendeutschtum

Eine wichtige Ergänzung zu unseren früheren Heften über das Grenz- und Auslandsdeutschtum! Aus dem Inhalt: E. Gierach, Geschichtliches / E. Lehmann, Land und Volk / H. Hartl, Politik / F. Spina, Aktivismus / W. Medinger, Minderheitenpolitik und Völkerbund / F. Arens, Die nationalwirtschaftliche Lage / Hubert Preibsch, Landwirtschaft / Volksschulen / A. Rzach, Die deutschen Hochschulen / R. Lochner, Volksbildungswesen / E. Hartwich, Schutzvereine / F. Haßold, Die deutsche Presse / K. Eßl, Das Schrifttum / M. Kaulfersch, Die deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste / O. Kletzl, Bildende Kunst / Erich Steinhard, Musik

Preis des Heftes RM. 1.75

Als Weihnachtsnummer erscheint demnächst:

Wohltäter der Menschheit

Ein echtes Weihnachtsheft, das den Männern der lebendigen, wirkenden Caritas gewidmet ist. All die großen Wohltäter der Menschheit und ihre Werke finden in diesem Heft eingehende Würdigung; von den vielen Namen nur einige: Friedrich v. Spec, J. Howard, Don G. Bosco, J. Probst, Dom. Ringeisen, M. Gerle, J. E. Wagner, H. Dunant, A. H. Francke, Fr. v. Bodelschwingh, J. H. Wichern, W. Löhe, A. Kolping, Gen. Booth usw. Unter den Verfassern der einzelnen Beiträge finden sich Peter Dörfler, Jos. Bernhart, G. v. Bodelschwingh, Geh. Rat Pfeilschifter, Ruth Schaumann, Harold Picton und viele andere bekannte, in der caritativen Bewegung tätige Persönlichkeiten.

Preis des Einzelheftes RM. 1.75

Vierteljahresbezug . . RM. 4.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; wo keine am Platze durch den

Verlag der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H.
München Amalienstr. 6, I

ändert, aber der Kern ist der gleiche heute wie ehedem: die Lust des Kindes am Spiel, die Freude am Nachahmen des Erschauten, der Gegenstände seiner Umgebung oder der Tätigkeit der Erwachsenen. Es ist erstaunlich, welche Fülle von exakter Beobachtung, von Humor und Phantasie, von Bastel- freude und Handfertigkeit sich im Spielzeug spiegelt, wie viele erhellende Streiflichter aus diesem Winkel auf die allgemeine Kulturentwicklung des Abendlandes fallen. Aber nicht nur den Historiker geht dieses Buch an, sondern jeden, der mit Ernst und Bedacht das Spielzeug für seine Kinder auswählt, und nicht zuletzt auch diejenigen, die sich mit der Spielzeugherstellung befassen. Sie finden hier viel Mustergültiges vereinigt, das ihnen Vorbild und Richtschnur bei ihrer Arbeit, deren erzieherischen Wert wir heute voll zu schätzen wissen, sein kann. So wächst Gröbers Buch aus dem Rahmen des Geschichtlichen hinaus zu lebendiger Wirkung. Auch rein äußerlich verdient das Werk höchstes Lob: Text, Bilder und Einband vereinigen sich zu einem schönen harmonischen Ganzen, so daß neben Geist und Herz auch das Auge zu seinem Rechte kommt.

Frithjof Nansen: **Vetrogenes Volk.** Eine Studienreise durch Georgien und Armenien als Oberkommissar des Völkerbundes. Mit 45 Abbildungen und 3 Karten (Leipzig, F. A. Brockhaus; geh. 14, in Leinen 16 RM.)

Hat je ein unglücklicheres Volk auf Erden gelebt als das armenische? Sein Weg durch die Geschichte ist eine ununterbrochene Kette von Leiden bis hin zu jener furchtbaren Zeit, da die Türken den Weltkrieg dazu benutzten, das ihnen verhaßte Volk vom Erdboden zu vertilgen. Für die Waffenhilfe, die die Armenier während des Krieges den Alliierten leisteten, erhielten sie die Freiheit zu geschert. Wie schmächtig die „Siegerstaaten“ das kleine blutende Volk, das, wie Nansen sarkastisch bemerkt, „keine Ölfelder und Goldminen besitzt“, im Stiche gelassen haben, das schildert der große Menschenfreund in dem vorliegenden Buche mit einer von Empörung durchzitterten Sprache. Vom Völkerbunde beauftragt, ist der fast Siebzugjährige zu Fuß, zu Pferd und Wagen durch Armenien gezogen, an verfallenen Trümmerstätten, an zerstörten Palästen und verbrannten Hütten vorüber. Menschen schrien ihn um Hilfe an, Kinder streckten ihre mageren Arme nach ihm aus. Fieberhaft ging der alte Kämpfer an die Arbeit, Er eilte nach Genf, um Geld für Kanäle zu fordern, die dem Lande Fruchtbarkeit bringen sollten. Der Völkerbund hörte seine leidenschaftlichen Proteste an und nahm sie — zu den Akten. Man hatte ein Gutachten von Nansen gefordert, und mit dieser schönen Geste glaubte man dem armen Volk wohl genügend geholfen zu haben. Aber man hatte Nansen unterschätzt. Der Oberkommissar des Völkerbundes wandte sich gegen den Völkerbund und appellierte an das Weltgewissen. Er schrieb sein von allem Menschlichen erfülltes Buch „Vetrogenes Volk“, schrieb es mit dem strömenden Blut seines warmen Herzens, bald voll Mitleid und Weh, um dann plötzlich vor dem Antlitz der Welt als ein im Heiligsten verwundeter Mensch blutende Wunden mit einem Sarkasmus aufzureißen, den man bisher bei ihm noch nicht kannte. „Wehe dem armenischen Volke,“ so ruft er aus, „daß es in die europäische Politik verwickelt wurde! Ihm wäre besser, wenn sein Name nie im Munde eines europäischen Diplomaten gewesen wäre!“ Trotzdem hat der edle Menschenfreund den Glauben an das Licht nicht verloren. — Das arme armenische Volk wartet!

Hahnische Buchhandlung, Hannover

Briefe von Theodor Billroth herausgegeben von Dr. med. G. Fischer. 9. Auflage Geb. RM. 7.50
 „Ein Strauß edler Blumen, die auf dem Boden vornehmster Denktiefe, eines allumfassenden Wissens und besten Herzens entsprossen, ewig blühen und ewig duften.“
 (Prager med. Wochenblatt)

Boché, Dr. G., Vom Niederrhein ins Vatterland — Nach 40 Jahren Kriegesheimkehr ins Vaterland. Geb. RM. 8.—

Das Buch festelt ebenso durch seinen Inhalt wie durch den köstlichen Humor und die gewandte Schreibweise — voll Vaterlandsliebe, Geist und Humor!

Daniloff, J. N., Dem Zusammenbruch entgegen. Ein Abschnitt aus der letzten Epoche der russischen Monarchie. Geb. RM. 11.—

Der Verfasser, ehemaliger Generalquartiermeister der russischen Armee, schildert die Tragödie im Osten, bei der er Zeuge und Mitspieler war und gibt ein lebenswarmes Bild der Vorgänge, die zum Sturze des Hauses Romanow führten.

Meinardus, Wilh., Prof. Dr., Allgem. Länderkunde Teil IV; Prof. Dr. Fris Nachatschel (Neu!) Nordamerika. RM. 6.—

Selbständige Fortsetzung des Lehrbuches der Geographie „Erdkunde“ von Herm. Wagner. Vollständig bis 1930 in 7 Teilen.

Ullmann-Gréthy, Dr. J., Kämpfen — nicht leiden. Gebunden RM. 2.60.

Ein wertvoller Ratgeber für Lebensklugheit und Zufriedenheit! Behandelt auch die wichtigen Probleme der Selbst- und der Kindererziehung.

Wagner, Herm., Lehrbuch der Geographie. Allgemeine Erdkunde. 1. Teil: Einleitung. Mathematische Geographie. Geb. RM. 5.— 2. Teil: Physische Geographie. (Wesentlich umgearbeitet.) Geb. RM. 6.— 3. Teil (Schluß): Biologische Geographie. Anthropogeographie Geb. RM. 7.— Fortsetzung lieb. **Meinardus.**

Meister Tobias

Die lustige Geschichte eines bergischen Schelm's erzählt von Rudolf Roth

Vor hundert Jahren und mehr lebte in und um Altenberg bei Köln im stillen Dhünntale ein gar lustiger und g'liebener Wicht, dessen Späße und Streiche heute noch bei den Landeleuten von Mund zu Mund gehen und immer wieder gerne gehört werden. In dem vorliegenden auch hier dieselben schon gesammelt, gesichtet und zeitgeschichtlich und richtig gestaltet. Das so entstandene Werk ist ein richtiges Volksbuch, was bereits der stückweise Vorabdruck in verschiedenen Tageszeitungen bewiesen hat. Schon die Kapitelüberschriften zeigen, wie kurzweilig und unterhaltend dieses Heimatbuch ist:

Geburt und Taufe. — Jugenbstreiche. — Tobias wird zum Tode verurteilt — Vater Hilbebrand. — Die Weinprobe. — Der eierlege Wäch. — Der Schäferhund lernt lesen. — Der durchgefallene Festprediger. — Die Sünde des Herrn Paulus. — Vom schwärzigen Abt und dem tauben Richter. — Der Herr Nibellemang. — Tobias wird Küster. — Die Ratsherren zu Köln. — Die Holzstellung. — Ein Pferdetausch. — Tobias, der Rausbold. — Tobias handelt mit Karstoffeln und wird Freimaurer. — Der Burgtobes läuft Sturm. — Meister Tobias wird Uhrmacher. — Lebensabend und Tod.

Der natürliche Humor des Buches kommt voll und spricht zum Herzen; es ist ein echt bergisch-rheinisches Hausbuch, das wegen seines einwandfreien Inhalts auch jugendlichen Lesern ohne Bedenken in die Hand gegeben werden kann.

Halbleinband mit holzfreiem Papier. Preis RM. 3.—

Nieder-Rheinischer Verlag
 Burg an der Wupper

Kinder- und Jugendbücher

Die Bilderbuch-Verleger sind auch in diesem Jahr recht fleißig gewesen. Eigentlich wieder zu fleißig, wenn man diese kleine Welt vom Standpunkt des um die Vorweihnachtszeit doppelt geplagten Rezensenten betrachtet, aber sicherlich noch lange nicht fleißig genug für die Wünsche der Kleinen, die so tausendfältig sind wie ihre Stupsnasen.

An der Spitze soll diesmal ein Jubilar stehen. Vor 10 Jahren hat der Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg mit der Herausgabe von Kinder- und Jugendbüchern begonnen und während dieser Zeit eine vorbildliche Tätigkeit auf dem Gebiet des Kinderbuches entfaltet. Auch unter den Neuerscheinungen findet sich wieder mancherlei, das in Text und Bild musterhaft ist. Z. B. die köstliche Tiergeschichte „**Müppchen hat Zahnschmerzen**“ mit Versen von Karlheinz Ohlenborff und Bildern von Helmut Starbina, die so lustig sind, daß man darüber das Lachen lernt, falls man es noch nicht können sollte (Preis 3,20 RM.). — Sehr hübsch ist auch die Verserzählung von **Grinbart, dem Moosmännchen**, die Else Wenz-Vietor mit wundervollen Bildern durchseht hat, wie eben nur sie sie zeichnen kann (Preis 3,80 RM.). — Von drei Schneiderlein, die der gute Himmelspförtner Petrus eigentlich gegen alle Ordnung in den Himmel einläßt, nachdem sie die ihnen aufgetragenen Meisterstücke gemacht haben, erzählt das **Märlein von den drei Schneiderlein**, mit Versen von Anna Böhm und Zeichnungen von Richard Schaupp (Preis 3,— RM.). — **Andersens Däumelchen**, das dem Samenorn entsprungene, gehört zu den lieblichsten Märchenfiguren. Eine bessere Illustratorin als Else Wenz-Vietor hätte der Verlag gerade für dieses Buch nicht finden können. Ihre Bilder sind von hauchartiger Feinheit (Preis 3,80 RM.). — Wie Kasperle der langweiligen guten Stube der Frau Dicklich entrinnt und mit seinem neuen gütigen Herrn ein lustiges Wanderleben führt, das hat Albert Sirtus in dem **Lustigen Kasperlebuch** mit viel Humor geschildert, und Helmut Starbina hat ihm dabei mit seinen Bildern gute Kameradschaft geleistet (Preis 3,20 RM.). — Eine bunte Schar von Tieren, begleitet von drolligen Negerlein, zieht in der **lustigen Zietschau** an uns vorüber, deren Bilder und Verse von Karl Rohr so gestaltet sind, daß das Kind sich diesem Bilderbuch mit Lust hingeben wird (Preis 3,— RM.). — Englische Texte liegen dem **kleinen schwarzen Sambo** und dem **Puppenmeister** zugrunde. Sambo, der kleine gernegroße Negerbub, verliert seine schöne, rote Jacke, seine himmelblaue Hose, seine korallenroten Schuhe und seinen grünen Schirm, auf den er besonders stolz ist, an die Tiger des Dschungels. Köstlich ist, wie das gerechte Schicksal zum Schluß den Ausgleich schafft. Helmut Starbina hat die Bilder des englischen Originals durch farbenprächtige, dem deutschen Kinde angepaßte neue Zeichnungen ganz ausgezeichnet ersetzt (Preis 3,20 RM.). Der Puppenmeister ist eine „schrecklich“ spannende Geschichte von gestohlenen und nach vielen Abenteuern wiedergefundenen Marionetten. Hildegard Weitschke hat sie mit seinen farbigen und schwarzen Zeichnungen illustriert (Preis 3,80 RM.).

Viel Schönes ist auch unter den neuen Bilderbüchern des Verlages F. F. Schreiber in Eßlingen. Zwei als Bilderbuchpuppen ausgestanzte Bändchen, deren Bilder und Verse von Karl Rohr stammen, mögen an der Spitze stehen: **Der kleine Teddy**, eine lustige Varengegeschichte (Preis 0,80 RM.), und **Fritz und Franz**, die übermütige Geschichte einer schwarz-weißen Freundschaft (Preis 1,80 RM.). — Zum Dr. Heuschreck, dem **Käferdoktor**, in dessen

Der Wunsch eines jeden Menschen ist, die Welt zu kennen

Wissen Sie, daß Sie sich diesen Wunsch erfüllen können?

Seit einigen Jahren erscheint in unserem Verlag die große Kosmographie **Orbis Terrarum**, die Länder der Erde im Bild. Jeder Band zeigt etwa 300 ganzseitige künstlerische Aufnahmen, die ausdrücklich für den **Orbis Terrarum** angefertigt wurden. Jeder Band gibt einen vollkommenen Überblick über Baukunst, Landschaft und Volksleben. Er ist als Erlebnisinhalt einer Reise gleich.

Bisher erschienen 16 Bände. Das ganze Werk wird 33 Bände mit etwa 10 000 Abbildungen umfassen. Jeder Band kostet Mk. 26,— in Leinen gebunden, für Subskribenten Mk. 24,—.

Bisher erschienen:

- Ernst Boerschmann: Baukunst und Landschaft in China.
Hugo Brehme: Mexiko.
Karl Gröber: Palästina, Arabien und Syrien.
Louis Hamilton: Canada.
Kurt Hielscher: Deutschland.
Kurt Hielscher: Italien.
Kurt Hielscher: Jugoslawien.
Kurt Hielscher: Österreich.
Kurt Hielscher: Das unbekanntes Spanien.
Hanns Holdt: Griechenland.
E. O. Hoppé: England.
E. O. Hoppé: Das romantische Amerika.
Martin Hürlmann: Frankreich.
Martin Hürlmann: Indien.
Ernst Kühnel: Nordafrika (Tripolis, Tunis, Algier, Marokko).
Rördam/Klein/Caspari/Öquist: Skandinavien.

Wir senden Ihnen gern unberechnet einen Prospekt mit sechzehn ganzseitigen Kunststrucken. Fordern Sie diesen von uns ein!

Verlag Ernst Wasmuth A G., Berlin W 8

ZU WEIHNACHTEN NUR Biographien

DIE GROSSE MODE

Die Dame

von heute liest Biographien nicht nur, weil es modern ist, sondern um den Ansprüchen unserer Zeit zu genügen. Wie man vor 20 Jahren für ungebildet zu gelten befürchten mußte, wenn man die großen Romane von Tolstol und Dostojewski nicht gelesen hatte, so ist es heute unbedingt nötig, von den bedeutenden Biographen sich Leben und Schicksal der Großen zeigen zu lassen. Die gebildete Dame geht nicht achtlos an den Neuerscheinungen auf dem Biographienmarke vorüber. In der seit Jahrzehnten bewährten Biographiensammlung „Geisteshelden“ sind soeben erschienen:

Tolstol von Prof. Dr. Philipp Witkop **7.50 RM.**

Fontane von Dr. Heinrich Spiro **10.00 RM.**

Glänzende Kritiken empfehlen diese hervorragenden Neuerscheinungen. Ihr Buchhändler zeigt Ihnen mit dem größten Vergnügen ohne jede Verbindlichkeit diese und auch andere Bände der Biographiensammlung „Geisteshelden“ (z. B. Raabe, Spinoza, Shakespeare, Luther usw.)

**A. ZIEMSEN VERLAG WITTENBERG
BEZ. HALLE**

★

Ein neuer Novellenband von

HANS FRANCK

Recht ist Unrecht

Neun Novellen um Eine Wahrheit

600 Seiten. Broschiert RM. 7.—, Leinen 10.—. Hans Franck vereinigt unter dem aufrüttelnden Titel „Recht ist Unrecht“ neun stark bewegte Novellen, in denen unabänderliches Geschehen wie elementare Gewalt eines Stromes mitreißt. Alle neun Novellen gelten in ihrer Vielgestalt dem großen Kernproblem, das der Titel kennzeichnet. Aus dem Widerspruch zwischen irdischem Recht und den ewigen, über alle Abgrenzungen hinaustreibenden Kräften des Lebens gehen die teils tragisch verlaufenden, teils zu höherer Daseinsform führenden Konflikte hervor. Über das unzulängliche Recht führt der erschütternde Novellenzyklus zu den unbegrenzten, unantastbaren, ewigen Rechten des Menschentums. Ein schicksalbeladenes Buch, das einer Entwicklung zu vertiefter Rechtsauffassung Wege weist und in seiner hervorragenden Psychologie durchaus modern ist.

★

Ein neuer großer Erzähler:

JOSEF KALLINIKOW

Frauen und Mönche

Roman (1042 Seiten). Aus dem Russischen von Wolfgang E. Groeger. Geleitwort von Werner Mahrholz. Erste vollständige Ausgabe des Werkes nach dem Manuskript. (Das 9. Buch, in Rußland verboten, wird zum ersten Male in der vorliegenden Übertragung veröffentlicht.) 2 Bände. Broschiert RM. 12.—, flexible Leinenbände RM. 16.—. „Frauen und Mönche“ sind wie Lesskows „Klerisei“ ein Priester- und Mönchsroman, nach Lesslow wohl die erste größere erzählende Dichtung, die in diesem Milieu spielt. Kallinikows Mönche und Nonnen sind keine Heiligen, sondern durchweg arme Sünder, Menschen, die von ihren menschlichen (oder tierischen) Trieben und Gelüsten immer wieder überwältigt werden.

(Prof. Dr. Arthur Luther in „Osteuropa“)

★

Eine zarte Dichtung für besinnliche Leser:

RUDOLF PAULSEN

Das verwirklichte Bild

Novelle. Broschiert RM. 4.—, Leinen RM. 6.—. Eine Novelle Maeterlindscher Prägung in feinstilistischer Form, von Philosophie, Mystik und Romantik durchzogen. Der Held der Novelle ringt um die Erkenntnis der von der Religion gesuchten Dreifaltigkeit der Frau: Madonna, Mutter, Geliebte. — Der Frau wird mit diesem Werk der edelste Schmuck gereicht.

H. HAESSEL-VERLAG, LEIPZIG C I

★

Sprechstunde es sehr lebhaft und interessant zugeht, führen Irene Beck und Peter Gisinger ihre kleinen Leser (Preis 2,80 RM.). — Von **Christkinds Erdenfahrt**, die ihm viel Mühe und Plage bringt, erzählen H. Meizner und E. Steigerwald in hübschen Versen und Bildern (Preis 2,80 RM.). — Der Verlag hat diese Bilder auch zu einem Advents-Altreichkalender zusammengestellt, der vortrefflich geeignet ist, den Kleinen über die erwartungsvollen Vorweihnachtswochen hinwegzuhelfen (Preis 1,20 RM.). Eine von Fröhlichkeit und Sonnenschein durchleuchtete Kindergabe haben F. Mauder und H. Schieder in ihrem Gedicht- und Bilderbuch „**Ein Kindertag**“ geschaffen, das ein Geschwisterpaar auf ihrem Tagesweg vom Hahnenstreich am Morgen bis zum Traumputz in der Nacht begleitet (Preis 3,20 RM.). — Von einigen der beliebtesten Kinderbücher der Sibylle von Ulfers sind kleine Ausgaben erschienen, so von **Marilench** und vom **Prinzschön im Walde** (Preis 1,60 RM.).

Im Verlage von Schneider erscheinen auch die bekannten **Beschäftigungsbücher**, deren stattliche Sammlung auch in diesem Jahre wieder um ein paar Neuheiten vermehrt worden ist, so um die Bände: „**Wie druckt man mit Stempeln von Aort, Gummi und Kartoffeln**“ (Preis 2,— RM.); „**Der Holz- und Linolschnitt**“ (Preis 1,20 RM.); „**Papparbeiten**“ (Preis 2,— RM.); „**Winnemwinden**“ (Preis 1,70 RM.); „**Von Wagen und Wiegen**“ und „**Rolle und Welle**“ (Preis je 1,40 RM.). Diese Bändchen weisen Jüngens und Mädchen die Wege zu sinnvollem Zeitvertreib. Die Basterei gehört ja von jeher zu den Lieblingsbeschäftigungen der Jugend, und es gibt auch erwachsene Männer genug, die in diesem Punkte immer ein Kind bleiben und denen der Umgang mit Säge und Hammer oder mit Feile und Schnitzmesser willkommene Ausspannung von der Berufsarbeit bringt. Das bei der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienene große **Bastlerbuch** braucht daher um seinen Erfolg nicht bange zu sein. Es wird Freunde genug finden, zumal da es eine solche Fülle von Anleitungen, Beschreibungen, physikalischen Experimenten und technischen Kniffen enthält, daß auch der erfahrenste Bastler aus ihm noch allerlei lernen kann.

Zwei reizende kleine Kinderbücher hat der Verlag Kösel u. Pustet in München herausgebracht. Kleine Berslein von Bessy Drey, Zweizeiler, die mit wenigen Worten viel sagen, einprägsam sind und ungezwungen, verbinden sich mit sinnigen farbigen Bildern von Dorothea Brockmann zu einer harmonischen Einheit. Das eine der Bändchen behandelt die **Schöpfungsgeschichte**, das andere bringt **Heiligengeschichten**, die dem kindlichen Gefühls- und Vorstellungskreis besonders nahestehen.

Im gleichen Verlag ist eine mit seinem Geschmack und sicherem Gefühl für das kindliche Fühlen und Denken zusammengestellte Sammlung alter Legenden, **„Vom Heiland und seinen Freunden“** erschienen. Johanna Arnzen hat gut daran getan, die alten Formen der Überlieferung zu erhalten und nur da mit behutsamer Hand zu ändern, wo das Verständnis des Kindes es zu fordern schien. Mit den gefühlvollen Scherenschnitten von F. Meizner ist so ein hübsches Buch entstanden, das des Beifalls des jugendlichen Lesers gewiß kein darf.

In der Kinderbücherreihe „**Sonne und Regen im Kinderland**“ (Stuttgart, D. Gurdert Verlag; Pr. je 0,85 RM.) liegen zwei neue Bändchen vor: Anni Geiger-Gogs „**Schlampfer**“, eine rührende Geschichte von einem Hunde, drei Geschwistern und einem Blinden, und „**Atsu San's Spiegel**“, drei sinnvolle Märchen aus Alt-Japan mit Originalzeichnungen von Shuji Kume.

„**Verjüngene Volksmärchen**“ hat Ernst Lorenzen in einer schönen, im Verlag von Hegel u. Schade in Leipzig erschienenen Sammlung ans Licht gehoben (Ganzleinenband 10,— RM.). Neben den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, die sich fast ausschließlich auf heffisches und westfälisches Sagenut beschränken, sind die Märchen der übrigen deutschen Volksstämme bisher etwas stiefmütterlich behandelt worden. Wohl hat man sie mit Eifer gesammelt — nicht weniger als 130 solcher Sammlungen gibt es —, aber man hat es unterlassen, sie nun auch wirklich für das Volk wieder lebendig zu machen. Sie haben in den Bibliotheken geschlummert, bis Lorenzen sie jetzt zu wecken gewagt hat, indem er die schönsten Märchen aus Nord und Süd, aus Ost und West unseres Vaterlandes zu einem neuen Hausbuch deutscher Märchen zusammengestellt hat. In Fritz Grottemeyer hat er einen Künstler gefunden, der den feinen romantischen Geist und den erdnahen Duft des Märchens in Bildern zu fassen verstanden hat. — In dem gleichen Verlag sind ein paar lustige Kinderbücher erschienen. „**Ein froher Kindertag**“ mit Bildern von Otto Schubert und Versen von Herbert Roth (Preis 3,50 RM.). „**Die Zwergeisenbahn**“ mit ausgezeichneten farbenfrohen Bildern von Ernst Kufzer und Versen von Albert Sirtus (Preis 3,80 RM.) und „**D, ihr Affen!**“, eine Sammlung sehr lustiger Bilder von Reinhold Hansche (Preis 3,50 RM.).

Zwei nachdenkliche Märchen, eins von einer eiteln goldenen Luß und einem gemütlichen pausbäckigen Apfel, die sich an einem Weihnachtsbaum gegengen, und ein zweites, das von den Abenteuern erzählt, die Sabine, die Ente, auf ihrem Ausfluge in die weite Welt erlebt, halten gute Nachbarschaft

Schlesische Monatshefte

Eine Helmatzeitschrift von wirklich ausgeprägter und hoher Eigenart

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Helmatkunde moderner Haltung sondern zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schreibenden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und europäischen verbinden.
(Aus unserer Anerkennungsmappe)

Das repräsentative Organ für Kultur und Schrifttum der Helmat

Monatlich 1.—RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeile frei durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83

Seit dem Jahre 1832 bin ich als Lieferant feiner Flaschenweine bekannt.

Christian Jos. Trimborn, Köln am Rhein

Weingutsbesitzer und Wein-Großkellerei

Angenehme Lieferungs- und Zahlungsbedingungen

Verlangen Sie meine Preisliste Nr. 227.

in dem Märchenbuche „Die goldene Auz“, zu dem Ernst Kuper entzückende Bilder gemalt und gezeichnet hat (Stuttgart, Union).

Das Beste, was Ernst Kuper in diesem Jahr geschaffen hat, sind die Bilder zu dem von Charles Dieck herausgegebenen Kinderbuch „**Heute fährt der Extrazug!**“. In den schönen, drolligen und so naturwahren farbigen Bildern dieses Buches hat man auch als Erwachsener noch seine Freude. Das gilt auch von den launigen Versen Adolf Hofstz. Hier wird tatsächlich einmal etwas anderes geboten als gewöhnlich. Eine ganze große Ferienreise von Hans und Liese unter Begleitung von Onkel Lutz und Tante Li. Was sich da nicht alles an Abenteuern ereignet! Ein Bilderbuch, wie Kinder es sich wünschen! Besonders Spaß werden den Kindern die dem Buche beigegebenen Eisenbahnsafarthen machen. Erschienen ist es im Stuttgarter Verlag der Kinderbücher Dieck u. Co. und kostet mit seinen 44 vielfach ganzseitigen farbigen Bildern 6 M.

Ein lustiges, vergnügliches Geschichtenbuch, wie Kinder es lieben, sind die „**Verhexten Späzen**“ von Sophie Kloerch (mit 18 farb. Textbildern von Hof Winkler; Stuttgart, Thienemann; Halbl. 2 M.). Die Sechs- bis Zehnjährigen finden hier ihre eigene Welt wieder, lesen von Beschäftigungen aller Art und neuen Spielen und werden sich in der vergnügten Gesellschaft, in die sie hier geraten, wohl fühlen.

Nomni, der junge Isländer, der durch Jón Svenssons Bücher den Weg zu den Herzen der jungen deutschen Leser gefunden hat, erzählt in dem neuesten Bande „**Auf Skjalon**“ drei Erlebnisse seiner isländischen Jugendjahre und schildert in zwei Blandereien die herbe Schönheit seiner Heimatpinsel und seine erste Begegnung mit den Dänen. Wieder ein Buch voller Naturverbundenheit und Erdgeruch, voller Herbheit und Frische, das man gerne in den Händen recht vieler Jungen sehen möchte. Das neue Nomni-Buch, das Ernst Liebermann illustriert hat, ist wie die früheren im Herderschen Verlag in Freiburg i. Br. erschienen (in Leinenband 4 M.). — Ebenort sind zwei hübsche Tiererzählungen zu haben: „**Die Kagenburg**“ von Wilhelm Matthiesen, eine Kagengeschichte, die reich an Handlung und Spannung ist und in der sich alle Feld- und Waldgeister ein fröhliches Stelldichein geben (mit Bildern von Joh. Thiel, Leinenband 4,40 M.), und **Til und Tak**, eine Träbengeschichte von Victoria Kover, die viel Interessantes und Wissenswertes von den Krähen zu erzählen weiß. Den Jungen und Mädchen von 9–14 Jahren wird das Buch gewiß gefallen, weil viel darin „passiert“ (mit Bildern von Aug. Braun; Leinenband 3,20 M.). — Kleineren Jungen wird die Geschichte von „**Blauhöschchen und Notröschchen**“ viel Vergnügen machen, die Victoria Kover geschrieben und Joh. Thiel mit hübschen Bildern illustriert hat (Freiburg, Herder; Leinenband 3 M.). Blauhöschchen und Notröschchen sind zwei Jahrmarktstulfbalkone, die auf Erden vielerlei erleben und schließlich zum Monde durchbrechen.

Ernst Eimer, durch seine schlichten Bilder aus dem Bauernleben bekannt, hat durch gelegentliche Veröffentlichung kleiner Skizzen schon bewiesen, daß er nicht nur mit dem Pinsel, sondern auch mit der Schreibfeder umzugehen weiß. Jetzt hat er sich in einer größeren Jugendberzählung „**Christian, der Dorfjunge**“ versucht (Neutlingen, Enßlin u. Laiblin), in der er seinen jungen Lesern Gelegenheit gibt, in Text und Bild einen kleinen Dorfbuben durch den Ablauf eines Jahres hin zu begleiten und mit ihm an Neujahr und Ostern, Kirchweih und Kartoffelernte, Schlachtfest und Weihnachten zu feiern.

Großer Beliebtheit erfreuen sich nach wie vor bei Jungen und Mädchen reiferen Alters die großen Jahrbücher, an denen bei uns kein Mangel ist. Bei der Union in Stuttgart erscheint nun schon im 49. Jahrgang „**Das neue Universum**“. Es bringt neben spannenden Erzählungen, Jagd- und Abenteuerüberungen interessante Aufsätze aus der Länder- und Völkerkunde, aus Technik und Industrie, aus Geologie und Astronomie, die meistens mit guten Bildern illustriert. Daneben gibt es noch allerlei Notizen über Merkwürdigkeiten, Aufgaben zum Kopferbrechen und eine häusliche Werkstatt mit brauchbaren Anleitungen für Vasteleien und Experimente. — Dem neuen Universum in der Gesamtanlage verwandt, aber noch stärker auf Technik und Sport eingestellt, ist das in der Franckschen Verlagshandlung in Stuttgart erscheinende Jahrbuch „**Durch die weite Welt**“, in das nun auch Flemingss Knabenbuch aufgegangen ist. Der stattliche Band ist eine wahre Fundgrube unterhaltamer und wissenschaftlicher Dinge. Über 500 Textbilder und ein paar bunte Tafeln sorgen dafür, daß auch die Anschauung nicht zu kurz kommt.

Gleichfalls bei der Union in Stuttgart erscheint die „**Jungmädchenwelt**“, die ernste und heitere Erzählungen von Agnes Miegel, Marie Diers, Charlotta Riese und anderen namhaften Autoren bringt, dazu Reisebilder und Blandereien über aktuelle Fragen von Kunst und Wissenschaft, Haus und Hof, Beruf und Sport. 98 ein- und mehrfarbige Bilder sind Erläuterung und Schmuck zugleich.

Auch an Kalendern für die Jugend fehlt es in unserem papierenen Zeitalter natürlich nicht. Im Zusammenhang mit dem Guten Kameraden erscheint der **Deutsche Knabenkalender**, mit dem Kränzchen der **Deutsche Mädchenkalender**, beides Wochen-Abreißkalender mit Bildern und allerlei Lesestoff zur Unterhaltung und Belehrung (Stuttgart, Union). — Für die Tasche des Schülers ist der **Kosmos-Taschenkalendar** bestimmt, der auf seinen beinahe 200 Seiten nicht nur neben einem Notizkalender allerlei Wissenswertes aus dem Gebiet der Statistik, der Mathematik, der Physik und Chemie, der Technik und des täglichen Lebens bringt (Stuttgart, Francksche Verlagshandlung). — Ähnliches bietet der **Deutsche Pestalozzikalender**, nur daß er noch rund 100 Seiten umfangreicher und damit stärker an Umfang und reicher an Inhalt ist (Münberg, S. C. Sebalb).

WEIHNACHTSBÜCHER

aus dem

CARL SCHÜNEMANN VERLAG/BREMEN

CARL BULCKE

GELIEBTE BETTY

Roman. In Ganzleinen RM. 4.50

Die Gestaltung eines Frauentyps, der einmal die Bedeutung der Madame Bovary erlangen kann. Tausend Erlebnisse vereinen sich in diesem Frauenschicksal zum Spiegel, in dem die Narrheit und Bosheit, die Freude und das Lächeln der Welt widerstrahlen.

LUDWIG HINRICHSSEN

KLAUS WESSEL

Ein Hamburger Kaufmannsroman
In Ganzleinen RM. 6.50

Ein Hymnus auf die Freie und Hansestadt Hamburg. Es entrollt sich ein erschütterndes Lebensschicksal und zugleich ein Stück deutscher Geschichte, dessen Kräfte noch heute lebendig sind.

HANS CHRISTOPH KAERGEL

ZINGEL GIBT EIN ZEICHEN

Ein grotesker Roman
In Ganzleinen RM. 6.50

Das Buch ist ein Idyll aus der ganzen Inbrunst eines Menschen, der auch in einer gelösten Stunde von den ewigen Dingen um Gott, Tod und Wiedersehen nicht loskommt.

Heinrich Zerkaulen

JOSEF PONTEN

EUROPÄISCHES REISEBUCH

Landschaften, Räume, Menschen
In Ganzleinen RM. 6.—

Der große Landschaftsgestalter sammelt den Ertrag langer Reisen. Die seltsame Tatsache, daß ein großer Dichter zugleich mit intuitiven Fähigkeiten des Geologen und Historikers ausgestattet wurde, gibt diesem Reisebuch überzeitliche Gültigkeit.

WERNER SCHEFF

DAS WEISSE SPIEL

Roman. In Ganzleinen RM. 4.50

Der Tennisplatz bildet den Hintergrund für die mit reifer Technik entwickelte Handlung. Liebe und Sport bilden das Thema. „Das weiße Spiel“ zeigt den erfahrenen Erzähler, den feinsinnigen Psychologen, den Beobachter der Gesellschaft.

WERNER SCHENDEL

DIE JUNGE SAAT

Roman aus der Nachkriegszeit
In Ganzleinen RM. 6.50

Zwei junge Menschen kämpfen sich durch die Wirrnisse der Nachkriegszeit. Die junge Saat, durch frühen Frost gehemmt, schließt spät in Halme und bildet dennoch Frucht. In gedämpfter Zuversicht finden die Helden ein volles und schönes Glück.

HELLMUTH UNGER

EISLAND

Roman einer Expedition
In Ganzleinen RM. 4.—

Der Roman trägt die Widmung: Roald Amundsen, dem heldenmütigen Opfer der Nobile-Expedition, zum Gedächtnis. Wer die Welt des ewigen Eises mit ihrer fremden, furchtbaren Schönheit kennen lernen möchte, greife zu diesem Buch.

ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN

Den **Helden von Ostafrika** hat Friedr. Wilh. Mader in einer dreibändigen Erzählung ein würdiges Denkmal gesetzt. Seine Darstellung vereinigt die strenge Tatsachentreue des Geschichtsschreibers in der Schilderung der kriegerischen Ereignisse mit der Phantasie des bewährten Erzählers in der weiteren Ausmalung durch Übertragung verbürgter Einzelzüge auf frei erfundene Personen. Seine Schilderungen der Kämpfe und Wanderzüge, der Landschaft mit ihren Schönheiten und Schrecken, der Freuden und Leiden, der Leistungen und Entbehrungen der weißen und schwarzen Truppen zeichnen sich durch volle Wahrhaftigkeit aus und gewinnen zugleich größte Anschaulichkeit und menschliche Belebung. So ist es Mader gelungen, eine für das deutsche Volk, vor allem aber für die deutsche Jugend geeignete Darstellung des vierjährigen Kampfes unter Lettow-Vorbeck zu geben, die sich spannend wie ein Indianerroman liest, aber nicht beim Abenteuer haltmacht, sondern den Blick des Lesers immer wieder auf die große Idee lenkt, die hinter all diesen Kämpfen steht. Das ist ein Werk, das die Herzen der Jungen höher schlagen lassen und ihnen eine Mahnung für die deutsche Zukunft sein wird, die auf ihren Schultern ruht. — In diesem Jahr ist der dritte Band erschienen: „**In unbekannte Fernen**“. Es ist dies der spannendste und abenteuerlichste Abschnitt des ganzen Feldzuges. Kühn wagt sich Lettow in meist noch völlig unbekanntes Gebiet, nach Portugiesisch-Ostafrika und Rhodesien. Der Feind bietet alles auf, um die kleine Schar deutscher und schwarzer Helden zu erdrücken. Aber immer wieder findet er sich genarrt und muß das Treiben von neuem beginnen. Treu halten die schwarzen Askaris und Träger zu ihren weißen Führern und teilen mit ihnen Sieg und Tod. Die beiden ersten Teile des Werkes „**Am Kilimandscharo**“ und „**Vom Pangani zum Rowuma**“ sind bereits früher erschienen. Jeder umfaßt etwa 300 Seiten mit je einer farbigen und acht Tondruckbildern von Karl Mühlmeister, die die afrikanische Landschaft in ihrem wechselnden Ausdruck mit großer künstlerischer Kraft darstellen (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft; Preis in Ganzleinen je 6,80 RM.).

Von den Fahrten und Taten der Wöwe erzählt auf Grund eigener Erlebnisse der Bremer Steuer- mann Albert Sembrött in seinem Buche „**Der Durchbruch der Wöwe**“ (mit vier farbigen Bildern von Harry Schulz; Stuttgart, Thienemann; Halb- leinen 2,—, Ganzleinen 3,— RM.). In anspruchs- loser, aber stets fesselnder Schilderung erleben die jungen Leser den kühnen Durchbruch der Wöwe durch die englische Vlodadelinie und die ersten Kriegstaten des Kaperschiffes. Hier können sie lernen, was es heißt, mit Herz und Kopf bei einer Sache zu sein und keine ganze Persönlichkeit einzusetzen.

Zwei Erzählungen für Mädchen von 12 bis 15 Jahren hat Helene Raff unter dem Titel „**Deutsche Frauen über Meer**“ vereinigt (mit vier farbigen Vollbildern von Albertine Dependorf; Stuttgart, Thienemann; Halbl. 2,— RM., Ganz- leinen 3,— RM.). Die eine behandelt die Erlebnisse eines schwäbischen Bauernmädchens, das zum Balkan verschlagen wird, in Venedig einen öster- reichischen Bahnbediensteten heiratet, Witwe wird, und nun, allein auf sich gestellt, durch Fleiß und Tatkraft zu bescheidenem Wohlstand gelangt und nach dem Kriege sich in München eine neue Existenz schafft. Die andere gibt den jungen Leserinnen Gelegenheit, die Bekanntschaft der 1876 ver- storbenen Freiin Desgranges zu machen, die ihren Gatten als unentbehrliche Gehilfin auf seinen Forschungsreisen durch damals noch unbekannte Gebiete Indiens begleitet und nach dessen Tode sich allein durchschlägt und zur Zivilisation zurückkehrt.

Erstmalig

ist soeben herausgekommen:

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamt-schlesischen
Raume

Herausgegeben vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. Schriftlei- tung: Universitätsprofessor Dr. Bierach, Prag; Geheimrat Dr. Janzen, Bres- lau; Studienrat Dr. Mak, Gleiwitz und Schriftsteller Wittek, Tropau. 10 Bogen Großoktav in Ganzleinen ge- bunden mit zwei vierfarbigen, acht schwarzen Bildbeigaben und einer zwei- farbigen Karte des schlesischen Sprach- gebietes.

Das Buch behandelt in vollstümlicher Darstellung auf wissenschaftlicher Grund- lage die gesamt-schlesische Sprache, Lite- ratur und Kunst, die Volkskunde, die Landeskunde und Geschichte, Handel, Industrie und Gewerbe usw. in ihren Beziehungen zwischen hüben und drüben in Aufsätzen von Fachgelehrten, daneben bringt es auch literarische Beiträge schlesischer Schriftsteller, ferner Be- sprechungen und Proben von schlesischer Kunst und schlesischem Kunstgewerbe.

Preis 4 RM.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlagsbuchhandlung
Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1

Weihnachtsbücher von dauerndem Wert!

Bernard Michael Steinmeh:
Altgold und Neufilber.

2. stark erweiterte Ausgabe des Büchleins
„Aus der Goldgrube“. Geb. RM. 3.—

Lieb und Leid der Marianne Mertes.

Eine Volkserzählg. aus der Eifel. Geb. RM. 2.10

Wer auch nur ein Fünkchen Sinn für echte, stille, herzliche Freude und gesunde, begiebene dichterische Volks- und Hausmannsstoff sich bewahrt, wird an diesen treuerberzig-schlichten Gestalten und Perlen altdeutscher Erzählungskunst seine helle Freude haben. Hier stehen silberklare Quellen unserer Heimat- und Volkskultur. Laßt euch das Buch für den Feiertabend! Verschickt es an Geschwister und Freunde!

M. Homscheid:

Am Meilenstein vorüber

und andere Skizzen. 2. Auflage des Büchleins
„Alltagskinder“. Geb. RM. 3.—

Es sind ohne Ausnahme stille Bilder aus dem Leben, die viel Versehen, viel Güte und ein sein gestimmtes Frauengemüt verraten; ihre Grundnote hat viel Nüchternes, aber nicht weich Sentimentales an sich — mit einem Worte: bereits jene gesunde Kraft, die alle Schriften unserer Homscheid auszeichnet.

Auf heimlichen Steigen

und andere Erzählungen und Skizzen. Gebunden RM. 3.50

Die 14 Erzählungen geben eine vornehme und spannende Lektüre für Jedermann ab. Die Erzählerin versteht es namentlich, Stimmungsbilder zu schaffen, und schreibt einen geradezu musterhaften Stil.

Der heimliche Ruf.

Erzählung 2. Auflage. Geb. RM. 3.25

Im Siegerland spielt diesmal die Handlung. Marus er kämpft sich durch mancherlei Hemmungen den Weg zum Priestertum. „Nicht das Klagen von Schlägel und Eisen, nicht das Schürfen und Scharren tief drinnen im Schoß der Erde haben vermocht, den heimlichen, starken Ruf in seiner Seele still zu machen. Auch nicht die heißen, drängenden Sommerarbeiten, das Knirschen des Pfluges, das Sirenen der Sense, nicht Lärm und Lachen der Jugend.“

Krause Dinge.

Rätselbüchlein. Geb. RM. 1.50

Man kann es ja eigentlich nur würdigen, wenn man es eurätselt. Und das ist Beschäftigung für manche Stunden; denn das Büchlein enthält 75 Rätsel in poetischer Form, kurze und lange, leichtere und schwere.

Eiselpinz. Roman Geb. RM. 3.—

Der „Eiselpinz“ ist ein prächtiges Stück Heimatkunst. Besonders die wirkliche Eisellandschaft ist musterhaft geschildert. Kräftlich sind auch die einzelnen Dorftypen gezeichnet.

Erzfunken. Gedichte Geb. RM. 3.50

Kein süßliches Getue, kein sentimentales Schwachen. Ferbe, dichterische Kraft. Erzfunken! Das Siegerland wird darin lebendig mit seinen Gruben und Erzadern, seinem Schiffsen und Ringen.

Balladen. ½ Kaliko RM. 2.80

Ein neuer Band ihrer straffen, immer wieder packenden Balladen. Das Erlebnis des „Steigers“ beispielweise, um nur eine ihrer Balladen zu nennen, ist glänzend gestaltet in echt Fontaneschem Sinne.

Brunnen im Land. ¼ Kaliko RM. 3 —

Der Titel ist gut gewählt. Maria Homscheid gräbt in diesen seinen, stillen Geschichten wirklich in die Tiefen der Volksseele. Sie fördert dabei manch ungehobenen Schatz und gibt überraschende Um- und Ausblicke. Ihre heimatreuen Eifelgeschichten sind in poetischer, klarer, anschaulicher Sprache erzählt. Das Büchlein verdient die Freundschaft aller, die nicht für literarische Duzendware zu haben sind.

Johannes Dierkes:

Ein Lichtlein bist du! 5. u. 6. Auflage.
¼ Kaliko RM. 2.20, ¼ Leder RM. 4.50

Dieses Bändchen hat schon sein 18. Tausend erreicht. Es ist ein Lebensbuch, ein Betrachtungsbuch über unser Verhältnis zu Gott, zu uns selbst und zum Nächsten. Es weckt in sinniger Art den Gedanken lebendig zu machen, daß unser Leben ein zartes Lämpchen ist, das jeder Windhauch erlöschen kann. Und darüber nachzudenken, ist Lohn für ein paar stille Stunden.

Du bist mein Kind. Kart. RM. 1.20, geb. 2.—

Erfurcht und Staunen kennzeichnen den Geist dieses Büchleins. Und eine große Belesenheit erfreut mit ihren Früchten. Und wenn man das Werkchen durchgelesen hat und hält es zwischen den Fingern, so weckt man: hier habe ich auf kleinstem Raum wohl das Schönste, was in deutscher Sprache über das Kind gesagt und gesungen wurde.

Joseph Feiten:

Am Aufbau der Zeit.

Naives Weltbild und mehr. ½ Kaliko RM. 2.40

Bunte Fracht. ½ Kaliko RM. 2.40, mit handtol. Einbandtitel RM. 2.90

„Am Aufbau der Zeit“, das ein erstrebenswertes deutsches Volks- und Persönlichkeitsideal packend herausstellt, und „Bunte Fracht“, in welchem er als starke Eigenpersönlichkeit Erfahrungen und Erlebnis, Nüchternes und Praktisches in erste und weniger erste Formen gießt, so daß schließlich ein Büchlein Lebensweisheit daraus wird. Man liest beide Bändchen mit Augen und sicherem, geistigem Gewinn.

Wilh. Aug. Berberich:

Im Hochwald.

Gesamtgabe der poetischen Werke. Mit dem Bilde des Dichters. Ganzleinen RM. 7.40

Edo der Gegenwart: Ein gottbegnadeter katholischer Dichter tritt in diesem Werke an die breite Öffentlichkeit. Er ist Wadenser. Seine Stoffe entnimmt er vorzüglich der Religion und Geschichte. Die Verse Berberichs sind stehend in edlen Formen. Ein Meister der Sprache von überaus enden Ausdrücken.

Badischer Beobachter: Mit seinen Epen „Hohenrode“ und „Tannenburg“ hat sich Berberich unter unsere besten Volks- und Heimatdichter eingereiht.

Augsburger Postzeitung: Wir freuen uns innig an dem schmelzen Saug (Tannenburg), an der anmutig gewobenen geschichtlichen Entwicklung des romantischen Stoffes, der im 13. Jahrhundert spielt. . . Wir fühlen hier (Hohenrode) so recht: Singe, wenn Gefang gegeben! Berberich kann es.

Wilhelm Hay:

Aus meinen Bergen.

Eifeler Dorfgeschichten. Geb. RM. 1.50

In meiner Heimat haus.

Geschichten u. Bilder. Mit einem Holzschnitt als Titelbild von Peter Gizinger. Geb. RM. 2.50

Vorzüge der kleinen Erzählungen sind: Prächtige Naturschilderung, naturwahre Darstellung der Eisellbauern und ihres Tuns und Treibens, sowie kurze, packende Gestaltung des Stoffes.

Heinrich Lentz:

Am Dorfbrunnen.

Erzählung aus der Eifel. Geb. RM. 1.50

Ein erstes Erzählertalent, das die gute Art des Storm und Mörike fortsetzt.

Jos. Mockenhaupt:

Der kleine Roman. Erzählg. Geb. RM. 3.75

Der kleine Roman ist ein allerliebster, kleiner Beutel, mit quellfrischem, heiterem Sinn, edlem, hilfsbereitem Herzen, manchmal etwas zu geschäft für sein Alter, sonst kindlich fromm, bei die Worte des ehrwürdigen, edlen Pfarrherrn gläubig hineintrinkt und sie einmal sogar allzu eilig in die Tat umzusetzen sucht. Das merkt man gleich: Erzählen kann der neue Verfasser sein.

Ein Jungmädchenbuch, das nicht unterhalten, sondern bilden, führen und für das Leben rüsten will, ist Lucia Dorzius „Lebensbuch für junge Mädchen“ (Freiburg, Herder; Ganzleinen 5,— RM.). Der Ideenkreis dieses Buches ist weit gespannt. Es handelt von der Sehnsucht des Herzens, die über alles hinaus möchte, aber auch einsam und still macht; vom Selbst, von Freundschaft und Liebe, Jungfräulichkeit und Ehe. Es spricht über ethische und ästhetische Ideale, vom Kleid, von Formen Sprache und Heim. Es spürt Lebensleitlinien nach und weist hohe Ziele. Es bietet Gedanken zur Berufswahl und stellt die Frage nach Gott und Religion.

Für größere Jüngens, vor allem für solche, die in der Jugendbewegung stehen, kann man sich schwer ein geeigneteres Buch denken als Otto Ruderts Erzählung „Der Herr auf Fasanenhof“ (mit acht Einhaltsbildern von Alfred Seckelmann; Stuttgart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft). Durch eine Jugendgruppe, die seinen Weg kreuzt, wird der Herr von Fasanenhof, den ein schweres Schicksal und eigener Starrsinn zum Menschenfeind gemacht haben, zum Glauben an die Menschheit und an den Wert des Daseins zurückgeführt. Einer der Jungen, der elternlos ist, gewinnt durch sein gerades, ehrliches Wesen das Herz der Sonderlinge, der ihn zum Erben seines Gutes einsetzt. Eine Erzählung, die unter der Decke einer bunten, spannungsreichen Handlung viel wertvolles Erziehungsgut birgt.

Bei der Sportbegeisterung, die heute auch viele unserer jungen Mädchen ergriffen hat, wird es der „Sporthasi“ sicherlich nicht an Freundinnen fehlen. Clara Schelper läßt ihre Leserinnen das junge rheinische Bürgermeistertöchterlein auf ihrem nicht gerade bequemen Wege zur deutschen Tennismeisterschaft begleiten. Ein gegenwartstfrohes, frisches Buch, für das man gerne ein Duzend der früher üblichen und auch heute noch nicht ganz ausgestorbenen Jungmädchenbücher hingibt. Es ist bei Levy u. Müller in Stuttgart erschienen (kart. 3,50, Ganzleinen 4,80 RM.).

Feine, kleine Schullindergeschichten hat Frida Schanz unter dem Titel „Gute Freunde“ zu einem Bande zusammengefaßt (mit vier farbigen Vollbildern und Buchschmuck von Maria Greugg. Stuttgart, Levy u. Müller, Ganzleinen 6,50 RM.). Frida Schanz versteht es wie wenige, die Welt des Kindes mit ihren großen und kleinen Freuden und Leiden zu schildern. Jede der 16 Erzählungen ist wirklich eine „schöne Geschichte“, und stets steckt in ihrer Schale der Kern einer guten Lehre.

Josephine Siebe hat es nun einmal auf den Kasperle abgesehen. Zu sechs Bänden hat er ihr schon verhelfen müssen, und nun liegt der siebente vor: „Kasperle ist wieder da“ (mit vier farbigen Vollbildern von Ernst Kufer und 43 Scherenschnitten von Elisabeth Bärcher, Stuttgart, Levy u. Müller; Ganzleinen 6,50 RM.). 75 Jahre hat Kasperle geschlafen und mit ihm der Prinz Dimlim. Nun sind sie aufgewacht und gucken nicht wenig verwundert in die von Grund auf veränderte Welt.

Für die Zehn- bis Sechzehnjährigen hat Tony Schumacher, die Achtzigjährige, die Geschichte „Vom Findelkind“ geschrieben (mit einem Titelbild und 33 Textbildern von Rich. Schupp. Stuttgart, Levy u. Müller; Ganzleinen 5,— RM.). Mit warmem Gemüt, echter Mütterlichkeit und tiefem Verständnis für Glück und Leid des Menschenherzens schildert der Verfasserin hier den Lebensweg eines Findelkindes, das aus dem Armenhaus heraus um manche Klippe herum zu einem angesehenen Beruf und schließlich zur Heirat mit einem geachteten Kaufmann führt.

Schenken Sie Ihren Kindern zum Weihnachtsfeste

die Bände der Sammlung Mentor-Repetitorien. Die Mentor-Repetitorien machen das häusliche Lernen zu einer Freude, sie fördern die Selbstständigkeit und sichern die Verlesung. Auch für Erwachsene sind die

Mentor-Repetitorien

das beste Mittel, um lückenhafte Kenntnisse zu verbessern, um Vergessenes wieder aufzufrischen oder fehlende Kenntnisse zu erwerben.

Mathematik.

1. 24. Rechnen I/II.
10. 25. Arithm. u. Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichung.
39. Gleich. 3. und 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrech.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zalentafeln.
56. 57. Endliche Ketten I/II.
58. 59. Differential- u. Integralrechnung I/II.
60. 61. Ergänzungen u. Anwendung, 3. Differential- u. Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/II.
38. Planimetrische Zeilungsaufgaben.
48. 49. Analyt. Geometrie I/II.
16. 17. 47. Trigonometrie I/II.
18. 19. Stereometrie I/II.

Geographie.

4. Astronom.-mathemat. physikalische, politische u. Wirtschaftsg. Geograph.

Deutsch.

26. 27. Deutscher Aufsatz I/II.

20. 20a. Literaturgeschichte.
- 20b. 20c. Geschichte der Deutschen Literatur unserer Zeit
34. Deutsche Rechtschreibung
35. Deutsche Grammatik.
- Fremde Sprachen.**
2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antw.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antw.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geschichte.

15. Geschichtsdaten.
40. Alte orient. Geschichte.
21. Griech. u. röm. Geschichte.
22. Geschichte d. Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
- 23a. Geschichte der Neuzeit II.

Naturkunde.

33. 53. 54. 54a. Physik I/IV.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Jeder Band 1,50 RM. / Durch jede Buchhandl. zu beziehen.
Mentor-Verlag, Berlin - Schöneberg BD.
 Bahnstraße 29/30. Post-Kontonö: Berlin Nr. 115

Leipzig Deutsche Buchhändler-Veranstaltung
 Buchhändlerbau 8. Oster 1929. Neuer
 Jahreskursus für hochschulm. Ausbildung in Buch-, Kunst-
 u. Musikalienhandel auch für Damen u. Ausl. Gmb. Sägung u.
 Lehrpl. gegen 4. RM. d. Oberrubienleiter Prof. Dr. Frenzel.

Klee
Linden Honig
 ein genuin. Krieger, Kietberg 51

Ger. rein 10 Pfd. Dose 11,90 M. Halbe D.
 2 M. 13 Pfd. D. 2 M. frei Haus. Nachtr.
 30 Pf. mehr. Ger. Rücknahme bis 100 g.
 Westf.

Bücher

zeitig kaufen

dann können Sie erst selbst jedes Buch vorher lesen, sich daran freuen und mit dem Beschenkten später darüber sprechen. Das Buch leidet nicht, wenn Sie es sorgsam behandeln

★

BONGS GOLDENE KLASSIKER- BIBLIOTHEK

Anerkannt wertvolle Ausgaben
mit Einleitungen, Anmerkungen und Registern
Beste Friedensausrüstung — Holzfreies Papier — Echte Goldpressung
Von ersten Literaturhistorikern geschriebene Lebensbilder führen in den Dichter und
in seine Werke ein. Reichhaltige Erläuterungen erleichtern das Verständnis.

Neue billige Preise

- | | | | |
|--|---|---|--|
| <p>Arndt, 4 Bände.
Arnim, 2 Bände.
Arnim und Brentano, Des
Knaben Wunderhorn,
2 Bände.
Bürger (Kritische Ausgabe)
2 Bände.
Chamisso, (3 Teile) 2 Bände.
Chamisso (Vollständige Aus-
gabe), 3 Bände.
Droste-Hülshoff, 3 Bände.
Eichendorff, 3 Bände.
Fouqué, 1 Band.
Freiligrath, 2 Bände.
Wellert, 1 Band.
Goethe (Auswahl), 5 Bände.
Goethe (Vollständige Ausgabe)
10 Bände.
*Goethe (Vollständige Aus-
gabe mit Register) 22 Bde.
*Goethe, Register allein,
2 Bände.</p> | <p>Gräbe, 3 Bände.
Grillparzer (Vollständige
Ausgabe), 7 Bände.
Grillparzer (Auswahl),
5 Bände.
Grimm, Sagen, 1 Band.
Grimm, Märchen, 1 Band.
Grimmelshausen, 3 Bände.
Grün, 3 Bände.
Gustow, 4 Bände.
Gustow (Erweiterte Aus-
gabe), 7 Bände.
Gustow, Ritter vom Geiste,
3 Bände.
Halm, 2 Bände.
Hauff, 3 Bände.
Hebbel, 5 Bände.
Hebbel (Werke und Tage-
bücher), 7 Bände.
Hebbel, Tagebücher, 2 Bde.
Hebel, 2 Bände.
Heine 9 Teile (Auswahl),
4 Bände.
Heine (Vollständige Ausgabe,
15 Teile), 7 Bände.
Herwegh, 1 Band.
Hoffmann [E. T. N.], 8 Bde.</p> | <p>Hoffmann von Fallersleben,
2 Bände.
Hölderin, 2 Bände.
Homer, 2 Bände.
*Zimmermann, Münchhausen
mit Oberhof, 1 Band.
Zimmermann, 3 Bände.
Keller (Gottfried), 5 Bände.
Keller [Gottfried], Erweiterte
Ausgabe, 6 Bände.
Kerner, [Justinus], 2 Bände.
Kleist [Heinrich v.], 8 Bände.
*Körner, 1 Band.
Lenau, 2 Bände.
*Lessing (Vollständige Aus-
gabe), 20 Bände.
Lessing, 4 Bände.
Ludwig, 2 Bände.
Mörike, 2 Bände.
*Mestrov, 1 Band.
Nibelungenlied (Übersetzung
von Simrock mit gegen-
übergestellten Urtext),
1 Band.
Novalis, 2 Bände.
*Raimund, 1 Band.</p> | <p>Reuter, 6 Bände
Schefel, 3 Bände.
Schenkendorf, 1 Band.
Schiller (Auswahl).
5 Bände.
Schiller (Vollständige Aus-
gabe), 10 Bände.
Shakespeare (Dramen),
4 Bände.
Shakespeare (Erw. Auswahl),
6 Bände.
Shakespeare (Vollständige
kommentierte Ausgabe),
7 Bände
Stifter, 5 Bände.
Storm, 3 Bände.
Sturm und Drang,
2 Bände.
Tiedt, 2 Bände.
*Uhland (Schulausgabe),
1 Band.
*Uhland, (Erweiterte Aus-
gabe) 2 Bände.
Wagner [Richard], 6 Bände.
Zscholle, 5 Bände.</p> |
|--|---|---|--|

Jeder Band Ganzleinen 3 RM., Halbleder 5 RM., Ganzleder 6 RM. Die mit * versehenen
Bände 50 Pfg. mehr.

Humor bei Goethe

Herausgegeben von Prof. Hans Heinrich Vorherdt

Einband von Jürgen Wegener / Echte Goldpressung / Indanthren-Ballonleinen 6 RM.

Warm und golden geht's in einem auf, wenn man sich an dieser reizenden Zusammenstellung erfreut. Vom sinnenden
Entzücken bis zum hellen Lachen bringt einen der gleiche große ständig bewegte Geist. (Das Goetheanum, Dornach.)

Zum 400 jährigen Dürer-Jubiläum

Albrecht Dürer / Roman

von Hermann Gl. Kosel

Vollausgabe

Ganzleinen / 3 Bände in einem Band 9 RM. / In 3 Einzelbänden je 3,50 RM.

1080 Seiten Text. Mit 51 Wiedergaben der hauptsächlichsten Werke des Meisters. In Ganzleinen gebunden.

„Mit reiner Freude sieht man, wie hier ein starker Künstler dem Seelenleben des großen Meisters und Menschen nachspürt, es
erschließt und in seinen Worten wiederzugeben versteht. Man kann nur wünschen, daß dieser vorzügliche Roman, der ein
glänzendes Bild Dürers und seines Lebens und Strebens gibt, und der ein Stück wahrer deutscher Kultur in dramatisch
bewegten Schilderungen entstehen läßt, recht vielen in die Hände und unter die Augen kommt.“ (Weser-Zeitung.)

Mark und Margot

Ernste und heitere Tiergeschichten
von Louis Pergaud

Deutsch v. Adolf Heilborn / Mit Illustrationen
v. Adolf Dahle / Ganzleinen 7 RM.

Ein wundervoll ausgestattetes, vortreffliches Buch. Die
Schilderungen verraten ein liebevolles Versehen in das
Tierleben, verbunden mit tiefem Verständnis für die Natur
und ihre Geheimnisse. (Generalanzeiger für Stettin.)

Sonnwend des Glücks

Die Symphonie eines Lebens
von Zdenko von Krast

21.-23. Tausend 2 Bände

in Ganzleinen gebunden je 4 RM.

Wenn der Erfolg eines Dichters ausschließlich von dem
inneren Wert abhängig wäre, dann müßte dieser Roman in
aller Hände und der Name dieses Dichters in aller Munde
sein. Hier hat ein wahrhaft gottbegnadeter Künstler ein Werk
geschaffen, so schön und reif, daß man sich geru dem Genuß
dieser Dichtung hingibt. (Tägliche Rundschau, Berlin.)

Ausführliche Prospekte kostenlos / Bitte zu verlangen.

Berlin W 57 :: Deutsches Verlagshaus Bong & Co. :: Leipzig

Romane berühmter Männer und Frauen

Mit vielen historischen Abbildungen, Dokumenten und Handschriften

Das deutsche Morgenrot. Ein Arndt- und Stein-Roman von D. Anwand. Admgin Luise. Von Sophie Hoed-Heiter.
 Weehovens unsterbliche Geliebte. Von Joseph Aug. Eug.
 Elisabeth Bigée-Lebrun. Künstlerroman aus den Schicksalstagen Marie Antoinettes. Von Herm. Cl. Josef.
 Johann Strauß, der Walzerkönig. Von Fritz Lange.
 Lukrezia Borgia. Roman von A. Schrotlauer.
 Michelangelo. Der Roman eines Titanen. Von Herm. Cl. Josef.
 Mozart. Ein Künstlerleben. Roman von Ottokar Janetschek.
 Elisabeth Kaiserin von Österreich, Königin von Ungarn, die Leibgekrönte. Roman von P. Gerh. Heidler.

Elisabeth von Platen. Eine deutsche Rompadour. Von P. Gerh. Heidler.
 Graf von Brühl. Der Roman eines Mächtigen aus galanter Zeit. Von Rita Sonnend.
 Prinz Louis Ferdinand. Ein Buch von Liebe und Vaterland. Von A. Semerau.
 Maria Theresia. Von Benko von Kraft.
 Die Gräfin Josef und der Porzellan-Erfinder Nöttger. Roman aus der Zeit Augustus des Starken. Von A. Stiehl.
 Die letzte Jarin. Alexander Feodorowna. Von G. von Roddorff.
 August der Starke. Der erste deutsche König in Polen. Von A. Schrotlauer.

Napoleon III. Ein Märchen auf dem Thron. Von H. Vollr. Schumacher.
 George Sand. Ein Buch der Leidenschaft. Von Dora Dunder.
 Marie Antoinette. Einer Königin Liebe und Erde. Von H. Freimark.
 Marquise von Rompadour. Roman aus galanter Zeit. Von Dora Dunder.
 Lola Montes. Von Jos. Aug. Eug.
 Ein Liebesidyll Ludwigs XIV. Louise de la Vallière. Von Dora Dunder.
 Grillparzers Liebesroman. Die Schwestern Fröhlich. Roman aus Wiens klassischer Zeit. Von Jos. Aug. Eug.
 Der Roman einer Kaiserin. Katharina I. von Rußland. Von Eug. Habel.
 Lord Nelsons letzte Liebe. Von H. Vollrat Schumacher.
 Liebe und Leben der Lady Hamilton. Von H. Vollrat Schumacher.

Jeder Band in Ganzleinen 6,50 RM., in Halbleber 10 RM.

Der neue Roman von Felicitas Rose der Dichterin der Heide Der hillige Ginsterbusch

Es liegt in diesem Roman eine Musik, die man stets gern hört und genießt. Die Gestalten wachsen lebensecht in bunter Fülle empor, die mannigfachen Schicksale, die eigenartigen, fein beobachteten Charaktere sind mit der sicheren Hand einer reifen Künstlerin gezeichnet.

Früher erschienene Romane von Felicitas Rose:

*Die Erbschmiede.
 *Heideschulmeister Uwe Markten.
 *Erlenkamp Erben.
 *Der graue Alltag und sein Licht.
 Mit 26 Originalzeichnungen.

Der Mutterhof. Ein Hallig-Roman.
 *Der Fisch der Nasmuffens.
 Die Geschichte einer Familie.
 Meerkönigs Haus.
 Tröhnen. Eine Geschichte für junge und alte Nichtstuer.

Das Lyzeum in Birxholz.
 Silberaus den vier Wänden. Novellen.
 *Die Eils von Eichen.
 Provinzmädel. 5 Doppelbände; jeder Band in Ganzleinen RM. 2,50.

Jeder Band in Ganzleinen 6,50 RM.; die mit * versehenen Bände auch in Halbleber 10 RM.

Der neue Kapherr Die Abenteuer des Fürsten Dshaparidse des größten Bärenjägers Sibiriens

Erzählt von seinem letzten überlebenden Gefährten Egon von Kapherr
 Mit 81 Abbildungen. Ganzleinen 5 RM.

Unermeßlich breitet sich der Urwald, die Taiga mit ihrem Meer von Kronen aus. Hart und gefahrvoll kämpfen die Jagdgenossen mit dem Raubwild, voran dem Bären, dem Herrscher dieser Wälder, mit Horden entschlossener räuberischer Verbrecher und mit der gewaltigen Natur. — 4 Jahre hindurch hat der Verfasser mit dem verbannten Fürsten Dshaparidse die gefährlichsten Jagden und Abenteuer bestanden. Die hier zusammengefaßten Erlebnisse sind ein grandioses Gemälde dieser Zeit.

Bongs Jugendbücherei

Die schönsten Märchen der Weltliteratur. Gesammelt und mit einer Einleitung herausgegeben von Professor Friedrich v. der Leyen. 2 Bände.
 Das Sternenzelt und seine Wunder. Von Dr. Joseph Blaschmann, Prof. an der Univerf. zu Münster i. West.
 Gemälde und ihre Meister. Mit erklärenden Texten berühmter Führer und Freunde der Jugend sowie einem Geleitwort von Stadtschulrat Dr. Arnold Reimann.
 Nuter den Wäldern: Entdeckungen und Abenteuer. Von Dr. Adolf Heilborn.
 Wilde Tiere. Von Dr. Adolf Heilborn.
 Seelenleben unserer Haustiere. Von Dr. Th. Zell.
 Leben und Treiben zur Urzeit. Von Dr. D. Hauser.

Deutsche Dichter. Von Felix Lorenz. Mit Proben aus den Werken der Dichter.
 Berühmte Musiker und ihre Werke. Unter Beteiligung berufener Mitarbeiter herausgegeben von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Richard Sternfeld.
 Am Wunderland der Technik: Meisterstücke und neue Erfindungen. Von Hans Dominik.
 *Das Buch der Physik: Erfindungen der Naturerkenntnis. Von Hans Dominik.
 *Das Buch der Chemie: Erfindungen der Naturerkenntnis. Von Hans Dominik.
 *Triumphe der Technik. Von Hans Dominik.
 *Jugend-Turn- u. Sportbuch. Von Dr. E. Neuenborff.

Von Ministern, Erziehern und Lehrern sowie den Prüfungsausschüssen für Jugendchriften bestens empfohlen. — Reich illustriert. Bunte Beilagen. Unterhaltend, spannend, belehrend.

Jeder Band in Halbleinen 4 RM., die mit * versehenen Bände 5 RM.

Ausführliche Prospekte kostenlos / Bitte zu verlangen

Berlin W 57 :: Verlag von Richard Bong :: Leipzig

KLEINE ANZEIGEN

nicht geschäftl. Art (private Gelegenheits-An- und Verkauf, Heiratsanzeigen u. ähnliche) die nur gegen vorzeitige Bezahlung aufgenommen werden können, müssen spätestens vier Wochen vor Erscheinen in unserem Besth sein. Die obergespartene Millimeterhöhe wird mit 0,25 RM. berechnet. Bei Chiffreanzeigen kommt noch eine Gebühr von 0,50 RM. hinzu. Alle Anfragen in Anzeigenangelegenheiten werden direkt an die Zeitschriften-Abteilung Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, Schleichbach 127, erbeten

Weihnachtswunsch!

Fräulein, Badeniermädels, ideal veranlagt, natur- u. musikalisch, mehrere Jahre im Ausland als Stütze tätig, wünscht mit katholischem, vornehm gesinnten Herrn aus Baden im Alter von 30 bis 40 Jahren (am liebsten Lehrer), welcher noch ideal u. reinen Sinn für Frauenwürde besitzt, in Briefwechsel zu treten, zwecks späterer Lebensgemeinschaft. Zuschriften u. „Badenerland“ an den Bergladverlag, Breslau 1 erbeten.

Selbstinserektion

Welch. Charakter. Mann lehnt sich nach ein. Pflichtbewusst. treuen Ehepartnerin? Bin 37 J. ev. gesund, a. b. Land. leb. jug. Erich, tücht. Hausfr. kinderlieb. Gut. Allgem. Bldg. m. Herzenstadt gepaart soll ein gemeinl. Leb. verschöner. Zuchtschrift. u. B. B. 151 a. b. Bergladverlag, Breslau 1.

Schleiermädels, 27 J., kath., möchte gern Briefwechsel m. passend. Herrn zwecks spätr. Heirat. Witwer m. kind nicht ausgeglich. Freundl. Zuschr., entl. m. Bild, unter „Weihnachtswunsch“ a. den Bergladverlag, Breslau 1

Kath. 25 jährige Vollwaise ersehnt Ehe

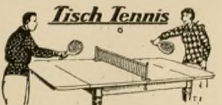
mit geistl. hochsteh., gleich ihr vereinsamt. Menschen (am liebst. Süddeutsch., Münchener.) Gesch. Position Beding., Aussteuer vorhanden. Briefwechsel unt. B. L. 311 an den Bergladverlag, Breslau 1 erbeten.

Ich suche einen treuen Gefährten

Wer erhebt sich ehrlichen Briefwechsel mit schlichtem, gebild. mus., wanderstroh., 26 j. Mädels? Frdl. Zuschr. u. „Franken“ a. b. Bergladverlag, Breslau 1 erbeten

Eisen-Metall-Betten

Stahlmattentzen, Kinderbetten günstig an Private. Katalog frei. Eisenmöbel-Fabrik Suhl Thür



Das beliebte Zimmerspiel Kompl. RM. 4.75, 7.25, 8.50, 11.90. Ill. Preisl. üb. Sommer und Winterport Artikel franco.

Sportartikel-Haus „Cito“ Karl Simon, Greiffenberg (Schles.)

Von der Schnurrpfeifergilde

Reisen.

Hüschel besteigt den Zug.
In Frankfurt.
Mit nur einer Hüttüte.
Steigen zwei alte Tanten ein.
Machen sich über Hüschel lustig.
„Sie reisen nur mit einer Hüttüte“, necken sie Hüschel.
„Nein. Noch mit zwei alten Schachteln.“

* * *

Böshaft.

„Sieh' mal die Trude. Das Kleid hat sie sich auf Abzahlung gekauft.“
„So, welche Rate trägt sie denn jetzt?“

* * *

Schlau.

Schlau ist abgebraunt.
Braucht dringend zehn Mark.
Da versucht er eine List.
Vielleicht hat er Glück.
„Kannst du mir die geliehenen zehn Mark zurückgeben?“ fragt er den ersten Bekannten, den er trifft.
„Mir geliehen? Wann denn?“
„Vor zwei Wochen, als du betrunken warst.“
„Ach richtig,“ scheint sich dieser zur Freude von Schlau zu entsinnen, „aber ich habe sie dir schon zurückgezahlt.“
„Mir zurückgezahlt? Wann denn?“
„Vor einer Woche, als du betrunken warst.“

Er sitzt nicht, aber es!

Ein Bauer kommt in eine Apotheke und muß dort auf die Anfertigung seines Rezeptes längere Zeit warten. Der Provisor, dem der Schalk lose sitzt, will ihn foppen und sagt zu ihm: „Setzen Sie sich doch!“ Der Bauer folgt der einladenden Handbewegung mit den Augen, kann aber nirgends einen Stuhl oder eine Bank entdecken; stumm bleibt er stehen und wartet weiter.

Nach einer Weile wiederholt der Provisor seine Aufforderung: „Es kann noch ein Viertelstündchen dauern, setzt Euch doch nur solange hin.“

Der Alte entgegnet ruhig und bedächtig: „Wißt bei Euch in der Apotheke ist es genau so, wie bei mir in der Scheune.“

Verwundert fragt der Provisor, der eben nicht zu den Schlauesten gehört: „Wie ist es denn in Eurer Scheune?“, worauf der Bauer freundlich erwidert: „Zum Sitzen gibt es auch nichts, aber Flegel sind genug da!“

Ehe.

Borges prügelt seine Frau.
Jeden Tag ergiebig.
„Aber Borges! Wie kann man nur?“, kommt jemand dazwischen.
„Laß man,“ prügelt Borges weiter, „immer jammert das Weib, daß es unglücklich mit mir wäre.“

Heirat! Viele reiche Ausländerinnen, viele vermög. deutsche Damen, auch mit Realität, Besitz usw. wünsch. glückl. Heirat. Serren a. o. Vermög. Auskunftsosort Stadweg, Berlin II 113, Stolpische Str. Nr. 48

Literarische Schriften

aller Wissensgebiete, Romane, Romellen, literarische und dramatische Dichtungen, auch Skompositionen, übermüht zur baldigen Veröffentlichung der Xenien-Verlag, Leipzig G. 1

Eine liebe Unterhaltung

Kerns III. Buch d. Patencen, 3 Bände, einzeln käufl. Wertbefannt und beliebt. Vorz. Geschenk. Prospekt mit Probebeispiel gratis. J. U. Kern's Verlag Breslau 2 B.

Festabzeichen

Ver.-Abz. f. Ver. j. Art. Vereinsstemp. Must. z. Ans. Kataloge. Preislisten frei! Emil Leistner, Hermsdorf 50 bei Dresden

Ihre Hofe

gleich einem Feuerrohr, wenn diese keine Bügelstange hat, die so leicht über Nacht er. wird mit Feinco Pulverpresse, umlegb. für b. Heil. Erparnis. Ideal-herrengesicht Dicht. Nr. 6,90 Mhm. J. Rothe, Dresden 325 Jägerndorferstr. Nr. 39

Den besten u. preiswertesten Kaffee, Tee, Kakao liefert Ihnen Carl Max Josephs, Bremen habe an verschieden. Bläßen noch Vertretung. abzugeben.

Reizende Locken

unbegrenzt haltbar bei feuchter Luft oder Schweiß, erzielten Damen, Herren und Kinder ohne Brennschere d. uns. Haarkräuselersenz.

Auch hübscheste Bubikopf findet durch dieses Präparat größte Salonung seines Haars.

Sofort bei Gebrauch eine Fülle ondul. Locken v. entzück. Wirkg. Pckg. M. 2,50, Doppelpckg. 3,80.

Versandhaus, Lebensglück-Abteilung 175, Dresden-A.

Marschallstraße 27.



Aus der Schule.

Lehrer: „Moriz, was hast du, wenn du von zweihundert Mark einhundert Mark verleihest?“
 Moriz: „Nu, was werd' ich haben, Herr Lehrer? Angst werd' ich haben, bis ich werd' wiederhaben meine hundert Mark.“

* * *

Mitten im Unterricht zupft mich ein Junge am Rock: „Herr G., Ihre Ihre Hosen sind kaputt.“
 „Donnerwetter“, sage ich, nachdem ich mich überzeugt hatte, „das wird heute etwas geben, wenn ich so heimkomme.“

Den Vorfall berichtet der Hans zu Hause seiner Mutter. Diese meint: „Na, so gar schlimm wird's deinem Lehrer gerade nicht ergehen, wenn er mit zerrissenen Hosen zu seiner Frau heimkommt.“
 Hans aber tut besorgt: „Sei mir nur ruhig; du kennst die Frau nicht. Wenn unser Lehrer mal Angst hat —.“

Erziehung.

Der kleine Max, der den ersten Tag in die Schule gegangen ist, beklagt sich bei seinem Vater, daß er schon Prügel bekommen habe.

„Du wirst sie wohl verdient haben,“ erwiderte der Vater.

Darauf der kleine Max: „Ja, Papa, man sängt doch aber die Erziehung nicht von hinten an.“

Wichtig.

„Else, du sollst nicht so unartig sein,“ sagt die Mutter. „Wenn du es weiter so treibst, werden deine Kinder auch mal unartig.“
 Entzückt schreit Else: „Mutti, jetzt hast du dich aber gehörig verraten!“

Courage.

„Sagen Sie mal, haben Sie Courage?“
 „Das will ich meinen.“
 „So? Dann pumpen Sie mir bitte zwanzig Mark.“

Zahntocher.

Minna Logarithme gibt ein Diner.
 Baut den Tisch auf.
 „Wohin soll ich die Zahntocher stellen?“
 Fragt das Mädchen.
 Meint Minna Logarithme:
 „Zahntocher brauchen wir nicht. Wir haben doch diesmal Tischkarten.“

Gedächtnis.

Schwabe schwankt auf einen Herrn zu.
 „Grüß Gott, Herr Rochus.“
 Der Herr steht dumm.
 „Sie kennen mich wohl nicht wieder, Herr Rochus?“
 Bei Ihnen hapert's wohl mit dem Personen-gedächtnis?“
 „Das nicht. Aber ich bin nicht Rochus.“

Briefmarken

Auswahlhefte in Europa- oder Ueberseemarken.
 Preisliste frei.

Gebr. Michel, Apolda

„Alles Unglück auf Erden

und alle Schuld, glaub ich, kommt von der Seelenschlumperei. Man muß sein Haus inwendig und auswendig in Ordnung halten: damit Punktum!“
 Das ist das Motto der Leni Moser in dem prachtvollen Roman

Die sieben Geier
 von Anna Hilaria von Eckhel.

Viel Gesundes und prachtvoll Frisches ist darin, viel Tatkraft und Lebensfreude. Es ist das köstlichste Buch, das man Müttern und Vätern mit Sinn für Verantwortung aber auch mit Freude am Leben und am Kinde in die Hand geben kann. In jeder Buchhandlung für M. 6,80 in prachtvoller Ausstattung vorrätig.
 Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn in Breslau 1.



Die schönste und grundlegende Darstellung der musikalischen Kultur aller Zeiten und Völker ist das

Handbuch der Musikwissenschaft

Herausgegeben von Professor Dr. Ernst Bücken von der Universität Köln unter Mitwirkung einer großen Anzahl von Musikgelehrten.

Etwas 1300 Notenbeispiele) gegen monatliche
 und etwa 1200 Bilder) Teilzahlungen von 4 RM.

Urteile der Presse:

„Eine Kulturgeschichte d. Musik im best. Sinne d. Wortes“ (Deutsche Musiker-Zeitung) —
 „Ein ganz prächtiges und gediegenes Werk“ (Das Orchester) — „Ein Werk, das das Herz jedes Musikfreundes höher schlagen lassen muß.“ (Blätter der Staatsoper) „Etwas Ähnliches war bisher in der Musikliteratur noch nicht vorhanden“ (Weserzeitung, Bremen)

Man überzeuge sich durch Augenschein und verlange unverbindliche Ansichtssendung von
 Artibus et Literis, Gesellschaft für Kunst- u. Literaturwissenschaft m. b. H. Potsdam

Eine Fundgrube wertvoller Bücher

bilden die dem vorliegenden Heft angegliederten Prospekte der bestens bekannt. Verlagsanstalt.

Amaltheaverlag
 Wien

Bibliog. Institut
 Leipzig

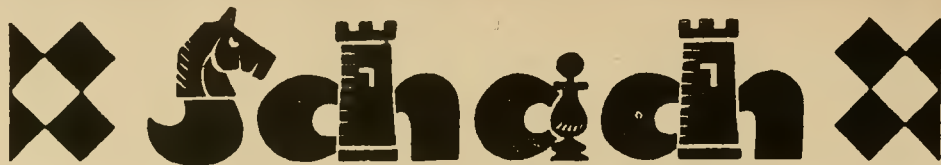
F. Bruckmann
 München

Insel-Verlag
 Leipzig

L. Staackmann
 Leipzig

Bergstadtverlag
 Breslau

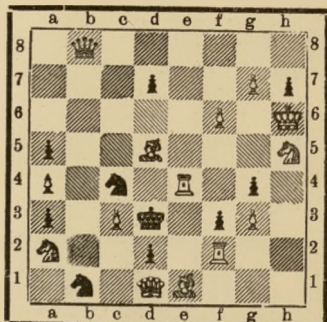
Aufmerksamste Beachtung wird angelegentlich empfohlen.



Bearbeitet von D. Adermann

Aufgabe Nr. 693.

H. von Düben.



Matt in zwei Zügen.

Lösungen.

Nr. 681 von M. Franken:
1. De6 --c8.

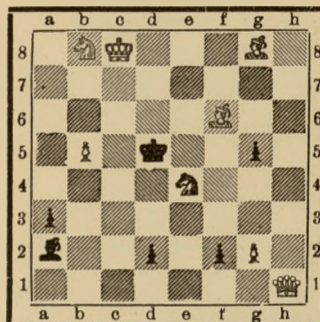
Nr. 682 von C. Mans-
fielb: 1. Kf4--e5.

Nr. 683 von St. Nielsen:
1. Lb6--c5; L:f4, 2. Sf6+;
1.... f: e6, 2. Se7+; 1....
Sc4, 2. D: d3+; 1....
Ta6, 2. Sb6+; 1.... Ta5,
2. Sc3+; 1.... Lh6, 2. Dg4;
1.... L bel. 2. Le3; 1.... T:
b7 2. Sc3+; 1.... bel. an-
ders 2. Sc3+.

Nr 684 von L. Stnotel:
1. Sc8--d6 K: d6 2. Te5;
1.... S: d6 2. Ld4+; 1....
Dh4 2. Td2; 1.... Se5, 2. T:
e5+; 1.... Kd5, 2. Td2+;
1.... bel. anders, 2. Db5+.

Aufgabe Nr. 694.

A. F. Madenzie.



Matt in drei Zügen.

Aufgabe Nr. 695.

G. K. Ansell.

Weiß: Ka1, Dd7, Tb2, La6, c3,
Sc7, f1, Ba2, a3, d6, e5, g2, g5.

Schwarz: Ke4, Sg1 g7, Ba4,
a7, b3, f4.

Matt in zwei Zügen

**Liste
der Schachaufgabenlöser.**

H. Murmann in Falken-
hagen, F. Schneider in
Mannheim F. Freimut in
Breslau: 681-4; H. Strum-
schmidt in Frankenstein, C.
Saenger in Wülshelm, R.
Rauvold in Köln 6812.
A. Berger in Eisen: 68,1-6.

Aufgabe Nr. 696.

H. Braungart.

Weiß: Kc8, Da3, Lh8, Se7, f5,
Bb3, e2, f3, h2.

Schwarz: Ke6, Lg8, Se8, Ba4,
a5, b7, g6, h4, h5.

Matt in drei Zügen.

Schachliteratur

Schachproblemet von Eric und P. H. Lörn-
gren 86 S. 8, geheftet 3,50 RM., zu
beziehen durch Hans Hedewig's Nachf.
Leipzig, Perthesstr. 10.

Die nicht nur in ihrer Heimat geschätzten
schwedischen Problemisten haben ein Hand-
buch für Problemfreunde herausgegeben,
das die Beachtung auch deutscher Aufgaben-
freunde verdient. Da das Sachregister drei-
sprachig (schwedisch, deutsch und englisch)
angelegt ist, bereitet es keine übergroßen
Schwierigkeiten, den zu den Problembei-
spielen gegebenen Darlegungen zu folgen,
zumal sich die Herausgeber in dankens-
werter Weise darauf beschränkt haben, nur
das Wesentliche, u. z. in gemeinverständlicher
Form auszuführen, während sie die feinen
und nicht selten auf die Spitze getriebenen
Verästelungen sowohl des Zweizügers wie
der Kombinations-Aufgabe dem Spezial-

studium vorbehalten ließen. Das Buch bietet
einen hinreichenden und dabei wohlfeilen
Überblick.

Hedewig's Mitteilungen über Schachliteratur
für 1928/29 sind erschienen und von dem
Leipziger Verlage, Perthesstr. 10, un-
kostenfrei zu beziehen.

Wie gewohnt, bietet das Heft ein lücken-
loses Verzeichnis der modernen Fachliteratur.

Weihnachts-Lösungsturnier.

Die vier Aufgaben des vorliegenden Heftes
machen wir, wie in früheren Jahren, zum Ge-
genstand eines kleinen Lösungs-Wettbewerbes
mit einer Anzahl von Schachbüchern als
Preisen. Wir bitten die Lösungen für das
Turnier bis spätestens 15. Januar a. f. an
die Schriftleitung zur Post zu geben. D. A.

„Die Bergstadt“

wird mit den Farben
der weltbekannten

**Chr. Hostmann Sleinberg'schen
Farbenfabriken G. m. b. H., Celle**

gedruckt.



Bergstädters Büchertisch

Schönheit der Technik. Von Franz Kollmann.
Mit 151 Abbildungen (München, Albert Langen;
steif geh. 11,50, Ganzleinen 15 RM.).

Gar so lange ist es noch nicht her, daß man zwei Begriffe wie Schönheit und Technik einander für feindlich hielt. Wo man sie zu versöhnen suchte, da hing man die Schönheit wie etwas Fremdes, wie ein Kleid oder einen Mantel der Technik um. Seit der Jahrhundertwende etwa ist die Technik sich ihrer eigenen Schönheit bewußt geworden, die aus Materialgerechtigkeit und Zweckmäßigkeit geboren ist. Nun ist das erste ausführliche Buch über diese neue Schönheit der Technik erschienen, nachdem das Thema, das unsere Gegenwart lebhaft interessiert, während der letzten Jahre in Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen vielfach behandelt worden ist. Der Verfasser zeichnet in klaren, knappen Erörterungen ein Bild der Entwicklung, weist die Zusammenhänge zwischen Zweck und Form, zwischen baulicher Eigenart und Schönheit nach und führt dann, indem er die einzelnen Gebiete der Technik durchmüßert, den Beweis, daß es heute schon, obgleich diese Dinge noch mitten im Strom der Entwicklung stehen, zahlreiche Werke der Technik gibt, die durch Schönheit geadelt sind. Dabei wird das Wort durch das Bild auf das wirksamste unterstützt. In ausgezeichneten großen Wiedergaben wird dem Betrachter eine Fülle schöner, technischer Arbeiten vorgestellt: Werkbauten, Brücken des Verkehrs, Verladeeinrichtungen, Krane, Masten, Schiffe, Luftschiffe, Flugzeuge, Kraftwagen, Lokomotiven, Maschinen und Maschinenteile. Mag man

auch in diesem und jenem Gedankengang mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, mag man der Ansicht sein, daß unter den Bildern manches ist, was hätte entbehrt werden können, während andres, was wichtig ist, fehlt (Wahnhöfe z. B.), dieses Buch verdient dankbare Aufnahme, weil es in seinen Abbildungen über die ästhetischen Probleme hinaus ein eindrucksvolles Zeugnis deutschen Kulturwillens ist. Darin liegt vielleicht seine größte Bedeutung.

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften.
34. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. August Schlatterer. Mit 262 Abbildungen im Text und 1 Farbentafel (Freiburg i. Br., Herder u. Co.).

Die Fortschritte, die Naturwissenschaft und Technik im Zeitraum eines Jahres machen, sind so groß, das Gebiet, das sie umschließen, ist so weit und vielgestaltig, daß es dem Laien, selbst wenn er sich für diese Dinge interessiert, kaum möglich ist, in seinen Kenntnissen mit dieser stürmischen Entwicklung gleichen Schritt zu halten. Da ist ein Buch wie das Herdersche Jahrbuch willkommen, das einen Rechenstaftsbericht über die bedeutenden zukunftsreichen Entdeckungen und Erkenntnisse des letzten Jahres darstellt. Nicht weniger als 38 klug und verständnisvoll ausgewählte Einzelgebiete sind von tüchtigen Fachmännern behandelt, und zwar in einer Form, die auch bei schwierigen Themen jedem das Mitgehen möglich macht. Zahlreiche gute Abbildungen erleichtern das Verständnis. So, wie das Herdersche Jahrbuch jetzt vorliegt, ist es ein rechtes Volksbuch, das berufen ist, weiten Kreisen die heute unbedingt zum Leben notwendigen Kenntnisse der Fortschritte in Naturwissenschaft und Technik zu vermitteln. S.

NOTEN ZUM FEST

WEIHNACHTS-ALBUM

für Gesang mit Klavier- oder Orgel- oder Harmoniumbegleitung (auch für Klavier oder Harmonium allein spielbar) von **Friedr. Wiedermann**, op. 14. Ed.-Nr. 1170, M. 2.— Enthält 84 Advents-, Weihnachts- und Neujahrslieder

KLASSISCHE

WEIHNACHTSSTÜCKE

für Klavier. Gesammelt und bearbeitet von Domorganist **Wilh. Stahl**. Ed.-Nr. 2241, M. 2.—. Hierzu auch Ergänzungsstimmen: Violine I/II und Violoncello (Ed.-Nr. 2241 a, b, c), jede Stimme 30 Pf. Durch alle Musikalienhandlungen erhältlich

Steingräber-Verlag, Leipzig

**Bitte beziehen Sie sich stets auf
die Anzeigen in der Bergstadt!**

Ganghofers

Romane und Erzählungen

**billig
geworden.**

Verzeichnisse in den Buchhandlungen

Verlag von Adolf Bonz & Comp. / Stuttgart

Eine kleine Kostbarkeit von Seltenheitswert!

Einen Spruch Paul Kellers haben wir von Künstlerhand schneiden, drucken und kolorieren lassen, und der Dichter hat ihn eigenhändig unterschrieben. Das Ganze ist als Umhüllung für die drei ersten Hefte des 17. Jahrganges gedacht.

Käuflich nicht zu haben,

völlig unberechnet wird die wertvolle Packung geliefert, wenn Sie jemandem die Bergstadt den ganzen Jahrgang hindurch als Geschenk zustellen lassen. Sie lösen damit nicht nur zum Feste, sondern allmonatlich immer wieder helle Freude aus!

Auf dem Gutschein

für den Jahresbezug, den wir zu verlangen bitten, brauchen Sie nur Ihre und die Anschrift des Beschenkten anzugeben; für regelmäßige Zustellung wird dann gesorgt. Sie bezahlen jetzt nur 4,50 RM. für die drei ersten Hefte, die folgenden monatlich oder vierteljährlich nach Belieben.

*Die Bergstadt * Verlag Wilh. Gottl. Korn * Breslau 1*



|| **ALBERT RUST**

der Autor
des erfolgreichen, in Ham-
burg, Berlin, Leipzig zurzeit
meistgekauften Romans

||

„VOM KOMMENDEN GESCHLECHT“

In Ganzleinen 8 Mark :: In jeder größeren Buchhandlung vorrätig

OSTDEUTSCHE VERLAGSANSTALT BRESLAU